

saarbrücker hefte

Sommer 2001
DM 14,50

85 *Die saarländische
Zeitschrift für Kultur
und Gesellschaft*

Vermißt

Erforschung der saarländischen
Sozialgeschichte ohne Konzept

Verrannt

Theoreme der Kommission
IndustrieLand Saar

Verkannt

Der erste Ministerpräsident
an der Saar

Verdrängt

Der Chirurg Oscar Orth,
Technokrat der Nazi-Medizin

Gefunden

Der Dichter Moscherosch
und seine Botschaft

Feuilleton

Rückblick auf eine Saarbrücker
Theatersaison

Gedenken an einen großen
Literaturwissenschaftler

Zeit für ein Uhrenmuseum

Filmarchiv in Luxemburg

Scherben in St. Arnual

Punk in Saarbrücken

Blues in der Provinz

Industriearbeit in Lothringen

Rückkehr in die polnische Heimat

Literatur

Eugen Helmlé - eine Auswahl aus
seinem Werk

Galerie

Photographien von
Roland Wirtz

Rezensionen

Hermann Hesse

Ludwig Harig

Régine Detambel

Wolfgang Brenner

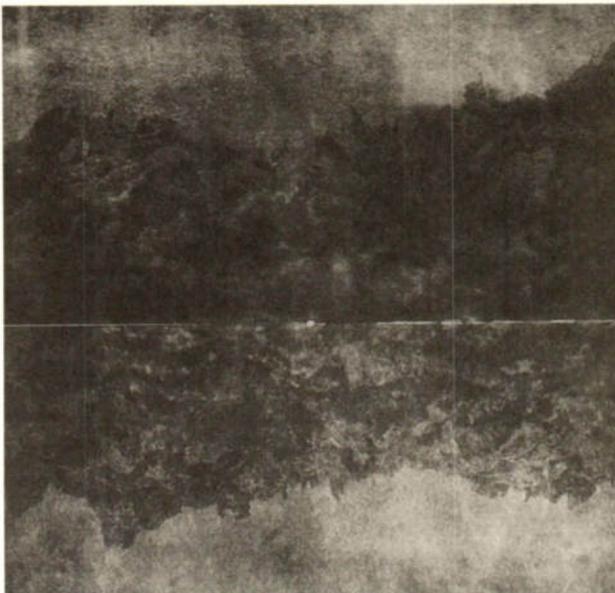
Dirk von Petersdorff

Lothar Kahn

Saarbrücker Musikgeschichte

Bankenarchitektur in Luxemburg

Luxemburger Herrscherhaus



saarbrücker **hefte** Nr. 85, Sommer 2001

Herausgeber:

Verein Saarbrücker Hefte e. V.

Redaktion:

Dirk Bubel, Bernhard Dahm, Achim Huber, Uwe Loebens (v.i.S.d.P.), Dietmar Schmitz, Herbert Temmes, Herbert Wender, Reinhard Wilhelm

Redaktionsadresse:

Hohe Wacht 21, 66119 Saarbrücken, Telephon / Fax: 06 81 / 58 54 18

Postadresse:

Saarbrücker Hefte, Postfach 102616, 66026 Saarbrücken

Internet:

www.saarbruecker-hefte.de

Verlag:

Pfau-Verlag, Postfach 102314, 66023 Saarbrücken,
Telephon: 06 81 / 4 16 33 94, Fax: -95, e-mail: pfau-verlag@t-online.de

Herstellung:

Druckerei und Verlag Steinmeier, Nördlingen

Layout:

Uwe Loebens

Verkaufspreis:

Einzelheft 14,50 DM (Doppelheft 18,- DM)

Jahres-Abo 22,- DM (2 Hefte zuzüglich Porto)

Abo-Bestellungen an den Pfau Verlag, Postfach 102314, 66023 Saarbrücken

Die Zeitschrift ist im Buchhandel erhältlich.

Einsendung von Manuskripten an die Postfachadresse der Redaktion.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen.

Autorinnen und Autoren dieser Ausgabe:

Werner Brill, Dirk Bubel, Wilfried Busemann, Bernhard Dahm, Stefan Fricke, Christian Frobenius, Alexander Jansen, Hans Horch, Achim Huber, Alexander König, Sigrid Konrad, Hans Leo Krämer, Uwe Loebens, Sven Rech, Anke Schaefer-Schwarz, Dietmar Schmitz, Erich Später, Wiebke Trapp, Nathalie Weber, Reinhard Wilhelm

Abbildungen:

Archiv Saarbrücker Hefte, Cinématèque Municipale Luxembourg, Bernhard Dahm, Stefan Fricke, stage picture (Klaus Baqué, Bettina Stö8), Steakknife, Bob Strauch, Marc Theis, Wiebke Trapp, „Unter Räuubern - J.M. Moscheroschs ‚Soldatenleben‘“, „Von der ‚Stunde 0‘ zum ‚Tag X‘“, Heiner Wessel

Titelabbildung:

Roland Wirtz

ISSN 0036-2115

Für freundliche Unterstützung danken wir der Landeshauptstadt Saarbrücken,

unseren Sponsoren: Saartoto, SAP Retail Solutions AG, Sparkasse Saarbrücken, Energis GmbH, Infor Business Solutions AG, Meta Level Software, InnoP Gesellschaft für innovatives Publizieren, Friedrich von Oppeln,

sowie unseren Werbepartnern.

saarbrücker
hefte

Sommer 2001

85 *Die saarländische
Zeitschrift für Kultur
und Gesellschaft*

Zeitgeschichte	
<hr/>	
<i>Erich Später</i>	
Der Sieg der Unbelehrbarkeit. Das Scheitern des Johannes Hoffmann	5
Vergangenheitsbewältigung fand nicht statt. Hoffmanns Enkelin im Interview	9
<i>Werner Brill</i>	
Im Dienste der Eugenik. Das Schauerspiel um den Mediziner Oscar Orth	12
Industriekultur	
<hr/>	
<i>Wilfried Busemann</i>	
Sozialgeschichtliche Defizite. Grundlagenforschung für die Industriekultur	23
<i>Hans Leo Krämer</i>	
Kommissionsblatta. Zum Bericht der Kommission „Industrieland Saar“	30
<i>Bernhard Dahm</i>	
Bergbau tot – Lothringen bebt? Geschichte der Arbeit als Ausstellung	36
Fenster nach Frankreich	
<hr/>	
<i>Nathalie Weber</i>	
„Klein Paris“ in Schlesien. Bergarbeiterfamilien kehren nach Polen zurück	39
<i>Anke Schaefer-Schwarz</i>	
Annäherungen an einen modernen Mann. Johann Michael Moscherosch	41
Galerie	
<hr/>	
<i>Roland Wirtz</i>	
Photographien	48
Fenster nach Luxemburg	
<hr/>	
<i>Anke Jungfleisch</i>	
Ein Land und seine filmhistorische Mission. Die Cinémathèque Municipale	53
Museen	
<hr/>	
<i>Wiebke Trapp</i>	
Und täglich grüßt das Murmeltier. Das Köllerbacher Uhrenmuseum	57
Theater	
<hr/>	
<i>Uwe Loebens</i>	
Alles nur Theater? Vorspiel auf dem zweiten Rang	60
<i>Sven Rech</i>	
Zwei knallende Türen und ein Wunder	
Die Saarbrücker Theatersaison im Rückblick	61
<i>Alexander Jansen</i>	
Ein Nachruf auf Hans Mayer	67
Literatur	
<hr/>	
<i>Eugen Helmlé</i>	
Essayist, Dichter, Übersetzer	70
Intermezzo	
<hr/>	
<i>Reinhard Wilhelm</i>	
Sensationeller Fund im Stiftswald St. Anual	82
Von den Jungen lernen	
<hr/>	
<i>Christian Frobenius</i>	
Wo bitte geht's zum Punk. Die Saarbrücker Band Steakknive	83

Musik

Wiebke Trapp

Blues in Frrreudenbörg. Der Duksaal 86

Rezensionen

Achim Huber

Stammheim – Illingen – Berlin. Eine mißlungene Reise / Wolfgang Brenner 89

Uwe Loebens

Autorenunglück / Hermann Hesse 90

Dietmar Schmitz

Jugendlicher Racheengel / Régine Detambel 93

Hans Horch

Terror in Rehlingen / Lothar Kahn 94

Dirk Bubel

Harigs kretisches Drama / Ludwig Harig 96

Stefan Fricke

Der Japaner an sich und einer seiner Beobachter / Ludwig Harig 97

Herbert Temmes

Im Galopp gegen Windmühlen / Dirk von Petersdorff 99

Sigrid Konrad

Das Saarland entdeckt seine Musik / Musik in Saarbrücken 101

Anke Schaefer-Schwarz

Kathedralen der Gegenwart / Luxemburger Banken 103

Alexander König

Kaiserliche Luxemburger / Jörg K. Hoensch 105

Leserbrief / Vorschau

108

Autorinnen und Autoren

111

Gute Zeiten – schlechte Zeiten

Es gehe voran, spotteten wir noch im letzten Heft. Inzwischen hat die Realität unseren Spott mit rechts überholt. Im Stadtrat regiert eine neue Koalition – ihr haben wir die Farbgestaltung unseres Titelblattes gewidmet. Und, als sei damit ein neues Lüftchen in die Stadt geweht, sind die Existenzsorgen der Saarbrücker Hefte auf Jahre wie weggeblasen. Mit Erscheinen dieses Heftes werden die Vertragsverhandlungen soweit gediehen sein, daß man sagen darf: Den Heften bleibt der Status quo erhalten. Zugleich legte sich unser Redaktionsmitglied der ersten Stunde, Reinhard Wilhelm, derart mächtig bei der Sponsorensuche ins Zeug, daß der Erfolg nicht ausbleiben konnte. Es war uns nicht nur möglich, dringend notwendige EDV-Neuerungen anzuschaffen. Seit vier Monaten sind wir auch in der Lage, befristet eine halbe SAM-Stelle mitzufinanzieren. Wir hoffen, damit in unsere Redaktionsarbeit größere Kontinuität zu bringen. – Währenddessen sorgt ein anderes Redaktionsmitglied für Furore. Herbert Wender ficht mit der Büchner-Forschungsstelle Marburg derzeit einen harten Kampf um die rechte Lesart aus. Wer die besseren Argumente hat, wissen wir natürlich – wer gewinnen wird, noch nicht. – Eine Änderung der leisen Art kündigt sich an. Beklagt Erich Später in seinem Artikel noch, daß bis heute keine öffentliche Würdigung der Lebensleistung Johannes Hoffmanns stattgefunden hat, meldet die Saarbrücker Zeitung schon, daß der Saarlouiser Stadtrat beschlossen habe, ein Stadtviertel nach dem ersten Ministerpräsidenten des Saarlandes zu benennen. – Sorgenfalten dagegen muß das Saarländische Staatstheater bekommen. Verlangt doch der Kultusminister von der blanken Landeshauptstadt eine finanzielle Beteiligung am Theater. Soll da durch die Hintertür eine Etatkürzung des Musentempels vorbereitet werden? Wir erinnern uns: Die inzwischen nicht mehr ganz so neue Landesregierung gewann die Wahl auch mit dem Versprechen, ihren Kulturetat zu verdoppeln. Da müssen die führenden Köpfe der Regierung bei früheren Haushaltsberatungen selig vor sich hin gedöst haben.

Der Sieg der Unbelehrbarkeit

Der erste Ministerpräsident des Saarlandes Johannes Hoffmann wird totgeschwiegen

Von Erich Später

Der Dicke muß weg“, plakatierten die saarländischen Gewerkschaften im Bundestagswahlkampf '98. Für Uneingeweihte schien der Zusammenhang deutlich zu sein. Natürlich war damit Helmut Kohl gemeint. Die simple Parole sollte die Wechselstimmung in der Bevölkerung anheizen und der SPD zum Wahlsieg verhelfen. Im historischen Gedächtnis vieler Saarländer steht der „Dicke“ jedoch für die Person des ersten saarländischen Ministerpräsidenten, Johannes Hoffmann.

„Der Dicke“, für die Mehrheit der älteren Generation der Inbegriff des „Vaterlandsverräters“, „Emigranten“ und „Separatisten“, ist bis heute eine öffentliche Unperson. Keine Regierung, kein Kommunalparlament oder keine öffentliche Körperschaft hat es bis heute gewagt, den militanten katholischen Widerstandskämpfer und Gegner des extremen deutschen Nationalismus an der Saar öffentlich zu ehren.

Als Redakteur der auflagestarken, dem katholischen Zentrum nahestehenden SAARLÄNDISCHEN LANDESZEITUNG widersetzte er sich erbittert der politischen Selbstaufgabe der saarländischen Zentrumspartei im Vorfeld der Volksabstimmung vom 13. Januar 1935. Nach der Verschmelzung des Zentrums mit der NSDAP zur *Deutschen Front* wurde er im Februar 1934 als Redakteur der LANDESZEITUNG entlassen.

Es gelang ihm, einen kleinen Kreis des politischen Katholizismus für den Widerstand gegen den Anschluß der Saar an Hitler-Deutschland zu gewinnen. Am 28. November 1934 wurde in St. Ingbert der *Deutsche Volksbund für christlich-soziale Gemeinschaft gegründet*. In der Rückgliederungsfrage vertrat die neue Partei die „Status-Quo-Lösung“, das heißt die Erhaltung der Völkerbundverwaltung für das

Saargebiet, ohne sich aber organisatorisch an der Einheitsfront der saarländischen Linksparteien zu beteiligen. Johannes Hoffmann wurde neben den Führungspersönlichkeiten von KPD und SPD zum meistgehaßten Mann einer sich formierenden „Volksgemeinschaft“.

Hoffmanns moralische und politische Grundüberzeugung könnte man als katholischen Universalismus bezeichnen. Konservativ und skeptisch gegenüber der Moderne war er geprägt von der Überzeugung der Gleichheit aller Menschen vor Gott. Sein tiefer Haß galt der neuen deutschen Staatsdoktrin: der wahnhaften Einteilung der Menschheit in verschiedenwertige Rassen und dem Glauben an die Auserwähltheit Deutschlands unter der Führung seines Messias, Adolf Hitler.



Johannes Hoffmann (1890–1967), aus: Von der ‚Stunde 0‘ zum ‚Tag X‘, siehe Anmerkung 1

Für Johannes Hoffmann bedeutete der freudig vollzogene Eintritt der übergroßen Mehrheit der saarländischen Bevölkerung in Hitlers Volksgemeinschaft den Beginn eines 10jährigen Exils. Über Luxemburg und Frankreich gelangte er nach einer abenteuerlichen Flucht vor den deutschen Invasionstruppen 1940 in die unbesetzte Zone Frankreichs. Eine Auslieferung durch französische Kollaborateure hätte seinen sicheren Tod bedeutet. Ein Einreisevisum nach Brasilien, wo er seinen Lebensunterhalt als Butler des kanadischen Botschafters verdiente, brachte ihn in Sicher-

heit. Politisch engagierte er sich in der antifaschistischen Exilorganisation *Freie deutsche Bewegung*.

Am 11. Juli 1945 hißten französische Truppen die Trikolore der Republik auf dem Saarbrücker Rathausurm. Sie ersetzten die amerikanischen Truppen, die Hitlers Wehrmacht in mehrmonatigen erbitterten Kämpfen um die „Saarfestung“ zerschlagen und Saarbrücken am 21. März besetzt hatten. Mit der Unterstützung Frankreichs konnte Hoffmann noch im gleichen Jahr ins Saarland zurückkehren.

Eine Erfolgsbilanz

Die Abtrennung des Saargebietes aus der französischen Besatzungszone und seine Konstituierung als „Saarland“ 1946/47 – politisch autonom, wirtschaftlich und währungspolitisch aber an Frankreich angeschlossen – war die politische Konsequenz, die viele saarländische Hitlergegner aus Deutschlands vollkommenem politischen und moralischen Bankrott zogen. „Die neue politische Klasse nach 1945 bezog ihre moralische Legitimation aus ihrem

erbitterten Widerstand gegen den Nationalsozialismus. Aus ihrer Perspektive war es für ein autonomes Saarland innenpolitisch entscheidend, die Teile der Bevölkerung, die in verantwortlichen Positionen dem nationalsozialistischen Eroberungs- und Vernichtungsprogramm gedient hatten, mit allen Mitteln von Macht und Verantwortung fernzuhalten.“¹

Die Ablehnung einer Restauration des deutschen Nationalstaates, die Ausformulierung eines Programms staatlicher Autonomie und die enge ökonomische, soziale und kulturelle Anlehnung an die französische Republik fanden ihren Niederschlag in der am 15. Dezember 1947 verabschiedeten Verfassung. Hoffmann wurde im gleichen Jahr mit den Stimmen seiner *Christlichen Volkspartei (CVP)* und der *Sozialdemokratischen Partei Saar (SPS)* zum ersten Ministerpräsidenten des Saarlandes gewählt.

Armin Heinen hat in seinem Buch *Saarjahre*² auf die eindrucksvolle wirtschaftliche und soziale Erfolgsbilanz des Saarlandes hingewiesen. Die Regierungen unter der Führung Hoffmanns konnten auf einen exorbitanten wirtschaftlichen Aufschwung, Vollbeschäftigung

Wirtschaftswunderjahre: Johannes Hoffmann im Kreis gleichgesinnter Zigarrenraucher, eine Karikatur von Bob Strauch aus dem saarländischen „humoristischen Blatt“ der 50er Jahre, dem Tintenfisch





Aufkleber während des Abstimmungskampfes 1955, aus: Von der ‚Stunde 0‘ zum ‚Tag X‘

und einen hohen, von Frankreich unterstützten Standard an sozialen Sicherungen verweisen. Erst als die wirtschaftlichen und sozialen Erfolge der Hoffmann-Regierung neben dem „Wirtschaftswunder“ in der Bundesrepublik zu verblassen begannen, erhielt der deutsch-national orientierte Protest gegen das autonome Saarland stärkeren Zulauf. Das gesamtdeutsche Ministerium der BRD unterstützte die deutschen Nationalisten an der Saar seit 1949 mit erheblichen finanziellen Zuwendungen.

Gegenüber dem Saarland vertraten alle westdeutschen Parteien eine Politik der Nichtanerkennung und internationalen Isolierung. Johannes Hoffmann rangierte auf der Haßskala direkt hinter den „ostzonalen Machthabern“. Hier zwei Beispiele:

„Es gibt keinen prinzipiellen Unterschied zwischen dem Wahlsystem, das die separatistische Regierung Hoffmann und die Mehrheit im Landtag geschaffen haben, und den kommunistischen Wahlkomödien in den Ländern der Volksdemokratie und in der Sowjetzone Deutschlands (...). Herr Hoffmann ist der Grotesk des Saarlandes.“ (Abgeordneter Ollenhauer, SPD, Bundestagsdebatte 18.11.1952.)

„Im Saargebiet ist die Furcht so radikal und heftig wie im Osten. Wenn wir auch selbstverständlich wissen, daß zwischen der Situation im Saargebiet und der Sowjetzone ein Unterschied besteht.“ (Abgeordneter Mommer, SPD, Bundestagsdebatte 5.3.1953.)

Die absurde Gleichsetzung des von Christ- und Sozialdemokraten regierten Saarlandes mit der Parteidiktatur der SED in der DDR erfolgte aus innenpolitischem Kalkül. Die rechten und linken Oppositionsparteien der Bundesrepublik einte der deutsche Nationalismus. Sie agitierten gegen die Westintegrationspolitik Adenauers, der wußte, daß nur eine wirkliche Verständigung mit Frankreich der Bundesrepublik die volle Souveränität bringen konnte. Eine endgültige Regelung der Saarfrage, so die Angst der deutschen Nationalisten und Revanchisten im Bundestag, würde die von ihnen angestrebte „Einheit“ Deutschlands mindestens in den Grenzen von 1937 gefährden.

Saarstatut und deutschnationaler Widerstand

Hoffmann erreichte im Verlauf der deutsch-französischen Verhandlungen 1954 über den Beitritt der Bundesrepublik zur NATO („Pariser Verträge“) für das Saarland eine Kompromißlösung. Der Sonderstatus des Saarlandes sollte durch die Europäisierung im Rahmen der WEU (Westeuropäische Union) garantiert werden. Die europäischen Behörden sollten ihren Sitz in Saarbrücken einnehmen. Die Währungs- und ökonomische Einheit mit Frankreich bei gleichzeitiger Öffnung zur Bundesrepublik wurde im Vertragstext festgeschrieben. Das Saarland wäre damit bei innerer Autonomie und demokratischer Verfassung unter die Souveränität der sich entwickelnden „bundesstaatlichen“ Institutionen gelangt, mit Saarbrücken in der Rolle einer inoffiziellen europäischen Hauptstadt.

Die saarländischen Wähler lehnten die angebotene „Europäisierung“ in der Volksabstimmung vom 23. Oktober 1955 mit eindeutiger Mehrheit ab. Bei einer sehr hohen Wahlbeteiligung sprachen 67% der Wähler ihr Nein aus, rund 32% votierten mit Ja. Unter Führung des ehemaligen hochrangigen Nazi-Kaders Heinrich Schneider (u.a. Gauredner der NSDAP) schlossen sich die nationalisti-

schen Parteien *Demokratische Partei Saar*, *Deutsche Sozialdemokraten* und entgegen dem Votum Adenauers auch die CDU Saar zum sogenannten *Deutschen Heimatbund* zusammen. (Preisfrage: Warum gibt es in Saarbrücken als einziger Hauptstadt eines Bundeslandes keine Adenauer-Straße?)

Die Agitationsformen und Parolen der „Heimatbundparteien“ stilisierten die Abstimmung zu einer Schicksalsentscheidung, als ein Bekenntnis zum „Ewigen Deutschland“. Im Mittelpunkt der Haßkampagne stand der „Emigrant“ und „Separatist“ Hoffmann. Das zentrale Plakat der „Nein“-Parteien, „Der Dicke muß weg“, denunzierte Hoffmann als saarländischen Diktator. Die Identifikation des *Heimatbundes* mit dem nationalsozialistischen Deutschland erreichte ihren Höhepunkt, als im September im gesamten Saarland das Plakat „1939-45 hetzten sie gegen Deutschland“ auftauchte – mit den Konterfeis von Johannes Hoffmann und Richard Kirn, des Vorsitzenden der sozialdemokratischen Partei Saar. Die verbreitete saarländische Nachkriegslegende, daß das „Saarvolk“ von einigen Großindustriellen, der allmächtigen Gestapo und einigen NS-Verbrechern im „Dritten Reich“ unterdrückt worden war, wurde durch die Form der nationalistischen Mobilisierung während des Abstimmungskampfes 1955 widerlegt: Das Nazi-Regime hatte große Unterstützung in allen Teilen der Bevölkerung gefunden.

Ähnlich wie in der frühen DDR wurde nach dem Krieg den kleinen und auch großen Nazis und Mitläufern ein Integrationsangebot unterbreitet. Ab 1948 wurde jedoch auf eine tiefergehende Auseinandersetzung mit den Ursachen der deutschen Verbrechen gegen die Menschheit verzichtet. Sowohl *CVP* als auch *SPS* sahen in der preußischen „Fremdbestimmung der Saar“ eine der Ursachen der Nazi-Herrschaft im Saargebiet. Der Aufbau des autonomen Saar-Staates sollte die Lehre sein, die aus der Herrschaft der preußischen Nazis zu ziehen war. Der Nationalsozialismus als die radikalste Variante des deutschen Nationalismus wurde historisch und politisch mit dieser Formel allerdings nur oberflächlich analysiert.

Aber anders als in der DDR förderte die Aufnahme der politischen Werte der französischen Republik ein Verständnis von Staatlichkeit, das europäisch und republikanisch definiert ist. Das saarländische Staatsbürger-



Flugblatt der CDU 1955,

aus: Von der ‚Stunde 0‘ zum ‚Tag X‘

schaftsgesetz von 1948 machte die Geburt auf dem Territorium des Saarlandes zur Voraussetzung der Staatsbürgerschaft. Dies bedeutete den Bruch mit dem tief verankerten Glauben an die Blut- und Abstammungsgemeinschaft in der deutschen politischen Tradition.

„Ausmerzungen des Separatismus“

Johannes Hoffmann gestand nach der Abstimmung seine Niederlage sofort ein und erklärte seinen Rücktritt. Chef einer parteilosen Übergangsregierung wurde Heinrich Welsch, ehemaliger Gestapo-Chef von Trier. Bereits im Abstimmungskampf hatten sich die künftigen Führungsgruppen an den Schaltstellen der Macht in Gesellschaft, Politik, Bürokratie und auch in den Massenmedien formiert. „Lebensgeschichtlich haben sie ihre Erfahrungen auf Seiten der Mehrheit der Saarländer gemacht:

„als führende Mitglieder der *Deutschen Front* 1935, als Angehörige der NS-Funktions- und Vernichtungselite, in der Rüstungswirtschaft, als Organisatoren der deutschen Terror- und Ausplünderungsherrschaft im besetzten Europa.“⁴³

Für etliche Anhänger des europäischen Weges der Saar bedeutete die Niederlage eine erneute gesellschaftliche Stigmatisierung. Johannes Hoffmann zog sich aus der Politik zurück und starb 1967. Etliche seiner Anhänger von der *CVP* und führende Sozialdemokraten wie Richard Kirn ließen sich in Frankreich nieder. Über das Ausmaß der „zweiten Emigration“ gibt es bis heute keine Untersuchung. Ähnliches gilt für die Entlassungswelle innerhalb der öffentlichen und kommunalen Verwaltung, die nach der Regierungsübernahme einsetzte.

Im gesamten Saarland begann ab 1956 eine rege Bautätigkeit: Die zerstörten Denkmäler des deutschen Militarismus wurden wiederhergestellt, ihre Einweihung wurde in feierlicher Form zelebriert. In Dillingen war der offizielle Festredner bei der Einweihung des Denkmals für die Toten des Krieges 1870/71 etwa der fanatische Hitler-Anhänger Hans Ulrich Rudel. Saarlouis ernannte den deutschen Kolonialschlichter, Freikorpsmann und NS-Aktivistin Lettow-Vorbeck zum Ehrenbürger, was er auch heute noch ist. Überall im Saarland wurden Straßen, die zehn Jahre lang an durch das NS-Regime ermordete Widerstandskämpfer erinnert hatten, umbenannt. Und in Saarbrücken sorgte eine eigens dafür

eingerrichtete sog. *Straßenumbenennungskommission* unter Vorsitz des neuen Landtagspräsidenten Heinrich Schneider dafür, daß Hindenburg, NS-Deutschland („Straße des 13. Januar“), die geraubten Ostgebiete und regionale Feudalherren wieder zu Ehren kamen. Übrigens auf Kosten u.a. von Bizet, Descartes, des SPS-Vorsitzenden Max Braun und anderer undeutscher Elemente wie Johann Wolfgang von Goethe (heute: Bismarckstraße).

Zu guter Letzt: Saarbrücken blieb eine „Heinrich-Schneider-Straße“ wohl nur durch das späte Ableben des „deutschen Patrioten“ erspart. Der Versuch der FDP/DP Saar in den 80er Jahren durch eine Unterschriftensammlung seine öffentliche Ehrung durchzusetzen, scheiterte am Widerstand der demokratischen Öffentlichkeit.

Anmerkungen:

- 1 Jürgen Hannig, Grenzen der Politik. Saarfrage und Abstimmungskampf 1955, in Von der ‚Stunde 0‘ zum ‚Tag X‘. Das Saarland 1945-59, Katalog zur Ausstellung des Regionalgeschichtlichen Museums im Saarbrücker Schloß, Hg. Stadtverband Saarbrücken, Saarbrücken 1990, S. 351-378.
- 2 Armin Heinen, Saarjahre. Politik und Wirtschaft im Saarland 1945-55, Steiner Verlag, Stuttgart 1996.
- 3 Gerhard Paul, Die saarländischen Emigranten und Ihr gescheiterter Staat, in Grenzfall. Das Saarland zwischen Deutschland und Frankreich 1945-1960, Hg. Rainer Hudemann, Burkhard Jellonnek, Bernd Rauls, Rasch und Röhrig Verlag, St. Ingbert 1997, S. 135-149.

Vergangenheitsbewältigung fand nicht statt

Erich Später sprach für die SAARBRÜCKER HEFTE mit Brigitte Steinle, Enkelin Johannes Hoffmanns, die als Fremdsprachenkorrespondentin in Heidelberg lebt und 1990 das Buch „Johannes Hoffmann – ein Leben“ im Eigenverlag* herausgegeben hat.

SAARBRÜCKER HEFTE: *Frau Steinle, wenn man durch Saarbrücken geht, findet man die Egon-Reinert-Straße, die Franz-Josef-Röder-Straße. Es gibt eine Hubert-Ney-Straße – Ministerpräsidenten des Saarlandes, gewürdigt durch die*

Benennung von Straßen in der Öffentlichkeit. Was fehlt, ist eine Erinnerung an den ersten Ministerpräsidenten des Saarlandes, den katholischen Widerstandskämpfer, Emigranten und Antifaschisten Johannes Hoffmann, der dieses Land über zehn Jahre entscheidend geprägt hat. Warum fällt es immer noch so schwer, seine Lebensleistung zu ehren?

BRIGITTE STEINLE: Ich bin der Meinung, daß niemand wirklich bereit dazu ist, die Vergangenheit, so wie sie war, aufzuarbeiten – egal ob zum Beispiel in Schulen oder in der Öffentlichkeit. Man hat noch immer das Gefühl, daß ihre Aufarbeitung vor dem Anfang steht. Damals nach dem 2. Weltkrieg wollte niemand davon wissen, kein Mensch hat sich damit

befasst. Man tat, als hätte es keinen Krieg gegeben und alles wäre beim Alten geblieben. Man wollte einfach nur zurück nach Deutschland, ‚heim ins Reich‘ – gleichgültig, was vorher war. Dem entgegen stand mein Großvater Johannes Hoffmann. Erstens aus seiner Erfahrung heraus. Er ist 1935 in die Emigration gegangen, erst nach Luxemburg, dann über Portugal nach Brasilien, weil er einer besseren Einsicht folgend gegen den Anschluß des Saargebiets an Nazideutschland kämpfte und deshalb verfolgt wurde.

Als er dann aus der Emigration zurückkehrte, war für ihn der erste Gedanke, zunächst den eiligen erneuten Anschluß an Deutschland zu verhindern. Er hatte eine tiefe – ‚Abneigung‘ wäre vielleicht zuviel gesagt, eine ungeheure Skepsis gegenüber Deutschland gehabt und wollte erst wissen, wie es sich entwickelt. Dazu kam noch der Anspruch Frankreichs auf das Saarland. Johannes Hoffmann mußte sich mit Grandval, dem damaligen Gouverneur, auseinandersetzen und zuerst einmal sehen, inwieweit man im Saarland etwas unternehmen kann, wie es sich hier leben läßt. In den folgenden Jahren hat er dann ganz behutsam und nachher sogar mit Grandvals Hilfe gewissermaßen eine Autonomie für das Saarland angestrebt, erst politisch, dann wirtschaftlich. Er konnte seine Vorstellungen nicht durchsetzen; man hat ihn nicht weitermachen lassen. 1955 war Schluß. Auch dies ist bis heute nicht aufgearbeitet.

Mit der Volksabstimmung 1955 hat analog zur Bundesrepublik ein Elitenwechsel stattgefunden. Die Politiker, die ihre Karriere oder ihren Lebensweg in der Deutschen Front auf seiten der NSDAP gegangen sind, konnten durch diese Abstimmung die Generation der Emigranten verdrängen. Es gelang ihnen, auch die Erinnerung an die autonome saarländische Republik als demokratisches und europäisches Experiment aus dem kollektiven Gedächtnis zu löschen. Liegt darin das Scheitern Johannes Hoffmanns begründet?

In gewisser Weise würde ich zustimmen, weil diejenigen, die nachher wieder an der Regierung waren – man nehme zum Beispiel Röder –, das waren Leute, die nicht gerade die reinste Weste hatten, um es vorsichtig zu formulieren. Die Leute, die sehr integer waren, die sich um meinen Großvater herum gruppierten, hatten im Prinzip durch diese Abstimmung das Nachsehen. Das Problem war, daß die Be-

fürworter einer Rückkehr des Saarlandes nach Deutschland der Bevölkerung suggerierten, es könne ihnen nichts mehr geschehen, wenn sie der Rückkehr zustimmten. Das war das Infame an der ganzen Geschichte. Nur ein Beispiel: Sie haben den Müttern versucht einzureden, ihre Kinder müßten in Algerien kämpfen, obwohl das nie und nimmer gestimmt hat.

Mit solch unredlichen Dingen hat man den politischen Kampf geführt, um sein Terrain zurückzuerobern, um seine Cliques neu zu gründen oder erneut um sich zu scharen. Es gibt einige, die auf dieser Welle mitgeschwommen sind, die im 2. Weltkrieg nicht ganz koscher waren. Die behaupteten auch, daß die

Frankreich raubt der deutschen Mutter ihr Kind, Wahlkampf wie während der 1. Saarabstimmung 1935, ein Wahlplakat der Demokratischen Partei Saar (DPS), aus: Von der ‚Stunde 0‘ zum ‚Tag X‘



Autonomie des Saarlandes keine wäre. Es wäre immer eine wirtschaftliche Angliederung an Frankreich, obwohl das eigentlich nicht der Fall gewesen wäre. Mein Großvater hatte nämlich vor, das Saarland analog dem Beispiel Luxemburg wirklich autonom zu gestalten. Dr. Maslow, der mir damals bei meinem Buch sehr geholfen hat, erzählte mir, daß die Montanbehörde Luxemburg quasi schon am Abend vor der Abstimmung in Saarbrücken saß. Und dann kam die Abstimmung und ging in die entgegengesetzte Richtung.

Wie auch immer. Es ist schon richtig: Die Cliques aus der Nazizeit haben sich nach 55 wiedergefunden. Das muß man so feststellen.

Nun bemühen Sie sich schon seit längerem um eine gerechtere Würdigung der Lebensleistung Johannes Hoffmanns. Und es ist jemandem, der der CDU nicht nahesteht, unverständlich, warum diese Partei ein Erbe, auf das sie stolz sein könnte, verdrängt, verleugnet oder auch ablehnt. Worin sehen Sie die Ursachen für dieses Verhalten?

Auch hier kann man sagen, daß die Vergangenheitsbewältigung nicht stattfindet. Das Problem ist, daß es auch in der CDU Leute gibt, die auf der Neinsagerseite gestanden haben. Und diese Leute sind bis heute nicht bereit, Johannes Hoffmann die Ehre zu erweisen, die er verdient hat. Ich kann mich erinnern, daß bis 1990 – es war der hundertste Geburtstag meines Großvaters – kein Mensch über ihn geredet hat. Er war eine persona non grata im Saarland. Ausgerechnet Oskar Lafontaine hat bei der Beerdigung Kirns eine Rede gehalten – leider ist sie nirgends festgehalten, er hat frei gesprochen –, die für mich Jahrhunderteffekt gehabt hat, weil er die Europäer und Kirn als Europäer gewürdigt hat. Er begann in diesem Zusammenhang für sich Geschichte aufzuarbeiten – erstaunlicherweise. Oskar Lafontaine hat als erster meinen Großvater dorthin gesetzt, wohin er gehört. Nicht ganz, aber er war auf dem richtigen Weg.

Aber auch er hat sich auf meine Anfrage, eine Straße in Saarbrücken nach Johannes Hoffmann zu benennen, ein bißchen schwer getan. Das muß ich auch feststellen. Er hat mir eine Widmung zur Ehrung meines Großvaters für mein Buch geschrieben. Das rechne ich ihm hoch an. Aber auch er hatte, wie alle anderen Politiker, ein Problem damit, Johannes Hoffmann eine Straße zu widmen, weil

sie genau wissen, das würde das Saarland wieder polarisieren – und alle fünf Jahre sind Wahlen. Wenn man heute zum Beispiel die Straße des 13. Januar oder die Scheidter Straße in die Johannes-Hoffmann-Straße umbenennen würde, wäre das Saarland wahnsinnigerweise sofort wieder in zwei Lager gespalten – nach fünfzig Jahren. Und ich glaube, die CDU hat ein Problem damit, ihre eigene Vergangenheit aufzuarbeiten, weil da auch Leute dabei waren, die damals Neinsager waren.

Sie glauben also, daß es selbst für Peter Müller, der für eine europäische Ausrichtung, für eine relativ liberale CDU steht, problematisch ist, in seiner Saar-CDU eine Würdigung eines katholischen Widerstandskämpfers und Europäers durchzusetzen, falls er dies wollte?

Falls er dies wollte! Eigentlich wünsche ich mir, daß er einen Anfang macht. Ich muß gestehen, ich selbst habe erst einmal mit seinem persönlichen Referenten gesprochen, der mir ausgerichtet hat, es sei nicht Sache des Ministerpräsidenten, eine Straße in Saarbrücken zu widmen, sondern die Angelegenheit des Saarbrücker Oberbürgermeisters. Er könne da nicht Einfluß nehmen. Ich habe es so stehen lassen. Aber ich verspreche Ihnen, ich lasse nicht locker. Ich will auch von Peter Müller wissen, wie er zu dieser Geschichte steht. Im Prinzip hat er ja keine Probleme zu erwarten, weil er einer jüngeren Generation angehört. Das ist das eine. Und zum anderen hat er, so denke ich, als CDU-Politiker eine Verpflichtung. Schließlich war mein Großvater auch ein CDU-Politiker – damals CVP. Er hat seinen Wählern und Parteimitgliedern empfohlen, in die CDU zu gehen. Die CDU hat von ihm profitiert. Ich denke, man sollte generell einmal ein Gespräch mit Peter Müller führen, ob man hier nicht ansetzen und sagen kann: wir widmen Johannes Hoffmann eine Straße. Schließlich ist er der einzige Ministerpräsident des Saarlandes, dem bisher keine gewidmet ist. Und ich hoffe, daß er auf Grund seiner Generationszugehörigkeit da leichter anzusprechen ist.

Ich danke Ihnen für das Gespräch.

** Das Buch ist im Handel nicht mehr erhältlich, kann aber in der Saarbrücker Stadtbücherei ausgeliehen werden.*

Im Dienste der Eugenik

Das Schauerstück um den Mediziner Oscar Orth¹

Von Werner Brill

Ein Gesetz und seine Folgen

1937 sterilisiert Karl Strouvelle aus Saarbrücken, Oberarzt bei Prof. Oscar Orth im Landeskrankenhaus Homburg, das 15 Jahre alte Mädchen S.H., bei dem „angeborener Schwachsinn“ diagnostiziert worden ist. Der weitere Befund lautet auf „sehr kleiner Uterus“ und „guter Allgemeinzustand“. Über die Operation selbst und die postoperative Verfassung des Mädchens notiert Strouvelle das folgende medizinische Journal:

3.11.1937: Operation ... Um wegen dem kleinen Uterus das Peritoneum² ziemlich tief eröffnen zu können, wird die Blase etwas abgeschoben, hierbei jedoch am Fundus etwas verletzt. Die Verletzungsstelle wird sofort übernäht und ohne daß das Peritoneum eröffnet war; die Operation abgebrochen. Einlegen eines Dauerkatheters. Die Wundheilung und der postoperative Verlauf waren komplikationslos, so daß wir nach 21 Tagen glaubten, die Sterilisationsoperation ohne Befürchtungen durchführen zu können.

23.11.1937: ... Eröffnen der Bauchhöhle dieses Mal durch unteren Medianschnitt ohne das alte Operationsgebiet zu berühren. Totalentfernung beider Tuben und Ligatur und Versenkung der Stümpfe. Verlauf der Operation und Narkose ohne Schwierigkeiten.

24./25.11.1937: Temperaturanstieg auf 39,5° mit deutlichen Zeichen einer Peritonitis.

26.11.1937: Exitus. – Section ergab eine eitrige Peritonitis im unteren Bauchabschnitt. Todesursache: Peritonitis.³

Während des Nationalsozialismus wurden ca. 400.000 Menschen zwangssterilisiert, rund 5.000 starben infolge

des Eingriffes, in der überwältigenden Mehrzahl Frauen.⁴ Formale Grundlage für diese Zwangsmaßnahmen schuf das *Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses (GzVeN)* vom 14. Juli 1933, ein Gesetz, das bereits in der Weimarer Republik vorbereitet worden war – mit dem signifikanten Unterschied, daß Sterilisationen nicht gegen den Willen der Betroffenen durchgeführt werden sollten. Die sog. Eugenik (wörtlich: Lehre von der guten Abstammung), die das Ziel postulierte, das Erbgut der (deutschen) Bevölkerung zu „verbessern“, lieferte die ideologische Rechtfertigung des Gesetzes. Konkret bedeutete es ein Zeugungsverbot für behinderte und kranke Menschen, weil man (fälschlich) davon ausging, sie würden „schlechtes“ Erbmaterial an ihre Nachkommenchaft weiterreichen.

Opfer der nationalsozialistischen Zwangssterilisation konnten Personen mit folgenden Diagnosen werden: „angeborener Schwachsinn“, „Schizophrenie“, „zirkuläres (manisch-depressives) Irresein“, „erbliche Fallsucht“, „erblicher Veitstanz (Huntingtonsche Chorea)“, „erbliche Blindheit“, „erbliche Taubheit“, „schwere körperliche Mißbildung“. Ferner durfte auch sterilisiert werden, „wer an schwerem Alkoholismus leidet“. In der Praxis hieß dies: Neben körperlich oder geistig Behinderten wurden auch mißliebige oder unerwünschte Personen, die z.B. als aufmüpfig galten oder ein kleinbürgerliche Kreise störendes Sozialverhalten zeigten, zu Opfern gemacht. Ein Hinweis wie: „Die Betten waren um 12,30 Uhr noch nicht gemacht“ reichte als Beweis für ihren „angeborenen Schwachsinn“ aus. Medizinische Diagnosen wurden nach Augenschein gestellt. Auskünfte von Medizinern, Lehrern, Pfarrern, Verwandten oder Nachbarn setzten die „Erbgesundheitsgerichte“ in Gang, die über das Schicksal der Betroffenen entschieden.

Nach 1945 verschwiegen die Opfer des GzVeN über Jahrzehnte aus Scham ihr Schicksal. Erst in den 70er Jahren nahmen sie den Kampf um ihre Aner-

¹ Zur unterschiedlichen Schreibweise des Vornamens (Oscar bzw. Oskar): Ich verwende die erste Version, weil dies die historisch ältere und wahrscheinlich ursprüngliche ist (vgl. z.B. Gesamtverzeichnis der Universitätsbibliothek des Saarlandes 1910; Deutsches Chirurgenverzeichnis 1938); mit Ausnahme der Oskar-Orth-Straße, der Schreibweise des Straßenschildes.

² Medizinische Fachausdrücke: Peritoneum: Bauchfell; Fundus: Boden; Tuben: Eileiter; Ligatur: Abbindung von Blutgefäßen; Peritonitis: Bauchfellentzündung

³ Karl Strouvelle: Erfahrungen bei der Sterilisation weiblicher Erbkranker auf Grund von 630 Fällen des Landeskrankenhauses Homburg/Saar, *med. Diss., Heidelberg 1939*.

⁴ Vgl. Gisela Bock: Zwangssterilisationen im Nationalsozialismus. Studien zur Rassenpolitik und zur Frauenpolitik, *Opladen 1984*.

kennung als Opfer des Nationalsozialismus auf, der bis heute andauert.

Im Saarland wurde in den 90er Jahren aufgrund der bekannt gewordenen Verstrickung des langjährigen Homburger Klinikleiters Prof. Dr. Oscar Orth in diese Verbrechen zweimal kontrovers über das Thema diskutiert: 1993/94 in Homburg und 2000/2001 in Saarbrücken und Ensheim. Die Rolle Oscar Orths in seiner Zeit sowie die Debatten in Homburg und Saarbrücken werden im Folgenden beleuchtet und kritisch kommentiert.

Die Vita von Oscar Orth (1876-1958)

Oscar Orth, am 15. Juni 1876 in Ensheim geboren, studiert Medizin in München, Berlin und in Heidelberg, wo er 1903 über das Thema *Zur Statistik der Carcinomen des Oberkiefers* promoviert. Nach seiner Spitals- und Assistentenzeit an Kliniken in Heidelberg und Ludwigshafen arbeitet er als Chirurg in Wien und Innsbruck. Vor und während des 1. Weltkrieges steht er einer Klinik in Forbach als Direktor vor. Nach dem Krieg wirkt er zwei Jahre in Halle und Heidelberg, anschließend als Klinikdirektor in Landau, um 1922 als Leitender Arzt und Direktor des Landeskrankenhauses Homburg ins Saarland zurückzukehren. 1929 wird er hier auch zum Professor ernannt.⁵

Bis 1938 hat Orth bereits mehr als 100 Fachaufsätze aus dem Bereich der Chirurgie in verschiedenen medizinischen Fachzeitschriften publiziert, (z.B.: *Münchener medizinische Wochenschrift*, *Zentralblatt für Chirurgie*, *Archiv für klinische Chirurgie*, *Medizinische Welt*, *Zeitschrift für urologische Chirurgie* etc.), darunter Titel wie: Peritonale Einstülpung bei Bruchoperationen, Experimentelle Untersuchungen zur pharmakologischen Beeinflussung der Darmbewegungen, Chirurgie der Nierentuberkulose mit besonderer Betonung der Behandlung der Schrumpfbilase, Erfahrungen mit dem Morphin-Durant.⁶

In einem Nachruf schreibt die SAARBRÜCKER ZEITUNG 1958 über Orths Tätigkeit in Homburg ab 1922 und seine Verdienste u.a. folgendes:

„Im ersten Jahrzehnt seines Wirkens in Homburg entstanden im Landeskrankenhaus zahlreiche Neuerungen. Zu nennen sind der Einbau von modernen Sterilisations-, Wasch- und Vorbereitungsräumen, die Verbesserung der Operationseinrichtung, die Errichtung eines Zentral-Laboratoriums, die Schaffung einer Röntgenabteilung mit Diagnostik und Therapie, die Einrichtung eines Krüppelheimes, die Eröffnung einer Kinderabteilung mit Infektionsstation und Milchküche, die Errichtung eines Heimes für erholungsbedürftige Kinder, die Modernisierung der Apotheke und die Einrichtung einer Nervenabteilung. (...)“

Nach zehnjährigem Wirken von Prof. Dr. Orth war die Bettenzahl des LKH von 223 auf 627 angestiegen. Es folgten weitere Jahre der Aufwärtsentwicklung bis zum Ausbruch des Krieges. Wie andere Chefärzte des LKH wurde Prof. Dr. Orth zum Dienst in Reservelazaretten im Reichsgebiet einberufen. Er kam im Juli 1940 als Oberkriegsarzt zum Reservelazarett Homburg im LKH zurück.“⁷

Wieso Orth noch mit 64 Jahren zum Dienst in Reservelazaretten einberufen wird (und zwar schon 1940!), wissen wir nicht, auch wenig über seine Tätigkeit im Lazarett Homburg. Im 2. Weltkrieg publiziert er aber eine Reihe für die Kriegschirurgie relevante Aufsätze: Brustwandschüsse (1940), Bedeutung der Momburg'schen Blutleere für die Kriegschirurgie (1941), Kriegschirurgische Erfahrungen (1941).

Nach 1945 arbeitet Orth weiter als Leiter der Klinik und bemüht sich um die Einrichtung der medizinischen Fakultät in Homburg, die am 8. März 1947 eröffnet wird; er selbst wird im Januar 1947 von den direktorialen Geschäften entbunden und 71jährig im August 1947 pensioniert. Im Dezember 1947 ernennt ihn die Stadt Homburg zu ihrem Ehrenbürger und widmet ihm einen Straßennamen.⁸ 1957

5 Die Angabe der biographischen Daten folgen dem

Biografischen Lexikon hervorragender Ärzte der letzten fünfzig Jahre, München/Berlin 1962 [1930] und dem Deutschen Chirurgenverzeichnis, Leipzig 1938, dort auch ausführliche Lebensdaten Oscar Orths.

6 Deutsches Chirurgenverzeichnis, Leipzig 1938, S. 485-487.

7 Saarbrücker Zeitung vom 13.8.1958.

8 In den Blättern zur Geschichte der Stadt Homburg findet sich in einem Nachruf auf Oscar Orth (17.10.1958) folgende Mitteilung: „Am 29. Dezember 1947 sah sich die Stadtverwaltung ein drittes Mal veranlaßt, einen ihrer Bürger besonders zu ehren. Der Stadtrat ernannte an diesem Tage den in der Fachwelt sowohl als auch in allen Bevölkerungskreisen von Stadt und Land hochgeehrten und beliebten Chefchirurgen und Direktor des Landeskrankenhauses, Prof. Dr. Oskar Orth, zum Ehrenbürger der Stadt. Gleichzeitig gab der Stadtrat der Kirrberger Straße seinen Namen. Prof. Dr. Orth leitete von 1922 bis 1947 ununterbrochen als Direktor das große Landeskrankenhaus und hat in dieser Zeit als weithin bekannter Arzt und Chirurgen-zähligen Menschen in Krankheit und Not beigestanden und Hilfe gewährt“ (Karl Fischer, Blätter zur Geschichte der Stadt Homburg, Homburg 1979, S. 160). Während hier von insgesamt drei Homburger Ehrenbürgern die Rede ist, heißt es in einem Artikel der Saarbrücker Zeitung

wird Orth das Bundesverdienstkreuz verliehen. Im Alter von 83 Jahren stirbt Orth am 10. August 1958 im Landeskrankenhaus Homburg und wird in seinem Heimatort Ensheim beerdigt.

Ein klarer Schnitt:

Die Debatte um Orth in Homburg

Im Oktober 1992 legte Christoph Braß, Student der Geschichte und Germanistik aus Homburg, an der Universität des Saarlandes seine Magisterarbeit mit dem Titel *Zwangssterilisation im Saarland 1935-1945*⁹ vor. Durch sie wurde die erste Diskussion über Oscar Orth ausgelöst. Braß untersuchte anhand der Urteile des Erbgesundheitsgerichts Saarbrücken für die Jahre 1935, 1936 und 1938, wie im Saarland mit dem *Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses* in der Praxis verfahren wurde. Die Heil- und Pflegeanstalten und das Kreiskrankenhaus in Merzig, das Saarbrücker Bürgerhospital und die Chirurgische Abteilung des LKH Homburg haben Braß zufolge die Zwangssterilisationen durchgeführt. Die erste Sterilisation wurde in Homburg am 5. Dezember 1935 durchgeführt, im Mai 1937 registrierte das LKH Homburg bereits die 726. „Demnach wurden in Homburg während dieser knapp anderthalb Jahre etwa zwei Drittel aller Sterilisationsoperationen vorgenommen, die das Erbgesundheitsgericht Saarbrücken innerhalb dieses Zeitraums beschlossen hatte.“¹⁰ Fast alle Operationsprotokolle sind von Prof. Orth unterzeichnet.

Bereits im Jahr 1991 war ich auf die Dissertation Karl Strouvelles aufmerksam geworden (s. Anm. 3). Die Dissertation belegt die Zwangssterilisation von 630 Frauen im Landeskrankenhaus Homburg zwischen 1935 und 1938. In 57 Prozent der Fälle lautet die Diagnose „angeborener Schwachsinn“, in 19 Prozent „Schizophrenie“, in 14 Prozent „erbliche Epilepsie“. Das Alter der Opfer bewegt sich zwischen 13 (!) und 45 Jahren, jede fünfte der Frauen ist jünger als 20 Jahre. Durchschnittlich

müssen sie nach der unter Äthernarkose durchgeführten Operation 8,7 Tage in der Klinik verweilen. Drei Frauen kommen infolge der Operation ums Leben: Eine 33jährige stirbt nach der Operation, bei der auch eine Abtreibung vorgenommen wurde, an Lungenentzündung, eine 15jährige wird – wie eingangs zitiert – durch die Operation an der Blase verletzt und stirbt an einer eitrigen Bauchfellentzündung, ein Todesfall ist ungeklärt. Ferner kommt es bei 13 Prozent der Eingriffe zu Komplikationen wie Bauchdeckenabszessen, Bronchitiden, Bronchopneumonien, Thrombosen.

Der Anteil der Frauen an den durch das Erbgesundheitsgericht Saarbrücken für die Jahre 1935, 1936 und 1938 zur Zwangssterilisation Verurteilten beträgt im Schnitt ca. 38 Prozent, allerdings bestehen hier noch Forschungsdefizite. Braß geht davon aus, daß zwischen 1935 und 1944 ca. 2.400 Personen durch das Erbgesundheitsgericht Saarbrücken verurteilt worden sind. Bei einer „Vollstreckungsrate“ von ca. 75 Prozent der gefällten Urteile wäre mit einer Zahl von ca. 1.700 bis 1.800 Opfern zu rechnen, davon ca. 1.000 bis 1.100 Männer. Es spricht jedoch einiges dafür, daß die realen Opferzahlen, wegen der durch den Krieg ab Herbst 1939 eingeschränkten Sterilisationspraxis, niedriger liegen. (Die Homburger Klinik wurde zu Kriegsbeginn aus militärischen Gründen geräumt.)

Der Homburger Regionalteil der SAARBRÜCKER ZEITUNG berichtete 1993 unter Bezug auf die Magisterarbeit von Christoph Braß über diese Praxis. Damit wurde einer größeren Öffentlichkeit erstmals bekannt, daß für Sterilisationen an hunderten von Menschen das Homburger LKH zuständig war. In dem Artikel heißt es:

„Im kommenden Semester soll im Rahmen des Ethik-Seminars eine Podiumsdiskussion mit Ärzten, Juristen und überlebenden Opfern stattfinden, bei der unter anderem auch die Rolle, die der damalige Leiter der chirurgischen Abteilung, Prof. Oscar Orth, im

vom 7.11.1956, Orth sei der einzige Ehrenbürger Homburgs, er solle das Gästebuch wiedereröffnen, das 1936 angelegt worden und dessen letzter Eintrag 1944 erfolgt sei. Bürgermeister Ziegenbein bat in der Laudatio Orth um den Namenseintrag ins Gästebuch, „damit vor späteren Generationen Zeugnis abgelegt werde, daß die Stadt die einzigartigen Verdienste des zu Ehrennden für die notleidende Menschheit im allgemeinen und die Stadt Homburg im besonderen zu würdigen gewußt habe“. Die Landesregierung hatte in einer Pressemeldung bezüglich der Verdienste Orths im Juli 1957 mitteilen lassen: „Er erwarb sich besondere Verdienste durch die Organisation ärztlicher Fortbildungskurse und ärztlicher Tagungen. Er widmete sich auch der ärztlichen Standesarbeit und leitete mehrere Jahre den saarländischen Ärzteverein“ (Pressedienst der Regierung des Saarlandes vom 4.7.1957). *Spezielle Verdienste, die über seine berufliche Tätigkeiten hinausgingen und eine besondere Bedeutung für die Gemeinde darstellen würden, sind in den Meldungen nicht zu finden.*

⁹ Christoph Braß: Zwangssterilisation im Saarland 1935-1945, Magisterarbeit, Saarbrücken 1992.

¹⁰ Ebd., S. 103.

¹¹ Saarbrücker Zeitung vom 24.1993.

¹² Saarbrücker Zeitung vom 26.11.1993.

¹³ Ebd.

¹⁴ Ebd.

*Zwangsterilisationsverfahren spielte, beleuchtet werden soll.*¹¹

15 Saarbrücker Zeitung vom 1.12.1993.
Ausführlicher geht die Uni-versitätszeitung Unser Klinikum teute auf die Stellungnahme des Oberbürgermeisters ein, der bei der Preisverleihung erklärte, „die unbestrittenen Verdienste von Oscar Orth könnten ihn nicht entlasten, wenn er persönlich vorwerfbare Schuld auf sich geladen habe. Die Zwangssterilisation werde heute als ein schweres Unrecht empfunden, das eine gravierende Verletzung der Menschenwürde und des Rechtes auf körperliche Unversehrtheit darstelle. Diese Einschätzung sei vor unserer Zeit leider kein Allgemeingut gewesen. Um die Jahrhundertwende seien in Deutschland, Europa und Amerika Zwangssterilisationen propagiert und in manchen Ländern danach durchgeführt worden. Die Nationalsozialisten hätten dann ein perfides Gesetz mit einem scheinlegalen Verfahren geschaffen, das auch zur Bestrafung politisch Mißliebiger benutzt wurde. Unverständlicherweise hätten noch nicht einmal die Siegermächte das „Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“ zum typischen Unrechtsgesetz erklärt. Wenn man der Rolle Oscar Orths und seiner Mitarbeiter bei den Zwangssterilisationen gerecht werden wolle, müsse man das Ausmaß persönlicher Schuld in den Zwangsmechanismen eines Terrorstaates untersuchen. Ob und wie sich der Leiter und die Mitarbeiter des (staatlichen) Landeskrankenhauses der Vollstreckung der Urteile des Erbgesundheitsgerichtes Saarbrücken entziehen konnten, bedürfe dabei besonderer Klärung. Immerhin gebe es die

Im November 1993 schreibt das Homburger Redaktionsmitglied Gerhard Berger über die Diskussionen um Orth im Stadtrat. Die im Frühjahr angekündigte Podiumsdiskussion sei nicht zustande gekommen, so Homburgs Oberbürgermeister Ulmcke von der CDU, weil „niemand aus dem Kreis der angesprochenen Fachleute ... bereit war, nach so langer Zeit dieses Thema nochmals aufzugreifen.“¹² Im Stadtrat habe sich nichts bewegt; erst jetzt habe die Aufforderung der Grünen an die beiden Preisträger des *Oscar-Orth-Preises*, der Preisverleihung am 29. November fernzubleiben, weil Orth für massive Menschenrechtsverletzungen verantwortlich sei, die Diskussion erneut in Gang gebracht.

Ulmcke sehe in den Zwangssterilisationen eine klare Verletzung der Menschenwürde, allerdings sei noch nicht geklärt, ob Orth als Klinikleiter dafür direkt Verantwortung trage. Er habe ein von den französischen Behörden nach dem Krieg gegen ihn durchgeführtes Untersuchungsverfahren ohne Verurteilung überstanden. Ulmcke erwarte sich durch eine Offenlegung der Personalakte durch die Landesregierung (Orth war Landesbediensteter) mehr Klarheit.¹³ Die SAARBRÜCKER ZEITUNG kommentiert kritisch das Verhalten von Rat und Verwaltung, deren Aufgabe es hätte sein müssen, sich darüber Gedanken zu machen, „ob die Bindung der Auszeichnung an diesen Namen [*Oscar-Orth-Preis* für Nachwuchswissenschaftler, W.B.] nicht das Rechtsbewußtsein vieler Menschen und die Würde der damaligen Opfer verletzt.“ Und es wird weiter gefragt: „Kann ein Mann, der wegen seiner Tätigkeit in der Nazizeit jetzt ins Zwielicht geraten ist, Nachwuchswissenschaftlern als Vorbild vor Augen gestellt werden?“¹⁴

Wenige Tage später entschließen sich OB Ulmcke und die medizinische Fakultät zur (vorläufigen) Umbenennung des Preises in Wissenschaftspreis der Stadt Homburg, was Ulmcke bei

der Festrede für die Nachwuchsmediziner Judith Roth und Klaus Giehl damit begründet, es müsse geklärt werden, ob Orth selbst Zwangssterilisationen durchgeführt und „ob er dabei unter Zwang oder freiwillig gehandelt habe“. Die Preisträgerin Judith Roth erklärt, sie nehme den Preis mit diesem neuen Namen an, sollten sich aber die Vorwürfe gegen Orth bestätigen und der Preis trotzdem weiter seinen Namen tragen, werde sie sich davon distanzieren.¹⁵

Per Leserbrief meldet sich ‚eine der letzten Mitarbeiterinnen‘ Oscar Orths (von Oktober 1944 bis Ende 1945), die Sanitätsrätin Dr. med. Else Müller aus Saarbrücken, zu Wort. Sie fordert, für Orth die Unschuldsvermutung so lange aufrechtzuerhalten, bis seine Schuld erwiesen sei. „Insbesondere muß geklärt werden, ob und wie ein Arzt die durch Urteil des Erbgesundheitsgerichtes angeordnete Zwangssterilisation verhindern konnte.“¹⁶ Mehr erfahren wir nicht – ein Hinweis auf Orths direkte Beteiligung?

Der einstimmige Beschluß des Sport-, Jugend- und Kulturausschusses der Stadt Homburg, wonach der Wissenschaftspreis vorläufig nicht mehr Orths Namen tragen werde, wird am 18.12.1993 bekanntgegeben.

Homburg bezieht 1993 in dieser Frage schnell und eindeutig Position, ohne damit etwa Orth vorzuverurteilen. Dies ist m.E. dem Homburger Stadtrat und OB Ulmcke hoch anzurechnen, da sie zugleich ein Zeichen für die Opfer der medizinischen Eingriffe und für bestimmte zivilisatorische Mindeststandards gesetzt haben.

Aufgefundene Patientenakten und die verschollene Personalakte Orths

Im März des folgenden Jahres berichtet Wissenschaftsminister Breitenbach dem Landtagsausschuß für Wissenschaft und Kultur, der sich auf Initiative der CDU-Fraktion mit der Rolle Orths befaßt hatte, daß in der Homburger Uni-Klinik Operationsbücher

und 46 Patientenakten von Sterilisationsopfern aus den Jahren 1932 (sic!)¹⁷ bis 1945 gefunden worden seien. „Bereits bei einer stichprobenartigen Auswertung sei man auf einen Fall gestoßen, bei dem Orth persönlich als Operateur eine Sterilisation vorgenommen habe. Nicht auffindbar sei dagegen die Personalakte des Professors. Angesichts dieser neuen Erkenntnisse ist es verwunderlich, daß die Leitung der Homburger Psychiatrie noch vor zwei Jahren die Existenz von Akten aus dem Dritten Reich bestritten hatte. Minister Breitenbach kündigte im Ausschuß eine lückenlose Auswertung des Materials an.“ Auch hier hakt die Zeitung nach: „Wieso ist die Personalakte des Landesbeamten Orth nicht auffindbar? Und wie ist es möglich, daß in der Homburger Psychiatrie jetzt auf einmal Patientenakten aus dem Dritten Reich auftauchen, die es vor zwei Jahren angeblich nicht gab?“¹⁸ Ergänzend wäre die Frage nach der Verbindung von Akten aus der Chirurgie und der Psychiatrie zu stellen, und: Welche Opfer wurden wo und wie lange untergebracht?

Ein Jahr nach der Verleihung des Medizinpreises unter neuem Namen beklagt Homburgs Oberbürgermeister Ulmcke auf der 33. Hochschulwoche, daß es immer noch nicht gelungen sei, „die Schuld Orths im Dritten Reich genau aufzuklären“.¹⁹

Orths beredtes Schweigen und sein ‚humaner‘ Einsatz für die Opfer

1935 schreibt der Oberarzt der Universitätsklinik Köln, O. Hilgenfeldt, über *Menschliche und technische Fragen zur gesetzlichen Sterilisierung*.²⁰ Sein Aufsatz behandelt die Sterilisationstechnik bei Männern. Er spricht die ethische Dimension angemessen an und differenziert die Krankheitsbilder der Patienten, die er „bemitleidenswerte Geschöpfe“ nennt.

Hilgenfeldt moniert die von Medizinern unterbreiteten Ausweitungsvor-

schläge der Sterilisationspraxis, weil sie sich von dem entfernen, was „meines Erachtens uns unbedingt aus Gründen der Menschlichkeit als oberstes Gesetz zu gelten hat“.²¹ Mit diesem Gesetz (*GzVeN*) greife der Arzt erstmals aus Gründen der Staatsräson in die Integrität des Körpers von Patienten ein, was eine völlig neue Qualität in der medizinischen Praxis darstelle. Hilgenfeldt sterilisiert wohl auch selbst, aber er unterscheidet zwischen den seelischen Folgewirkungen für einzelne Opfergruppen.²² Es sei außerdem zu bedenken, daß die Patienten ein „fast unmenschliches“ Opfer für die Gesellschaft erbringen würden,²³ was im medizinischen Handeln berücksichtigt werden müsse. „Man versetze sich nur selbst oder seine nächsten Angehörigen in diese Lage und man wird begreifen, welch großes Opfer diese Menschen bringen, das ja Uneingeweihten noch viel größer erscheinen muß als einem Arzt“. Und: „Man soll nicht wegwerfend oder entschuldigend sagen, daß es sich meist um Minderwertige handelt“.²⁴ Hilgenfeldts Aufsatz stellt wohl einen in seiner Zunft und für die damalige Zeit ungewöhnlichen Vorgang dar: nämlich die im führenden medizinischen Fachorgan dokumentierte Stellungnahme zum Grundrecht seiner Klientel auf körperliche Integrität. Dies schmälern auch seine Erörterungen der Sterilisationstechniken im weiteren Verlauf des Aufsatzes nicht. In diesen Passagen kritisiert Hilgenfeldt die von Kollegen aus anderen Kliniken praktizierten und propagierten Techniken als zu weitgehend, zu invasiv, zu gefährlich und zu inhuman gegenüber den Patienten.

Oscar Orth reagiert auf die *menschlichen und technischen Fragen* Hilgenfeldts rein operationstechnisch: „Die *Einnähung des abtestikulären Endes des durchschnittlichen Samenleiters habe ich bisher nur bei der Exstirpation des tuberkulösen Hodens und Nebenhodens ausgeführt. Das Verfahren beschrieb ich und bildete es ab in der urologischen Operationslehre von Wosidlo-Voelcker. Bei der Vasotomie (Steri-*

Zeugenaussage eines Homburger Bürgers, daß Oscar Orth und seine Mitarbeiter versucht hätten, durch Gegengutachten Zwangssterilisationen zu verhindern.“ (Unser Klinikum heute, 1/1993, S. 16). *Bis heute liegt kein Beleg für solche Gegengutachten vor. Eine so eindeutige, fundierte und auf Sachkenntnis beruhende Einschätzung wie die des Oberbürgermeisters Ulmcke hat es danach von (parti-)politischer Seite nicht mehr gegeben.*

16 Saarbrücker Zeitung vom 4.12.1993.

17 Saarbrücker Zeitung vom 5.3.1994.

18 Ebd.

19 Saarbrücker Zeitung vom 1.12.1994.

20 O. Hilgenfeldt: *Menschliche und technische Fragen zur gesetzlichen Sterilisierung*, in: *Zentralblatt für Chirurgie*, 62, 1935, S. 559–568. *Die Universitätsklinik Köln unterstand Hofrat Prof. Dr. von Haberer, möglicherweise ein Lehrer Orths in Innsbruck.*

21 Ebd., S. 559.

22 Hilgenfeldt geht davon aus, daß es Menschen mit geistiger Behinderung möglicherweise weniger bewußt ist, was mit ihnen geschieht. Für anfallskrankenke (Epilepsie) oder körperbehinderte Menschen werde der Eingriff aber „ein Opfer“ sein. „Diese fühlen es um so mehr als sie durch ihr Leiden schon viele Wege in ihrem Leben verschlossen sehen. Ich rede nicht vom grünen Tisch – ich habe gesehen“ (ebd. S. 560).

lisierung) halte ich dieses Vorgehen ebensowenig für notwendig, wie bei der Durchschneidung des Vas deferens als Voroperation der Prostatektomie, wenigstens habe ich bis jetzt von der Versenkung der Stümpfe keinen Nachteil erlebt“.²⁵ Er kritisiert also eine Operationsmethode und pflichtet Hilgenfeldt in der Frage der angemessenen Technik bei. Das Zitat belegt, daß Orth selbst sterilisiert hat und seine Methode den Kollegen empfiehlt. Über die seelische Situation der Patienten verliert Orth allerdings kein Wort, sie sind lediglich Material des Mediziners.

23 Ebd.

24 Ebd.

25 Ebd., S. 938.

Der Aufsatz Hilgenfeldts und andere Fachpublikationen zeigen, daß über die Situation der Sterilisationspatienten auch anders als aus rein medizintechnischem Blickwinkel diskutiert wurde. H. Boeminghaus etwa, Oberarzt der chirurgischen Universitätsklinik Marburg, veröffentlichte eine scharfe Replik.²⁶ Die Auffassung Hilgenfeldts vom „übergroßen Opfer der Patienten“ müsse angesichts der Aufgabe der Mediziner, Individuen, die Gesellschaft als Gesamtheit und zukünftige Generationen vor Krankheiten und Gefahren zu schützen, zurückstehen – die Ärzte seien „Hüter des gesunden Volksteils“. Ihre Aufgabe erfüllten sie sehr rücksichtsvoll durch Sterilisationen, die Boeminghaus als „Ausmerzungen erbkranker Anlagen“ bezeichnet. Er bemängelt, daß in dieser Diskussion andere als ärztliche Argumente benutzt worden seien, und meint damit humane Gesichtspunkte. Auch habe die Ärzteschaft versäumt, für die „volksgesundheitliche Maßnahme“ zu werben, bis sie zur „Völkischen Selbstverständlichkeit“ wurde, dies habe erst der NS-Staat getan. Er stimmt zwar Hilgenfeldt zu, man solle eine „schonende“ Sterilisationsmethode wählen, aber dies sei nicht ausschlaggebend, von Bedeutung sei „lediglich der Effekt des Eingriffes“.²⁷ Diese Kritik wiederum provoziert Hilgenfeldt zu einer Antwort. Im wesentlichen geht es dabei um die angemessenste Operationsmethode. Hilgenfeldt befürwortet das GzVêN, wirft aber seinem Kollegen

26 H. Boeminghaus: Zur Sterilisation, ebd., S. 1015–1018.

27 Ebd., S. 1016.

28 O. Hilgenfeldt: Nochmals zur Sterilisation von Männern, ebd., S. 1700–1702.

29 Oscar Orth:

Chirurgische Fragen bei der Durchführung des Gesetzes zur Verhütung erbkranken Nachwuchses, in: Zentralblatt für Chirurgie, 66, 1939, S. 1735f.

30 Ebd., S. 1736.

Bezirksbürgermeisterin Annette Hübinger deutet in ihrer Stellungnahme vom 7. März 2001 dies als Beweis für Orths Schutz seiner Patienten um: „Orth sprach sich in seinem Vortrag ... gegen eine Sterilisation vor dem 15. Lebensjahr aus“. (Erklärung im Bezirksrat Halberg vom 7. März 2001.) Eine solche Fehl- oder gar bewußte Uminterpretation des Orth'schen Vortrags ist an Zynismus nicht zu überbieten. Orth hat eindeutig nur Ratschläge für seine Kollegen gegeben, nirgendwo ist auch nur ansatzweise etwas über die Befindlichkeit der Patientinnen zu lesen.

indirekt inhumanes Denken vor und schließt mit der Feststellung, hier „trennen uns weltanschauliche Gegensätze, die das Verhältnis des Menschen zum Menschen und des Arztes zu seinen Pat(ienten) berühren.“²⁸

Oscar Orth wiederum hat sich zwischen 1936 und 1939 auf Fachtagungen und in Fachzeitschriften mehrfach zur Sterilisationspraxis geäußert. So referierte Orth etwa auf der 94. Tagung der Vereinigung Niederrheinisch-Westfälischer Chirurgen in Wuppertal am 11. Februar 1939 zum Thema *Chirurgische Fragen bei der Durchführung des Gesetzes zur Verhütung erbkranken Nachwuchses*.²⁹ Er berichtet über Erfahrungen mit ca. 1.400 Sterilisationspatienten – erstmals, und das ist der einzige Beleg von ihm selbst, erfahren wir, daß neben den ca. 600 Frauen auch 800 Männer zwangssterilisiert wurden. Orth lobt die gute Zusammenarbeit zwischen der chirurgischen und psychiatrischen Abteilung seiner Klinik, das Gros der Patienten wurde nach der Operation in der Psychiatrie „nachbehandelt“. Er empfiehlt für Zwangssterilisationen ein Mindestalter der Patienten von 15 Jahren, „weil nach dieser Zeit die operative Schockwirkung bei diesen Jugendlichen wesentlich geringer ist, besonders während der menstruellen Phase“³⁰ Ferner legt Orth Wert auf die saubere Durchführung der Sterilisationen, damit Komplikationen vermieden werden, die „Heilung“ betrüge bei Männern ca. 4–5 Tage, bei Frauen ca. 8–10 Tage. Probleme seien bei seiner Methode, die er als Standardverfahren bezeichnet, kaum zu erwarten. Zynisch wird seine Sprache, wo es heißt: „Schwangerschaften vom 3. Monat ab werden sogleich mit der Sterilisation durch Kaiserschnitt erledigt“. Schwangeren Frauen wurde also mittels Kaiserschnitt die Bauchdecke geöffnet, der Embryo getötet und die Frau sterilisiert.

Orth resümiert, „daß unsere ausgeführten Eingriffe den Beweis erbringen, daß das Verfahren als ungefährlich bezeichnet werden muß, und sich segensreich für später auswirken

wird³¹. Ob er mit ‚später‘ und ‚segensreich‘ die Situation der Betroffenen meint, die Fortschritte auf seinem Gebiet der Medizin oder die vermeintlich segensreiche Wirkung auf den „Vollkörper“, bleibt unklar.³²

Die aktuelle Debatte um Orth in Ensheim und Saarbrücken 2000/2001

Am 13. Oktober 2000 erscheint in der SAARBRÜCKER ZEITUNG ein Artikel von Michèle Hartmann, in dem noch einmal die Debatte um Orth in Homburg aufgegriffen und zugleich moniert wird, daß es im Saarbrücker Ortsteil Ensheim eine Oskar-Orth-Straße und einen Oskar-Orth-Brunnen gibt. Ferner heißt es, auf Nachfragen bei der Stadt Saarbrücken habe sich der Pressesprecher Mark Diening über die Fakten erstaunt gezeigt, die Stadt werde Nachforschungen anstellen. Der Artikel löst verschiedene Reaktionen aus:³³ Oberbürgermeister Hajo Hoffmann empfiehlt dem Bezirksrat Halberg (Ensheim), die Oskar-Orth-Straße umzubenennen, weiter verlangt er eine Untersuchung zur Klärung von Orths Vergangenheit. Die Grünen im Saarbrücker Stadtrat fordern die Umbenennung der Straße in Sophie-Scholl-Straße. Für den 13. Dezember 2000 wird eine Sitzung im CDU-dominierten Ensheimer Bezirksrat anberaumt, die auf den 7. März 2001 verschoben wird. Zwischenzeitlich hat Pressesprecher Diening Unterlagen über Orth (von wem? welchen Inhalts?) erhalten, die er an Bezirksbürgermeisterin Anette Hübinger weiterleitet.³⁴ Ende Januar 2001 erklärt diese, die Ensheimer Bürgerinnen und Bürger wollten ihre Oskar-Orth-Straße behalten, außerdem sei dessen beanstandetes Verhalten in der NS-Zeit lediglich „eine winzige Facette“ in seinem Leben, weswegen man nicht die Person insgesamt verurteilen könne. Man müsse „den Menschen aus seiner Zeit heraus beurteilen, nicht aus heutiger Sicht“.³⁵ Daraufhin fordert die SPD den Rück-

tritt Hübingers, Kritik kommt auch von den Grünen.³⁶

Der Historiker Christoph Braß, aktives CDU-Mitglied und Mitarbeiter in der Stuttgarter Staatskanzlei, hat sich bereits zuvor als Kenner der Materie zu Wort gemeldet und vorgeschlagen, das Straßenschild in Ensheim mit dem Zusatz zu versehen „... wurde in Zusammenhang mit Zwangssterilisationen gebracht ...“.³⁷ Dieser ironische Vorschlag wird in Ensheim gründlich mißverstanden und in den Beschluß vom 7. März 2001 aufgenommen.³⁷

In dieser Sitzung beschließt der Bezirksrat Ensheim, die Straße nicht umzubenennen, was die SAARBRÜCKER ZEITUNG mit dem Hinweis auf den gegenteiligen Beschluß des Homburger CDU-Stadtrates kommentiert: „Bemerkenswert, welches Verständnis Tätern entgegengebracht wird. Und welche armselige Rolle die zwangssterilisierten Opfer spielen“.³⁸ Die Reaktion der politischen Gegner läßt nicht lange auf sich warten. Sowohl OB Hoffmann als auch Kajo Breuer von den Grünen empören sich. Breuer prangert das zur Entlastung Orths angeführte Argument einer ‚schonenden‘ Methode der Zwangssterilisation als pervers an: „Bei dieser Denkweise kämen noch die Erfinder von Zyklon B, das die fabrikmäßige Ermordung der Juden, Sinti, Roma und anderer verfolgter Minderheiten ermöglicht hat, zu einem Denkmal.“³⁹

Die Entscheidung des Bezirksrats scheint auch vom Zorn der Ensheimer Bürger herbeigebrüllt worden zu sein. Das Heimatblatt s'BLÄDCHE berichtet mit der ihm eigenen Ironie von einer kabarettreifen Ratssitzung, bei der zwei Anträge vorlagen. Während die SPD die sofortige Umbenennung der Straße beantragte, hätte der Antrag der CDU eine Beibehaltung des Straßennamens vorgesehen, allerdings mit einer ergänzenden Hinweistafel, die am Rathaus angebracht werden sollte (s.o.). CDU-Mitglied Alfons Schweitzer hätte an die großen Verdienste Oscar Orths erinnert und behauptet, Orth hätte mehrfach Zwangssterilisationen

31 Orth, *ebd.*

32 Bereits 1936 hatte sich Orth zu seinen Erfahrungen mit Sterilisationen bei Frauen geäußert und die ruhigstellende Wirkung eines Morphin-Surrogats gelobt. Es sei „erstaunlich“, wie die „zu sterilisierenden Frauen, die ja fast alle eine neurogene [in den Nervenzellen begründet, W.B.] Komponente haben, ... 2-3 Tage im leichten Schlummer liegen“, dies sei eine „Bereicherung unserer Therapie“ (89). Tagung der Vereinigung Niederrheinisch-Westfälischer Chirurgen, in: Zentralblatt für Chirurgie, 64, 1937, S. 45). Auch in einem anderen Beitrag zur Anwendung des Morphin-Durants betont Orth die beruhigende Wirkung auf die sterilisierten Frauen (Oscar Orth: Erfahrungen mit dem Morphin-Durant, in: Zentralblatt für Chirurgie, 63, 1936, S. 2140).

33 Vgl. Saarbrücker Zeitung vom 20.11.2000.

34 *Ebd.*

35 Saarbrücker Zeitung vom 27./28.1.2001.

36 Saarbrücker Zeitung vom 31.1.2001.

37 Saarbrücker Zeitung vom 16.3.2001.

38 Saarbrücker Zeitung vom 9.3.2001.

39 Saarbrücker Zeitung vom 12.3.2001.

40 s'Blädche vom 14.3.2001.

41 Saarbrücker Zeitung vom 9.3.2001.

B. Nichtöffentlicher Teil:

1. "Oskar-Orth-Straße" im Stadtteil Ensheim

In der Sitzung am 15.11.2000 wurde der TOP von der Tagesordnung abgesetzt, da den MitgliederInnen noch weitere Informationen zugehen sollten.

Diese wurden mit Schreiben vom 21.11.2000 übersandt.

Aufgrund der vorliegenden Unterlagen soll nunmehr - in Absprache mit den Fraktionen in nichtöffentlicher Sitzung - eine Beratung erfolgen.

Dennoch gebe es eine gewisse politische Verantwortung in der Gesamtheit des Bezirksrates und die Straßenumbenennung eine saubere Lösung, ohne jetzt die Tätigkeit von Oskar Orth zu beurteilen, da auch er nicht im Stande sei, jetzt über den Mann den Stab zu brechen, weil er die Situation zu wenig kenne. Nur wenn er die Protokolle von 1939 lese, sei er der Meinung, andere Bürger hätten es wahrscheinlich eher verdient, dass dort eine Straße nach ihnen benannt wird. Hierzu gebe es bestimmt genügend Beispiele. Er sei der Auffassung, dass es die Verantwortung des Bezirksrates auch gegenüber der Öffentlichkeit, Fernsehen usw. gebiete, dass sich der Rat dazu entschließen müsse, die Straße umzubenennen.

Mit dem heutigen Wissen könne man sagen, dass damals Dinge getan wurden, die falsch und grausam waren, jedoch mit dem damaligen Wissen, zur damaligen Zeit, das was Lehmeinung war, ähnlich gesehen. Daher könne man einen Menschen, der die damalige Lehmeinung angenommen habe, nicht nach heutigen Erkenntnissen verurteilen und Oskar Orth auch nicht verurteilen, weil er Nationalsozialist gewesen sei, weil es hierzu keine Beweise gebe.

Zur Frage der Eugenik erklärt Mitglied Escher, dass dies damalige Lehmeinung war und auch in der heutigen Zeit in verschiedensten Bereichen Dinge getan werden, bei denen man in einer Beurteilung nach 50 Jahren feststellen würde, dass dies damals nicht richtig war. Im Falle Oskar Orth überwiegen für ihn einfach die Dinge, die dieser nachgewiesenmaßen für die Bevölkerung und das Saarländ getan habe gegenüber den gegen Oskar Orth erhobenen Vorwürfen, zu denen Beweise bisher nicht erbracht werden konnten.

Mitglied **Schweitzer** (CDU) legt dar, die Diskussion zeige, wie ernst die Frage der Umbenennung dieser Straße oder nicht genommen werde. Er könne für die Fraktion nur sagen, dass diese jetzt durch die Vorsitzende weitere Informationen bekommen habe.

Der Rat komme sicher nicht daran vorbei, hier eine Entscheidung zu treffen, dies dann in öffentlicher Sitzung.

Man könne diese Entscheidung nicht noch jahrelang hinausschieben, aber die Fraktion benötige noch weitere Informationen, um eine Entscheidung zu treffen.

Die **Vorsitzende** erklärt hierzu, dass sie nicht die Auffassung vertrete, die Benennung einer Straße nach Oskar Orth sei nicht mehr zeitgemäß. Die Straße sei nach diesem benannt worden, weil er Ehrenbürger von Ensheim war. Diese Ehre zu revidieren, habe erhebliche Außenwirkung.

Mitglied **Göttel** (SPD) führt aus, dass Orth ja nicht sein Bundesverdienstkreuz weggenommen werden solle, sondern lediglich die Straße. Hier werde ein Bürger geehrt, der andere Familien geschädigt habe und er könne sich vorstellen, dass diese Familien beim Lesen des Straßennamens Oskar Orth sich heute noch darüber ärgern. Dies wolle die SPD-Fraktion vermeiden.

Aussrisse aus dem Protokoll einer nichtöffentlichen Sitzung des Bezirksrats Halberg (Ensheim); von oben nach unten Redebeiträge der Ratsmitglieder Klein (SPD), Thomas Escher (FDP), Otto Escher (parteilos), Schweitzer (CDU), der Vorsitzenden (vermutlich Bezirksbürgermeisterin Annette Hübinger (CDU)), Göttel (SPD).

verhindert - indessen ohne entsprechende Beweise vorzulegen. „Alfons Schweitzer ... hat sich auch in Ensheim umgehört und die betroffenen Ensheimer Bürger nach deren Meinung befragt. Er betonte, daß der weitaus größere Teil der Ensheimer für die Beibehaltung dieses Straßennamens ist. (Demokratie) Für die SPD begründete Kurt Göttel den Antrag damit, daß Herr Prof. Dr. Orth eine erhebliche Mitschuld an den Taten, die an der Uni-

Klinik Homburg begangen wurden, trägt. Diese Ausführungen führten dazu, daß die anwesenden Ensheimer Bürger sehr lautstark ihr Mißfallen ausdrückten. Die Rufe „Göttel raus“ wurden jedoch ganz sicher nur von dem SPD-Bezirksratsmitglied Klein gehört ... Bei der anschließenden Abstimmung wurde zunächst über den Antrag der SPD-Fraktion abgestimmt. Bis auf den Ensheimer Markus Dick (Stimmhaltung) stimmten alle SPD-Ratsmitglieder für diesen Antrag ... Markus Dick hat sich ganz sicher vor dieser Sitzung bei den Ensheimer Bürgern umgehört und nach deren Meinung gefragt. Auch das ist Demokratie. Es zählt der Wille des Bürgers und nicht die ideologischen Vorstellungen einer Partei ... Für den Antrag der CDU ... stimmten die CDU-Fraktion geschlossen, sowie Th. Escher FDP und O. Escher parteilos. Die SPD stimmte einstimmig gegen diesen Antrag. Somit bleibt dank der Haltung der Bezirksbürgermeisterin, Anette Hübinger, den Ensheimern ihre Oscar-Orth-Straße erhalten. Demokratie heißt nicht: Dem Volk, im Namen des Volkes, das Fell über die Ohren zu ziehen.“⁴⁰

Den Gipfelpunkt der Veranstaltung lieferte der Ex-Grüne Escher, der mit folgender Äußerung in der SAARBRÜCKER ZEITUNG zitiert wird: „Es war nicht die Entscheidung des Arztes, Leute zu sterilisieren, sondern es war die Entscheidung der Angestellten in den Ämtern und Gerichten, die ihm die Menschen zuführten. Der Arzt war der Letzte in einer langen Kette, er mußte ausführen, was andere entschieden hatten. Nun aber lag es an ihm, wie er mit den Opfern umging. Oscar Orth hat, wie wir alle wissen, eine schonendere Operationsmethode entwickelt, die in Homburg eingesetzt wurde, bei der nur wenige den Eingriff nicht überlebten. Wer von uns, zwei Generationen nach dem 2. Weltkrieg, kann und darf Oscar Orth verurteilen?“⁴¹

Doch das ist nicht der letzte wohlmeinende Vorschlag, der den Ensheimern gemacht wird. In einem Leserbrief heißt es: „Im Bezirksrat Halberg

scheint niemand zu leugnen, daß Dr. Oskar Orth in NS-Verbrechen verstrickt war. Trotzdem soll sein Name weiterhin eine Straße bezeichnen, lediglich ergänzt durch eine Tafel, auf der ein Hinweis auf mögliche Verstrickung stehen soll. Mit dieser Art von Vergangenheitsbewältigung könnte der Bezirksrat Halberg doch auch die alte ‚Adolf-Hitler-Straße‘ wiederbeleben. Man könnte ja einen Hinweis anbringen ‚Wird mit der Ermordung von Millionen Menschen in Verbindung gebracht‘. Dann wäre doch alles wieder okay. Oder?⁴²

Die sendungsbewußte Leserbriefschreiberin Hilde Dierkes, die bereits während der Wehrmachtsausstellung ihre klammheimliche Freude über den Bombenanschlag nicht unterdrücken wollte und dafür mit Straffreiheit belohnt wurde, schlägt nun vor, Orths Sterilisationstechnik auf die „Kastration für (sic!) jeden Sexualtäter und Mörder“ zu erweitern: „Diese Operationstechniken dürfen natürlich nicht aus rassistischen Gründen geschehen, sondern aus dem Recht eines jeden Menschen auf Schutz seiner Identität und Würde. Egal, ob parteilich gebunden oder parteilos, es geht um die Pflicht zur Objektivität“.⁴³

Ebenfalls in einem Leserbrief bringt Werner Schlorke nochmals Argumente zugunsten Orths vor: Er habe versucht, Gegengutachten zu erstellen (wo sind diese?) und die Rückstellungsquote sei sehr hoch gewesen. (Eine Quelle wird nicht genannt.) Auf einem Kongreß habe sich Orth öffentlich gegen das Sterilisationsgesetz ausgesprochen.⁴⁴ (Sollte dies die o.g. 89. Tagung der Niederrheinisch-Westfälischen Chirurgen gewesen sein, dann ist die Behauptung widerlegt.)

Nachdem Anfang Mai 2001 wieder ein Zeitungsbericht die Haltung des Ensheimer Rates bestätigt, reagiert der Geschäftsführer der *Heinrich-Böll-Stiftung Saarbrücken*, Erich Später, mit der Schilderung des Falls der 15jährigen, die infolge der Sterilisationsoperation starb.⁴⁵ Dies wiederum veranlaßt den Redakteur der SAARBRÜCKER ZEITUNG,

Dieter Gräbner, in einem ausführlichen Artikel das bis dahin zusammengetragene Wissen über Orths politische und medizinische Verantwortung bei den Sterilisationen darzulegen und einer großen Öffentlichkeit die zweifelhafte Rolle Orths eindeutig nachzuweisen.⁴⁶ Prompt kommt Bewegung in die Saarbrücker CDU, die sich bislang bedeckt gehalten und mit dem Hinweis auf die politische Entscheidungsfreiheit der Ensheimer Parteifreunde aus der unbequemen Angelegenheit herausgestohlen hatte. Ihr Chef, Dr. Gerd Bauer, läßt nun verlauten, die Straße müsse umbenannt werden, sein Parteifreund Peter Jacoby pflichtet ihm in einer ausführlichen Stellungnahme eifrig bei.⁴⁷

Für Anfang August steht eine neue Entscheidung im Bezirksrat Halberg an. Dann soll nach dem Willen der Saarbrücker CDU-Führung die inkriminierte Straße umbenannt werden. Man darf gespannt sein, mit welchen Winkelzügen diese Kehrtwendung der Ensheimer begründet wird. Es wird vermutlich der letzte Teil dieses provinziellen Schauerspiels sein.

Das wundersame Auftauchen von Sonderdrucken Oscar Orths

Im Rahmen meiner eigenen Nachforschungen besuchte ich am 18. Juni 2001 die Uni-Bibliothek in Homburg, um mir auszuleihen, was unter der Signatur G 690 katalogisiert ist: *Orth, Oskar: Sonderdrucke 1914-1952*. Da es sich um eine G-Nummer handelt, führt mich eine Mitarbeiterin in einen kleinen, abgesperrten Raum. Dort stellt sie fest, daß die Sammlung von Sonderdrucken nicht vorhanden ist. Ihre Vermutung, daß sie ausgeliehen sei, kann nicht durch einen Ausleihschein verifiziert werden. Auch die elektronische UB-Recherche führt weder unter dem Stichwort „Orth, O*“ noch unter der Signatur „G 690“ in der Medizinischen Abteilung zu einem Sucherfolg, obwohl die Sonderdrucke 1991 noch auf diesem Weg auffindbar waren und

42 Saarbrücker Zeitung vom 30.3.2001.

43 Ebd.

44 Ebd.

45 Saarbrücker Zeitung vom 13.5.2001.

46 Saarbrücker Zeitung vom 18.5.2001.

47 Saarbrücker Zeitung, Pfingstausgabe vom 10./11./12.06.2001

48 Es wäre noch näher zu untersuchen, inwieweit Orths Handeln von dem in diesen Jahren von einer großen Mehrheit der Bevölkerung getragenen völkischen Denken und dem ebenso populären „Sozialdarwinismus“ bestimmt war.

49 Werner Brill, Spurensuche. Analyse und Dokumentation der „Wehrmachtsausstellung“ in Saarbrücken, Saarbrücken 1999.

obwohl in Homburg noch die Karteikarte mit dieser Signatur existiert. Der Verdacht, daß hier gezielt Unterlagen, die öffentlich zugänglich sein müßten, entfernt wurden, drängt sich massiv auf.

Und: Im Gesamtkatalog der Saarbrücker UB, im sog. Zettelkasten, läßt sich einen Tag später nichts mehr zu Orth finden. Selbst ein Querverweis auf die in Homburg noch geführten Sonderdrucke existiert nicht. Ein Kuriosum, das es dringend zu klären galt. Als Redakteur Gräbner am 27. Juni incognito in Homburg nach den Orth'schen Sonderdrucken fragt, ist auch die genannte Karteikarte verschwunden. Er moniert dies später telephonisch, nun als SZ-Redakteur, und bringt dabei die Kriminalpolizei ins Gespräch. Einen Tag später erhält er einen Rückruf aus der Homburger Bibliothek: Sowohl die Sonderdrucke als auch die Karteikarte seien wieder aufgetaucht.

Resümee

Oscar Orth war kein NS-Ideologe, sondern als Mediziner ein Mitläufer wie viele andere.⁴⁸ Wahrscheinlich war er ein sehr guter Chirurg. Aber er setzte die rassenhygienische und sozialrassistische Weltanschauung der Nationalsozialisten in die Praxis um. Es gibt keine Belege dafür, daß Orth seine Sterilisationspraxis im Sinne der NS-Ideologie zur „Verbesserung des deutschen Erbgutes“ legitimiert hat – seine Eingriffe mögen formal legal gewesen sein, widersprechen aber ethischen Standards. Es lassen sich auch keine Belege dafür anführen – wie z.B. bei seinem Kollegen Boeminghaus aus Marburg –, daß Orth die Sterilisation als politisches Instrument gegenüber seiner Klientel verstanden hat. Die Behauptung jedoch, er habe sich schützend vor seine Patienten bzw. Patientinnen gestellt, kann ebensowenig belegt werden.

Die Debatten vom Herbst 2000 bis zum Frühjahr 2001 in Saarbrücken und

Ensheim haben gezeigt, daß es immer noch nicht selbstverständlich ist, die Zwangssterilisationen in der Zeit vor und während des Nationalsozialismus (und auch noch danach) als Unrecht anzuerkennen. Die Leserbriefe in der SAARBRÜCKER ZEITUNG, die internen und öffentlichen Debatten in Ensheim und die Gespräche im Bekanntenkreis („aber das waren doch Behinderte“) weisen darauf hin, daß unsere Gesellschaft noch weit davon entfernt ist, behinderten Menschen das Recht auf körperliche Integrität zuzugestehen. Die zivilisatorischen Mindeststandards, mit denen wir andere Kulturen, Länder und Regierungsformen messen, gelten bei uns nicht selbstverständlich für alle gesellschaftlichen Gruppen.

In der Diskussion um Oscar Orth hat sich die SAARBRÜCKER ZEITUNG verdient gemacht, indem sie im Sinne einer korrekten Aufarbeitung der historischen Fakten berichtete, und dies trotz der zu erwartenden Anfeindungen und Schmähungen. Sie hat damit auch eine im Vergleich zu 1999 veränderte journalistische Praxis an den Tag gelegt, als sie sich durch die massenhafte Veröffentlichung von Leserbriefen gegen die sogenannte Wehrmachtsausstellung (unfreiwillig?) zum Sprachrohr der Kritiker machte.⁴⁹

Es geht in der Auseinandersetzung weniger um das Verhalten Orths im „Dritten Reich“ und um die Zuschreibung von Schuld oder Unschuld. Vielmehr muß es darum gehen, aufzuzeigen, wie leicht die Schwelle zum Täter bzw. Mittäter überschritten ist, wenn man sich ausschließlich auf „Recht und Gesetz“ beruft, ohne deren ethische Grundlagen im eigenen Handeln zu reflektieren. Auch heute noch stellt sich die Frage, welchen Stellenwert die Gesellschaft dem Menschenrecht auf körperliche Integrität beimessen will.

Weitere Literatur:

Eine umfangreiche Dokumentation zur Debatte um Oscar Orth mit der Dissertation von Karl Strouvelle kann beim Adolf-Bender-Zentrum bestellt werden (Adolf-Bender-Zentrum, Gymnasialstr. 5, 66606 St. Wendel, Tel: 06851/818-02, Fax: -20; email: ABZ1985@aol.com).

Christoph Braß: Rassismus nach Innen – Erbgesundheitspolitik und Zwangssterilisation, St. Ingbert 1993.

Gerhard Leuthold: Veröffentlichungen des medizinischen Schrifttums in den Jahren 1933-1945 zum Thema: „Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses vom 14. Juli 1933“, Nürnberg 1975.

Kürzlich ist im Aufbau-Verlag, Berlin das Buch Vernichten und Heilen, Der Nürnberger Ärzteprozeß und seine Folgen erschienen. Zum ersten Mal dokumentieren seine Herausgeber Angelika Ebbinghaus und Klaus Dörner in ihm ausführlich den Prozeß von 1946/47. Untersuchungen zu der sozialen Lage und der Mentalität der Ärzte, deren Menschenversuche, zu den Morden an psychisch kranken und behinderten Menschen bis hin zu Fragen der Ethik erörtern eine Vielzahl von Aspekten der Verstrickung der Ärzte in die Tötungsmaschinerie des „Dritten Reiches“. Die Untersuchungen zu den letztgenannten Aspekten des Buchs sind als Vertiefung zu Werner Brills Aufsatz besonders geeignet.

aus unserem Herbstprogramm:

Matthias Kontarsky:

Trauma Auschwitz

Zu Verarbeitungen des Nichtverarbeitbaren bei Peter Weiss, Luigi Nono und Paul Dessau
 193 Seiten, Notenbeispiele, broschiert
 ISBN 3-89727-146-X, DM 48,-

„Geist unter dem Pferdeschwanz“

Paul Bekkers Feuilletons aus dem Pariser Tageblatt 1934-1936
 hrsg. und kommentiert von Andreas Eichhorn
 189 Seiten, broschiert
 ISBN 3-89727-111-7, DM 38,-

«Entartete Musik» 1938 –

Weimar und die Ambivalenz
 hrsg. von Hanns-Werner Heister
 888 Seiten, Abbildungen, broschiert
 2 Bände, ISBN 3-89727-126-5, DM 158,-

Christian Kuhnt

Kurt Weill und das Judentum

190 Seiten, Notenbeispiele, broschiert
 ISBN 3-89727-114-1, DM 48,-

GENERATION_OPER

Ein junges Herz für die verwelkte Madame
15 junge Kommentare zur Situation der Oper
 hrsg. von Viktor Schoner, Titus Engel und Stefan Fragner
 mit Grußworten von Richard von Weizsäcker, Gerard Mortier und Nike Wagner
 154 Seiten, Abbildungen, broschiert
 ISBN 3-89727-127-3, DM 38,-

Sointu Scharenberg

Überwinden der Prinzipien

Betrachtungen zu Arnold Schönbergs unkonventioneller Lehrtätigkeit zwischen 1898 und 1951
 445 Seiten, Abbildungen, Notenbeispiele, broschiert, ISBN 3-89727-110-9, DM 98,-

Von Jonny zu Jeremia

Spuren der Vertreibung im Werk Ernst Kreneks
 hrsg. von Friedrich Geiger
 120 Seiten, Notenbeispiele, broschiert
 ISBN 3-89727-105-2, DM 32,-

Gottfried Michael Koenig

Ästhetische Praxis
Texte zur Musik, Band 5: Supplement II,
 hrsg. von Stefan Fricke, Wolf Frobenius und Sigrid Konrad
 326 Seiten, broschiert
 ISBN 3-89727-084-6, DM 69,-

Paul-Heinz Dittrich

«Nie vollendbare poetische Anstrengung»
Texte zur Musik 1957-1999
 hrsg. von Stefan Fricke und Alexandra Raetzer
 358 Seiten, broschiert
 ISBN 3-89727-125-7, DM 69,-

www.pfau-verlag.de

In den beiden letzten Ausgaben der SAARBRÜCKER HEFTE setzte sich Harald Glaser mit der Frage auseinander, wie die Industriedenkmäler des Saarlandes als Lernorte der Geschichte und touristisch zu nutzen sind, ohne gegen Anforderungen der Denkmalpflege zu verstoßen. Er schlägt u.a. eine grenzüberschreitende Vernetzung industriegeschichtlicher Denkmäler in der Großregion mit Hilfe von Themenrouten vor, die nicht nur die Montanindustrie, sondern auch andere das Land prägende Industrien berücksichtigt. Der Spekulation auf kurzfristige Publikumserfolge durch Events erteilt er auch wegen denkmalpflegerischer Bedenken eine klare Absage.

Dem Bericht der *Kommission Industrieland Saar* weist Glasers Analyse erhebliche Mängel nach. Er erkennt zwar den sinnvollen Versuch an, strukturpolitische Überlegungen und den Umgang mit den Industriedenkmälern in einen Zusammenhang zu stellen, und erhofft sich von der zu gründenden Stiftung für alte Industrieanlagen die Unterstützung denkmalpflegerischer Maßnahmen. Die Auswahl sogenannter Zukunftsstandorte (wie z.B. die Völklinger Hütte, die Bergwerke Göttelborn und Landsweiler-Reden), womit die Objekte finanzstarker Stiftungsmitglieder wie der Deutschen Steinkohle AG in den Mittelpunkt des Interesses gestellt werden, läßt ihn jedoch befürchten, daß andere für das Saarland bedeutende Orte der Industriegeschichte vernachlässigt und in letzter Konsequenz vergessen werden. Für die Völklinger Hütte, die als „Bühnenlandschaft“ in einen Ort der Mega-Events umfunktioniert werden soll, fürchtet er um ihren Denkmalsbestand. Industriekultur als das Universalmittel von Strukturpolitik, so Glaser weiter, nützt zudem weder dem industriellen Erbe, noch dem Wirtschaftsstandort Saarland.

Die Texte von Wilfried Busemann und Hans Leo Krämer führen die Diskussion über den Bericht der *Kommission Industrieland Saar* fort. Die ihnen zugrundeliegenden Vorträge, die am 11. Mai 2001 im Rahmen der von der Arbeitskammer des Saarlandes veranstalteten „Fachgespräche“ gehalten wurden, sind für die Veröffentlichung in den Saarbrücker Heften überarbeitet und erscheinen hier als Vorabdruck. Eine vollständige Dokumentation der Veranstaltung wird die Arbeitskammer im Herbst vorlegen.

Sozialgeschichtliche Defizite

Thesen zur Grundlagenforschung für die saarländische Industriekultur

Von Wilfried Busemann

Seit mehr als einem halben Jahr wird der Kommissionsbericht *IndustrieKultur Saar* intensiv und engagiert diskutiert. Erstmals ist einer breiteren Öffentlichkeit im Saarland dieser Begriff bekannt geworden im Zusammenhang mit scheinbar konkreteren Inhalten, genauer mit der Nennung verschiedener Standorte. Nunmehr besteht die Chance, das Wissen um „Industriekultur“ zu verbreitern, zu vertiefen, zu differenzieren. Inzwischen äußern sich auch erste kritische Stimmen zu den verschiedenen Vorschlägen und Ideen. Zum einen werden die KommunalpolitikerInnen der betroffenen Gemeinden Völklingen, Göttelborn (das ist Quierschied) und Landsweiler-Reden (das ist Schiffweiler) ihre spezifischen Gestaltungsmöglichkeiten nicht aufgeben wollen. Zum anderen liegt mit dem „Zukunftsprojekt Rosseltal“ ein Entwurf vor, der wesentlich differenzierter und fundierter konzipiert zu sein scheint und darüber hinaus von vornherein von der Grundidee der grenzübergreifenden Zusammenarbeit ausgeht. Des weiteren dürfen die positiven Erwartungen, die mit einer angemessenen Verwirklichung des Ganser-Gutachtens verbunden sein können, nicht in der treuherzigen Fehlannahme enden, man könne die im Ruhrgebiet gemachten Erfahrungen ohne Einschränkungen auf das Saarland übertragen, denn schließlich stehen Objekte wie das Weltkulturerbe Völklinger Hütte oder die Zechenanlagen in Göttelborn und Landsweiler-Reden nicht „in einem geradezu (sozial)geschichtsfreien Raum“.

Das Ruhrgebiet

Über Industriekultur wird in Fachkreisen seit mehr als anderthalb Jahrzehnten angeregt debattiert. An der Saar ist es nicht notwendig, erneut eine abstrakte, theoriegeleitete Be-



griffserklärung zu formulieren. Es reicht, aus den Erfahrungen im Ruhrgebiet, besonders mit der *Internationalen Bauausstellung (IBA) Emscher-Park*, den praktischen Nutzen zu ziehen – so weit das möglich und sinnvoll ist. Karl Ganser sagte selbst am 31. Januar 2001 während einer Podiumsdiskussion in der Völklinger Gebläse-Halle: „Wir haben an der Emscher viel erreicht, aber man kann manches noch besser machen!“

Die *IBA Emscher-Park* bildet nur einen Teil des Ensembles, welches unter der Bezeichnung *Route Industriekultur* seit einiger Zeit in Nordrhein-Westfalen touristisch, mehr noch aber unter dem Gesichtspunkt der Standortförderung Ruhrgebiet vermarktet wird. Das gesamte Projekt *Route Industriekultur* basiert auf zum Teil vor über dreißig Jahren in anderen Zusammenhängen geschaffenen Grundlagen, mithin konnte die *IBA Emscher-Park* auf eine über zwanzigjährige „Vorlaufphase“ aufbauen.

1. Seit 1967, dem Jahr der historischen Rezesion, betreibt der Landeskonservator Rheinland die Inventarisierung von Industriedenkmälern; danach nehmen Fachleute in Bonn und Münster dieses Thema auf.

2. Etwa zur gleichen Zeit werden an den damals noch neuen Universitäten Essen, Bochum, Dortmund und Bielefeld zahlreiche Lehrstühle in den Fächern Sozialgeschichte, Städtezoziologie, Städtegeographie, Architektur und Städte- bzw. Landschaftsplanung eingerichtet, die in jahrzehntelanger Forschungsarbeit – wenngleich nicht dafür zielgerichtet, sondern unbeabsichtigt – die wissenschaftlichen Grundlagen für die spätere „Industriekultur“ schaffen. Insbesondere in der Geschichtswissenschaft gilt unausgesprochen die Faustregel: Wer sich mit entsprechenden Themen des Ruhrgebiets befaßt, erarbeitet ein Kernstück (west)deutscher Sozial- und Wirtschaftsgeschichte.

3. Ebenfalls von Bedeutung sind die verschiedenen, zum Teil schon lange vor der *IBA* eingerichteten Spezial-Museen. Zur *Route Industriekultur* gehören die als „überregionale Museen“ bezeichneten Einrichtungen:

- Deutsches Bergbaumuseum, Bochum
- Deutsche Arbeitsschutzausstellung, Dortmund
- Westfälisches Freilichtmuseum, Hagen – Landesmuseum für Handwerk und Technik
- Eisenbahnmuseum, Bochum-Dahlhausen
- Ruhrlandmuseum, Essen
- Museum der Deutschen Binnenschifffahrt, Duisburg

Andere, ebenfalls wichtige Museen werden in der *Route* gar nicht erst aufgeführt, z.B. das Deutsche Klingenmuseum Solingen oder das Rheinische Freilichtmuseum und Museum für Volkskunde in Kommern. All diese Museen erklären die geschichtlichen, sozialen, wirtschaftlichen und technischen Hintergründe der verschiedenen Industriedenkmäler, so daß diese gegebenenfalls ohne umfangreiche Erläuterungen präsentiert, oder wie Ganser sagt: bespielt werden können.

4. Nicht zuletzt die Betreiber der *IBA-Emscher-Park* betonen den hohen, auch politischen Stellenwert der von über 50 Bürgerinitiativen seit etwa 1971-75 geleisteten Arbeit für den Erhalt der alten Werkssiedlungen und Zechenkolonien sowie der eigentlichen Industrieanlagen. Hier wurde auf breiter Ebene in der Bevölkerung Problembewußtsein hergestellt und politischer Druck an der „Basis“



erzeugt, nicht zuletzt durch die zeitweise umfangreiche landesweite Berichterstattung im Regional-Fernsehen und im WDR-Rundfunk.

5. Eine unmittelbare Auswirkung dieser Bewegung war 1980 die Einrichtung des *Ministeriums für Stadtentwicklung, Wohnungsbau und Verkehr (MSWV)*. Seitdem hat sich, wenn auch zunächst sehr langsam und schwerfällig, auf der Ebene des politischen Gestaltens eine veränderte Denkweise durchgesetzt: Der Erhalt aufgegebener Industrieanlagen und -flächen, beziehungsweise ihre sorgfältige Umnutzung rangiert vor der bislang fast überall betriebenen Kahlschlag-Sanierung. Die Neuorientierung wird untermauert durch ergänzende Maßnahmen auf der Ebene der durchaus finanzstarken Landschaftsverbände Rheinland und Westfalen und des Kommunalverbandes Ruhr.

6. Die *IBA Emscher-Park* nimmt ab 1989 die verschiedenen hier nur angedeuteten Ansätze auf und führt sie auf ihre je eigene Weise weiter fort. Sie hat nicht unwesentlich beigetragen zur Popularisierung des Begriffs Industriekultur im Ruhrgebiet. Inzwischen haben die Menschen dort „ihre“ Kultur angenommen, worunter indes wesentlich mehr zu verstehen ist als Industriekultur, nämlich Dinge, die für Auswärtige als Klischees wirken, zum Beispiel die besondere Sprache und der Fußball. Wie selbstverständlich spricht man heute vom „Mythos Ruhrgebiet“ und der damit verbundenen Vision der Ruhrstadt. Vom Mythos lebt der Tourismus – und von der Verwandlung der Geschichte in Folklore. Das ist ein bisweilen zwiespältiges Phänomen; freilich gelingt es wenigstens oberflächlich gesehen, zum Beispiel die modernen Bildwelten der *IBA* und das *Centro* oder die *Giradelli-Skihalle* und *Warner Bros. Movie-World* zu vereinen. Der Kontrast zwischen der Klasse mancher *IBA*-Objekte und der auf Konsumenten-Massen zielenden Vergnügungsstätten ruft anhaltende lebhaft Diskussionen hervor.

Das Saarland

Industriekultur an der Saar fängt nicht bei Null an. Gleichwohl ruht das Ganser-Gutachten nicht auf einer ähnlich breiten, sondern auf einer anderen Grundlage als die *IBA* im Ruhrgebiet.

1. Das Konservatoramt des Saarlandes erfaßt historische Industrieanlagen usw. wie alle anderen Denkmäler in einem allgemeinen Verzeichnis, ein Spezialverzeichnis besteht gerade einmal in Ansätzen, da die drei seit 1979 dazu unternommenen kleineren Versuche in keinem inneren systematischen Zusammenhang stehen. Dem Amt darf deshalb kein Versäumnis vorgeworfen werden, denn Nachfrage und Förderung von der politischen Seite



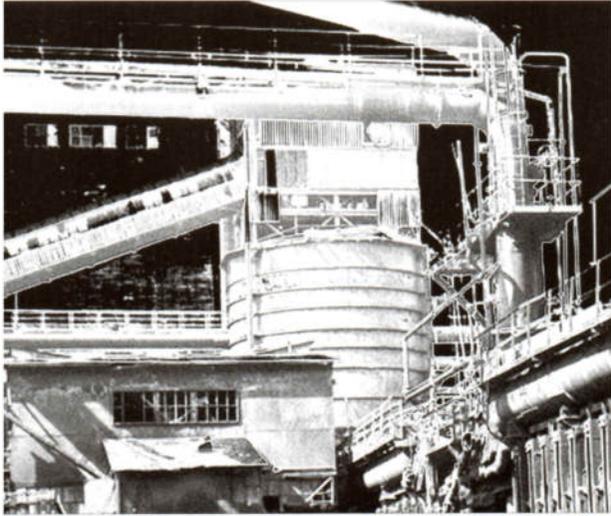
waren lange Jahre eher schwach oder gar nicht vorhanden.

2. An der Universität des Saarlandes konnten angesichts der weit weniger vorhandenen Kapazitäten dem Ruhrgebiet vergleichbare wissenschaftliche Ergebnisse nicht vorgelegt werden. Eine umfassende Gesamtdarstellung der Industriekultur an der Saar steht noch aus. Nicht einmal Einzel-Aspekte wie Technik-Geschichte, Geschichte der saarländischen Arbeiterbewegungen, Entwicklung der Verstädterung im industriellen Ballungsraum, Alltagsgeschichte der arbeitenden Menschen, Geschichte der ökologischen Industrialisierungsfolgen sind in befriedigendem Maße aufgearbeitet.

– Technik-Geschichte: Hier fehlt es zum Beispiel an einer angemessenen historischen Würdigung der spezifisch saarländischen Verhüttungstechniken oder einer genaueren Analyse der technischen Konsequenzen, die die minderen Kohlequalitäten mit sich brachten. Im Zusammenhang mit der Industriekultur-Debatte nach Ganser müßten die Produktionsprozesse in ihren einzelnen Schritten rekonstruiert und erklärt werden – sinnvollerweise unter maßgeblicher Mitwirkung der

früher in den Standorten Beschäftigten, selbst wenn, wie die Völklinger Hüttenführer-Schulung der vergangenen Jahre zeigte, auch das nicht unproblematisch ist.

- Geschichte der saarländischen Arbeiterbewegungen: Über im besten Sinne populärwissenschaftliche Versuche sind die meisten Darstellungen nicht hinausgekommen. Besonders große Lücken klaffen bei der Erforschung der Gewerkschaftsgeschichte und der Geschichte der sozialdemokratischen Bewegung. Ein unlängst im Auftrag der *Arbeitskammer* und des



DGB Saar erstellter Forschungsbericht hat ergeben, daß beispielsweise die Geschichte der Gewerkschaftsbewegungen im Saarland nach 1945 nicht durchgehend auf der Basis von Originalquellen geschrieben werden kann. Selbst das Wissen um die Geschichte des saarländischen Bergbaus und der Metallindustrie ist noch lückenhaft. Völlig unerforscht ist der Anteil der Frauen an der Industriegeschichte bzw. die Geschichte der Geschlechterbeziehungen im Produktionsprozeß.

- Verstädterung im industriellen Ballungsraum: Urbanisierungsgeschichte bewegt sich in der Schnittmenge von Sozial- und klassischer Stadtgeschichte. Für diesen Bereich liegen einige Arbeiten vor und auch der wissenschaftliche Ertrag im Zuge des großen Saarbrücker Stadtjubiläums 1999 ist inzwischen ansehnlich. Allerdings ruhen sinnvollerweise die Schwerpunkte hier eher auf Stadtgeschichte - und auch auf Verwaltungsgeschichte.

- Alltagsgeschichte der arbeitenden Menschen: Alltagsgeschichte hat sich erst seit den

80er Jahren des 20. Jahrhunderts als Forschungsobjekt im größeren Umfang etabliert. Im Saarland fehlt eine umfassende Zeitzeugenbefragung, wie sie für das Ruhrgebiet vorliegt; d.h. eine Analyse zur „Lebensgeschichte und Sozialkultur“ der Menschen an der Saar, die sich auf die gesamte Biographie eines Befragten einläßt, indem sie zum Beispiel die komplexe Wechselwirkung zwischen Leben innerhalb und außerhalb des Betriebes herausarbeitet.

- Geschichte der ökologischen Industrialisierungsfolgen: Ebenfalls eine neuere Forschungsrichtung bildet die Umweltgeschichte. Sie beinhaltet mehr als die „Geschichte eines Flusses“. Über die Vergangenheit von z.B. Luft- oder Lärmbelastungen infolge industrieller Produktion an der Saar weiß die Nachwelt bis jetzt noch sehr wenig.

Gemessen an den Arbeitsmöglichkeiten in Nordrhein-Westfalen sind die institutionellen Rahmenbedingungen an der Universität des Saarlandes allenfalls karg. Zwar befaßt sich ein Lehrstuhl allgemein mit Wirtschafts- und Sozial-, nicht aber mit Landes-Sozialgeschichte. Mit den in der (west)deutschen Wirtschaftsgeschichtsschreibung üblichen hochkomplexen Fragestellungen und Methoden, z.B. zur deutschen Konjunkturgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert kann Landes-Sozialgeschichte nicht angemessen erforscht und dargestellt werden. Eine ausgeprägte Professur für Landesgeschichte, wie es sie an mehreren Universitäten Nordrhein-Westfalens gibt, wurde an der Universität des Saarlandes nicht eingerichtet. Vielmehr besteht ein Lehrstuhl für Geschichte der frühen Neuzeit unter besonderer Berücksichtigung der Landesgeschichte, dessen Inhaber, R. van Dülmen, sich großes Ansehen erworben hat auf dem Gebiet der Historischen Kulturforschung und Anthropologie. Das *Institut für Landeskunde im Saarland (IfLIS)*, geleitet vom Professor für Geographie H. Quasten, hat seinen Sitz an der Universität des Saarlandes. „Seine Aufgaben bestehen darin, Forschungen zur Landes- und Volkskunde des Saarlandes und angrenzender Landschaften zu fördern“. Zwar nehmen die vom *IfLIS* veröffentlichten Schriften vielfach historische Themen auf, doch ist dies nicht der Schwerpunkt der Arbeit.

Allerdings befassen sich bisher Landeshistoriker in der Hauptsache nicht intensiv mit der Sozialgeschichte „ihres“ Territoriums. Die

partiellen Defizite der saarländischen Sozialgeschichtsforschung sowohl im institutionellen, mehr noch aber im Bereich der Forschungserträge resultieren besonders aus der überaus schwierigen Quellenlage. Aus heutiger Sicht müßte übrigens ein saarländischer Lehrstuhl für Landesgeschichte das Gebiet der Saar-Lor-Lux-Region erfassen. Dafür sprechen insbesondere sozialhistorische Erfahrungen.

Nicht von ungefähr bearbeiten die Veröffentlichungen zur saarländischen Sozialgeschichte vornehmlich den Zeitraum bis zum Ende des Ersten Weltkrieges, denn bis zu diesem Zeitpunkt stehen im *Landesarchiv Saarbrücken* oder im *Landeshauptarchiv Koblenz* meist geschlossene Bestände preußischer Behördenakten zur Verfügung (z.B. Berichte der Gewerbeinspektoren, der Bergwerksdirektion oder Überwachungsberichte der vermeintlich allgegenwärtigen Polizei). Mit der Unterstellung des damaligen Saargebietes unter das Völkerbundsregime ab 1920 wird die Aktenüberlieferung unübersichtlich. Wichtige Materialien befinden sich unter anderem im Genfer Archiv der *Vereinten Nationen*; Archivalien zur Organisationsgeschichte von Gewerkschaften und Arbeiterparteien wurden wahrscheinlich ab 1935 im großen Umfang vernichtet – zum Schutze der vor den Nazis nach Frankreich fliehenden Arbeiter-Funktionäre.



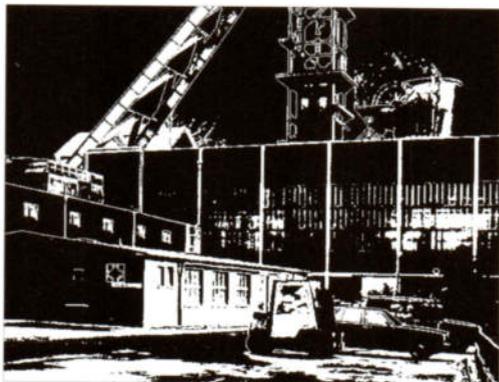
Dem ausdauernden Einsatz von Prof. Dr. R. Hudemann ist es zu verdanken, daß in den letzten fünfzehn Jahren aus französischen privaten und öffentlichen Archiven umfangreiche Quellenbestände zur saarländischen Nachkriegsgeschichte erfaßt und verfilmt werden konnten. Allerdings konnte das überaus umfangreiche Material bis jetzt noch nicht vollständig gesichtet und ausgewertet werden.

Seitdem sich die Archivdirektion des französischen Außenministeriums 1999/2000 zu weitgehenden archiv- und filmtechnischen Umstellungen veranlaßt sah, ist der weitere Zugriff auf die dortigen Archivfonds vorerst blockiert. Die seinerzeit laufende Verfilmung des Fonds der *Mission juridique* beim Hohen Kommissar bzw. Botschafter der Französischen Republik an der Saar mußte deswegen vorzeitig abgebrochen werden. Das ist besonders zu bedauern, weil sich gerade dort vielversprechende Informationen zur Wirtschafts- und Sozialpolitik der Nachkriegszeit, zum Teil auch über 1955 hinaus befinden. Jüngere Archivalien unterliegen gegebenenfalls den jeweils im Archivgesetz festgeschriebenen Sperrfristen; sie können eventuell durch Zeitzeugen-Aussagen oder andere Ersatz-Überlieferungen ersetzt werden.

3. Vor diesem Hintergrund haben sich in der Vergangenheit einige außeruniversitäre „Einzelkämpfer“ und kleinere Gruppen mit einzelnen Industriedenkmälern befaßt. Zu nennen wären hier beispielsweise Delf Slotta zu Aspekten der Technikgeschichte in saarländischen Bergwerken, Harald Glaser und die Brebacher Geschichtswerkstatt zur dortigen Hüttengeschichte und Hans-Werner Krick in St. Ingbert. Die industriekulturelle Erschließung des Weltkulturerbes Völklinger Hütte ist natürlich ein Kapitel für sich, über das man mittlerweile wohl ein Buch schreiben könnte.

Diese Individualisten und Kleingruppen bilden keine in der Öffentlichkeit beachtete

politische Bewegung wie seinerzeit die erwähnten Bürgerinitiativen im Ruhrgebiet. Ihre Arbeitsergebnisse fanden außerhalb eines Liebhaberkreises wenig Beachtung, Veröffentlichungsmöglichkeiten bestanden meistens



nur im Rahmen von Volkshochschul-Vorträgen sowie Zeitschriften-Aufsätzen, kleineren Broschüren und Druckschriften. Seit 1989 hat die *Arbeitskammer* wiederholt auf hier bestehende Defizite hingewiesen und in ihren jährlichen *Berichten an die Regierung des Saarlandes* die mangelnde Unterstützung und fehlende Koordination kritisiert. Damit einher ging 1996 die Forderung nach Schaffung einer geeigneten „Infrastruktur“ für die industriegeschichtliche Forschung.

4. Sowohl Ursache als auch Folge der hier skizzierten Defizite ist die für saarländische Industriekultur nicht vorhandene Museumslandschaft. Obwohl die Völklinger Hütte noch lange nicht im erforderlichen Maße „museal“ aufgearbeitet ist, konzentriert sich das Interesse der Besucher – und der Geldgeber seit langem auf das Weltkulturerbe. Hier wurde Industriekultur gepflegt schon lange vor dem Ganser-Gutachten, und insofern wird die Hütte auch in Zukunft eine Sonderrolle beanspruchen können.

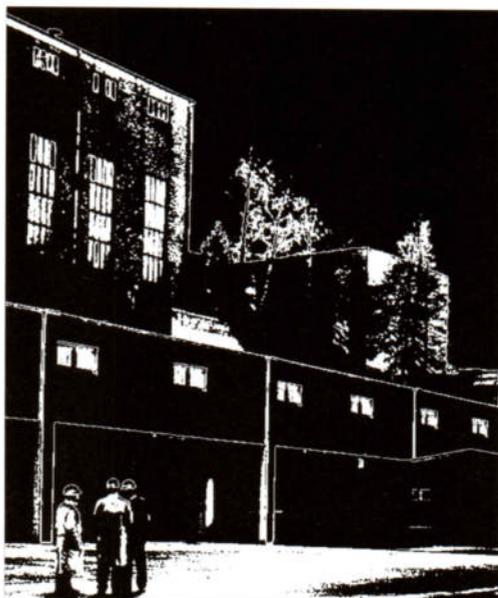
Dagegen verfügen die wenigen anderen Einrichtungen wie das Bergbaumuseum in Bexbach oder der Rischbachstollen – respektlos und überspitzt formuliert – über den Charme von Heimatmuseen. Sie sind noch nicht in der Lage, den im Zusammenhang mit Industriekultur entstehenden Erklärungsbedarf zu befriedigen. Anders als im Ruhrgebiet müssen daher möglicherweise die im Gutachten genannten Standorte nicht nur sich selbst, sondern auch die weiteren historischen usw. Hintergründe erklären.

5. Die beeindruckenden sozialen Bewegungen im Saarland der 70er bis 90er Jahre gestalteten sich fast ausschließlich als Abwehrkämpfe gegen die drohenden, dann durchgeführten Schließungen der Hütten und Zechen sowie die damit einhergehende, tief ins soziale und wirtschaftliche Leben einschneidende massenhafte Vernichtung von Arbeitsplätzen. Die daraus resultierende Verlufterfahrung prägte die Identität weiter Teile der saarländischen Arbeitsbevölkerung über lange Zeit. Erst jetzt scheinen die Menschen bereit zu sein, die Chancen einer Umnutzung alter Industriebrachen anzunehmen.

6. Auf der politischen Ebene im Lande wurde erst in jüngster Zeit von den beiden großen politischen Parteien Industriekultur als Aufgabenfeld erkannt. Den institutionellen Rahmen wie im Ruhrgebiet bzw. in NRW gibt es folglich nicht, ihn gilt es erst noch zu schaffen. Darum war es erst vor kurzem noch möglich, daß ein durchaus bedeutender Teil saarländischer Industriekultur beschädigt wurde: Der Zusammenhang der Arbeitersiedlung mit Kirche am Fuße des Halbergs mit dem Unternehmerschloß des Freiherrn von Stumm-Halberg wurde durch Abriß unterbrochen.

Fazit

Die Voraussetzungen und Rahmenbedingungen für Industriekultur im Saarland unterscheiden sich zum Teil erheblich von denen

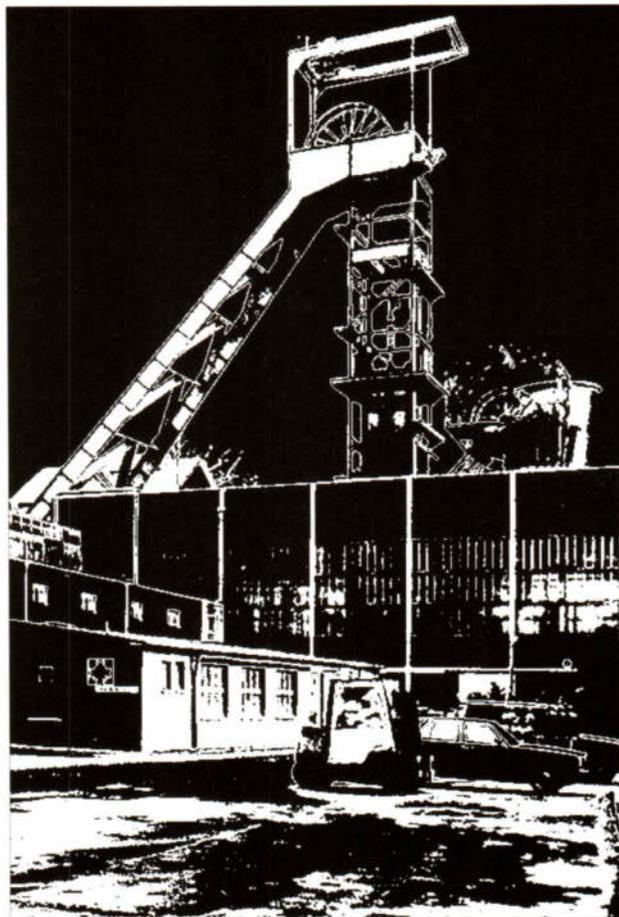


des Ruhrgebietes. In dieser Differenz enthalten ist das Angebot, an der Saar eigene Wege zu gehen.

Da im Saarland Industriekultur auf kein breites Fundament gesetzt werden kann, besteht die Möglichkeit einer Reduzierung der Idee auf reines „Standortmarketing“, so wie es offensichtlich dem saarländischen Wirtschaftsminister auf der Völklinger Podiumsdiskussion am 31.1.2001 vorschwebte. Infolgedessen muß der Ministerrat immer wieder an die Maxime erinnert werden, die im Ganser-Gutachten niedergeschrieben ist: „Den Wirtschaftsstandort Saarland für die Zukunft innovationsfähig und populär zu machen, hat in der Auseinandersetzung mit der industriellen Vergangenheit eine unersetzbare Voraussetzung.“

Im weiteren formuliert der Text nur sehr ungenaue und vage Vorstellungen zur Bedeutung von Geschichte im Themenfeld Industriekultur. Es entsteht der Eindruck, als ob auch die Gutachter augenscheinlich spektakuläre Industriekulissen als eine Art Werbeköder benutzen, um Standorte zu vermarkten, ohne sich auf die je eigene Ausstrahlung, die Aura der alten Anlagen einzulassen. Aufgegebene Werkhallen oder stillgelegte Zechen nur als Dekor zu nutzen, dient der oberflächlichen Zerstreung und verzichtet auf die gewiß mühsame Auseinandersetzung mit den ihnen innewohnenden vielfältigen, gelegentlich unbequemen historischen Erfahrungen. In der mit dem Gutachten vorgelegten Lesart kann Industriekultur nur einen geringen Teil ihrer komplexen Faszination entfalten, zumal wenn sie nur im Ausschnitt eines historisierenden Ornaments präsentiert wird.

Gleichwohl gestatten die gleichermaßen unscharfen wie umrißhaften Bekundungen ebenso ein umfassendes Verständnis von Industriekultur als Zusammenschau von „Kultur und Lebensformen, die durch die Industrialisierung direkt oder indirekt hervorgebracht wurden oder entscheidend von ihr geprägt sind. (...) Zur Industriekultur zählen nicht nur technische Leistungen, moralische Werte, wertvolle Denkmäler und Sachgüter, sondern alle materiellen und geistigen Lebensäußerungen der Menschen, die in diesen Industrieregionen lebten und zur Schaffung einer neuen Lebenswelt beigetragen haben. Hierzu gehören allgemein sowohl soziale Institutionen wie Verhaltensweisen, ökonomische



Überlebensstrategien wie der materielle Ausbau einer Infrastruktur, die Gestaltung der Umwelt wie die Entstehung neuer sozialer Schichten, die Sozialpolitik wie der Ausbau eines Bildungssystems. Neben diesen ‚objektiven‘ Produkten und Leistungen der Industrialisierung thematisiert die Industriekultur als Forschungsprogramm allerdings auch die ‚subjektiven‘ Erfahrungen und Werte, die sich in der Auseinandersetzung mit der Industrialisierung entwickelten.“ (*Industriekultur an der Saar*, Hg. R. v. Dülmen, München 1989, S. 11)

Mit diesem sehr weit greifenden Verständnis von Industriekultur als Ergänzung auf der Ebene der Geschichtsbetrachtung könnte das Ganser-Gutachten der große und vielleicht einmalige Anlaß sein, die hier skizzierten partiellen Defizite der saarländischen Sozialgeschichtsforschung zu einem großen Teil aufzuarbeiten.

Kommissionsblabla

Thesen zu den Prämissen und Denkkategorien des Kommissionsberichts „IndustrieKultur Saar“

Von Hans Leo Krämer

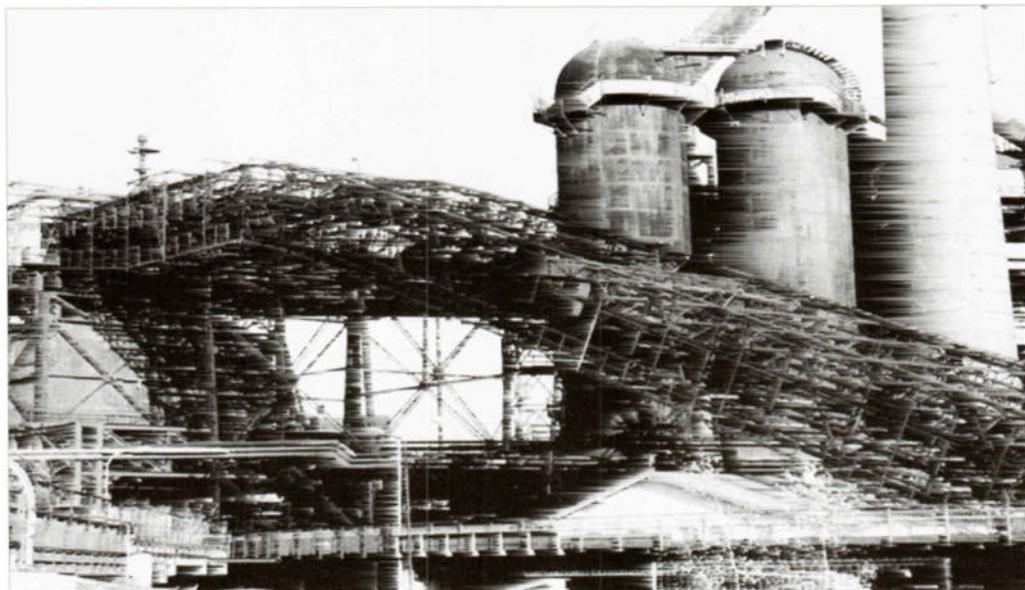
In der Öffentlichkeit bzw. in der veröffentlichten Meinung werden dem Kommissionsbericht *IndustrieKultur Saar* Wohlwollen und Zustimmung entgegengebracht. Dialektisch geschult, läßt mich das aufhorchen, fordert mich geradezu zum Widerspruch heraus. Und der scheint mir notwendig, denn die Sache, um die es geht, nämlich der Umbau der saarländischen Gesellschaft, industriekulturell aufgepeppt, ist viel zu ernst, als daß man sie allein der politischen Klasse überlassen dürfte. Diese hält ja häufig die von ihr selber geschaffenen Bilder für die Wirklichkeit. Will man aber tatsächliche Reformen, dann gilt noch immer die soziologische Grundregel: Es muß zunächst ein Konsens über die Wahrnehmung der Probleme hergestellt werden. Der Kommissionsbericht ist dazu nicht geeignet, denn er umgeht die realen Probleme. In den folgenden grundsätzlichen Thesen werden die dem Bericht zugrundeliegenden Prämissen, Voraussetzungen und Denkkategorien untersucht.

1. Die Kommission hat die Realität der saarländischen Gegenwart ausgeblendet

Die Kommission wurde einberufen als *Kommission Industrieland Saar*. Daß sie mit diesem nicht nur plakativen, auf die wirtschaftliche Entwicklung im Saarland bezogen möglicherweise auch kontraproduktivem Begriff nicht viel anzufangen wußte, ist nachvollziehbar, zumal der Auftrag lautete: „Sie soll, ausgehend vom Weltkulturerbe Völklinger Hütte, eine Projektkette zur Entwicklung von Standorten mit Industriekultur planen, nachhaltige Konzepte im Umgang mit Industriedenkmalern erarbeiten“ (Saarland Staatskanzlei Stabsstelle Kultur (Hg.): *IndustrieKultur Saar. Bericht der „Kommission Industrieland*

Saar“, Saarbrücken 2000, S. 7; alle im Text folgenden Seiten- und Kapitelangaben beziehen sich auf diesen Bericht). Auf der anderen Seite jedoch ist die Vorgabe „Industrieland Saar“ eine bestimmte Chiffre, die für den Strukturrahmen steht, in dessen Grenzen das Verhältnis von Industriekultur und Wirtschaftspolitik diskutiert und deren engere Verzahnung im Hinblick auf Zukunftsinnovation erörtert werden soll. Die Kommission hat diesen Zusammenhang offensichtlich nicht gesehen, zumindest nicht sichtbar gemacht. Sie gewinnt dem Begriff *Industrieland* eine historische Dimension ab und setzt ihn dann mit der klassischen *Industriekultur* gleich. Ob der Begriff für die Zukunftsgesellschaft, die ja auch mit Hilfe der Kommissionsvorschläge intendiert wird, tragfähig ist, bleibt ungeklärt. Im Kapitel 11 wird im Zusammenhang mit der Finanzierungsstrategie fast beiläufig erwähnt, daß das Budgetvolumen für die vorgeschlagenen Konzepte groß genug sein müsse, „um den Anspruch einzulösen, das Saarland als Industrieland zu positionieren“ (S. 62). Entweder meint die Kommission, das Saarland sei sowieso ein Industrieland und werde es bleiben, oder sie versteht unter Industrieland etwas ganz Neues. Sie sagt es nicht. Die Passage im 13. Kapitel („Das Ereignis 2005 – Die Vision“), wo „ein Fest für das Industrieland Saar“ vorgeschlagen wird, läßt jedenfalls den Schluß zu, daß *Industrieland* mit der alten Industrie (also mit Kohle und Stahl) identifiziert wird.

Die Bezeichnung *Industrieland Saar* in diesem Verständnis ist eindeutig negativ besetzt. Der seit längerem sich vollziehende oder/und geplante wirtschaftliche und gesellschaftliche Strukturwandel an der Saar verläuft ja gerade in Abwendung von den Belastungen, die noch mit der traditionellen Industriezeit verbunden sind. Weil die Wertbarkeit der historischen Industriekultur im Kontext der wirtschafts- und gesellschaftspolitischen Umstrukturierung zentraler Kommissionsauftrag ist, verwundert es, daß die Kommission nicht einmal andeutungsweise den Versuch einer Analyse der gegenwärtigen Wirtschafts- und Sozialstruktur des Saarlandes unternimmt. Sie hätte ja einmal die Regierung fragen können, welche Wirtschaftsstruktur und, damit verbunden, welche Beschäftigungsstrukturen politisch gewollt und angestrebt werden. Über Erhalt oder Abriß der noch vorhandenen Monumente der Indu-



striekultur ließe sich dann vielleicht mit Argumenten ausgestattet diskutieren. Mit dem Ausblenden der Realität der Gegenwart muß sich die Kommission den Vorwurf gefallen lassen, ihre Hoffnungen und Ziele ausschließlich im Rückblick auf die ehemals das Land beherrschende Montanindustrie zu formulieren. Dort, wo es spannend wird, wo man gerne erfahren würde, auf welchen realistischen aktuellen Grundlagen die Zukunft zu planen ist und wie dabei industrikulturelle Erfahrung unterstützend oder fördernd sein könnte, weicht die Kommission in *Blabla* aus. Sie begibt sich in Spekulationen, setzt allein auf die „Prinzen“ von außen, die diesen verschlafenen Winkel der Republik wachküssen werden.

2. Das Kulturverständnis der Kommission ist obsolet und elitär

Es ist selbstverständlich und erfreulich, daß die Kommission die marginalisierte Rolle der Industriekultur beklagt und ihre Gleichwertigkeit mit dem traditionellen Kulturbegriff herausstellt. Erstaunlich jedoch und geradezu befremdend ist es, daß sie sich überhaupt nicht mit den möglichen Widerständen beschäftigt, die der Kultur im allgemeinen und der Industriekultur im besonderen entgegengebracht werden.

Meines Erachtens gibt es dafür zwei Gründe. Zum einen wird die Kultur rein funktional

in dem Verhältnis zur Industrie- und Wirtschaftspolitik gesehen; banal ausgedrückt: was der Wirtschaft nützt, ist auch gut für die Kultur. Der zweite Grund ist die Tatsache, daß die Kommission die Menschen als Kulturschöpfer aus ihrem Kulturbegriff ausgeklammert hat. So heißt es gleich zu Beginn des Berichtes:

„Unternehmen mit Baukultur haben bedeutende Bauwerke und technische Anlagen geschaffen. Das Saarland kann stolz auf diese Epoche der Industriezeit sein“ (S. 12). In einer solchen, sich strukturalistisch objektiv gebenden Auffassung spielen die arbeitenden Menschen und alle sozialen Bewegungen als Ferment vom kollektiven Kulturschaffen keine Rolle mehr. Ich vermute, daß

die Kommission die Wieder-Hereinnahme des Menschen allein der Sozialgeschichte überantworten will. Damit entfernt sie sich weit von einem modernen Kulturverständnis, das kein geringerer als Sigmund Freud schon 1927 in *Die Zukunft einer Illusion* formuliert hat: „Die menschliche Kultur ... zeigt dem Beobachter bekanntlich zwei Seiten. Sie umfaßt einerseits all das Wissen und Können, das die Menschen erworben haben, um die Kräfte der Natur zu beherrschen und ihr Güter zur Befriedigung

Weil die Verwertbarkeit der historischen Industriekultur im Kontext der wirtschafts- und gesellschaftspolitischen Umstrukturierung zentraler Kommissionsauftrag ist, verwundert es, daß die Kommission nicht einmal andeutungsweise den Versuch einer Analyse der gegenwärtigen Wirtschafts- und Sozialstruktur des Saarlandes unternimmt.

der menschlichen Bedürfnisse abzugewinnen, andererseits alle die Einrichtungen, die notwendig sind, um die Beziehungen der Menschen zueinander, und besonders die Verteilung der erreichbaren Güter zu regeln.“ Mit anderen Worten: Freud insistiert darauf, daß kulturelle Leistungen eng verbunden sind mit den Arbeits- und Beziehungsverhältnissen der Men-

schens und das heißt natürlich: auch mit Macht- und Herrschaftsverhältnissen. Das Problem der Kulturfeindlichkeit, dem Freud im weiteren nachgeht, hat seine Wurzeln in dem Macht- und Herrschaftsverhalten in den sozialen Beziehungen und den Verteilungsprozessen der Güter. Industriekultur in der von der Kommission präferierten materialisierten Form ist Symbol einer bestimmten Herrschaftskultur, ist sichtbares Zeichen von Ausbeutung. Im kollekti-

ven Gedächtnis ist dies tief verankert. Die in dem Bericht emphatisch hochgejubelten „Ikonen“ der Industriekultur haben, wie bestimmte Ikonen in den Ostkirchen auch, das Faszi- nosum an sich, dem die Menschen zugleich fasziniert und abwehrend gegenüber treten. Wenn von den Machern der industriekulturellen Events heute die mangelnde Bereitschaft der SaarländerInnen beklagt wird, etwa die Ikone Völklinger Hütte zu besuchen, sollten sie vielleicht diesen Hinderungsgrund mitreflektieren.

Das Kulturverständnis der Kommission ist zudem elitär. Eine Reihe von Indikatoren weisen darauf hin. Wo von den Aufgaben der „Intendanz für die kulturelle Bespielung der Industrieräume“ die Rede ist (S. 26) – später, Seite 59, wird die kulturelle Funktion gestrichen und nur noch nüchtern von der Bespielung gesprochen –, wird erläutert, was Bespielung meint, nämlich eine „mit Kultur, Publikumsausstellungen und Unterhaltungsveranstaltungen“ (S. 59). Selbstverständlich entsprechen den drei Bespielungsformen je unterschiedliche Adressatengruppen: Kultur (anzunehmen ist, daß hier die Kommission an die klassische Hochkultur denkt, vielleicht

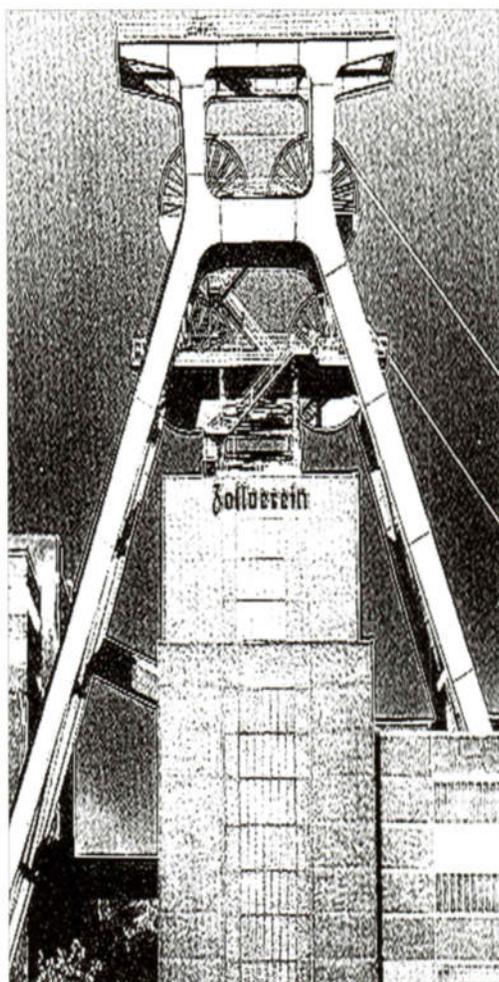
noch an die sogenannte avantgardistische Kunst) für das kulturell gebildete Publikum, etwa die Kulturreisenden; Publikumsveranstaltungen für ein breites, unspezifisches Publikum ohne typischen Kulturgeschmack, und Unterhaltungsveranstaltungen für das Massenpublikum, die Banausen, die nach Events gehen. Damit nicht genug, maßt sich die Kommission kulturpädagogische Kompetenz an. Das „breite Publikum“ (sic!), das im Grunde nur durch Großveranstaltungen in außergewöhnlichen Umgebungen „beeindruckt“ werden will, ließe sich durch die Bespielung der Industrieräume „der Kultur“ leichter zuführen als anderswo, und erschließe „der schwer zugänglichen zeitgenössischen Kunst, Literatur und Musik Publikumsschichten, die über die üblichen Darbietungsformen in den gewohnten Spielstätten nur schwer ansprechbar sind“ (S. 53). Woher solche Erkenntnisse stammen, verrät uns die Kommission nicht. Ich kann den saarländischen Museumsdirektoren und Theaterintendanten nur raten, diesen Bericht genau zu lesen, nicht zuletzt auch unter der Perspektive, wie hoch in Bälde die Kürzungen ihrer Etats ausfallen werden!

3. Die Zukunftsauffassung und -planung der Kommission ist positivistisch und naiv

Eine Kernthese des Berichts lautet: „Zukunft gewinnt nur, wer Vergangenheit kennt“ (S. 13). Zuzustimmen wäre ja einer Aussage, die einen Zusammenhang zwischen Vergangenheit und Gegenwart herstellt, so wie man entwicklungspsychologisch die Persönlichkeit durch erfahrene Sozialisationsbedingungen erklären kann. Das aber liegt nicht in der Intention der Kommission. Da sie ja die Gegenwart ausgeklammert hat, springt sie gleich in die Zukunft. Beides ist verräterisch, die Gewinnmetapher und die Behauptung, daß die Vergangenheit entscheidend sei für die Planung der Zukunft. Welche Zukunft hat eine Region, die unter gewaltigen Modernisierungsrückständen leidet? Was kann sie aus ihrer Vergangenheit lernen? Wir wissen es längst: Wir brauchen andere, neue Qualifikationen, andere, bessere Bildung, wir brauchen mehr akademisch ausgebildete Menschen für eine globale Wissensgesellschaft, wir brauchen neue Erwerbsarbeitsplätze, die lebenssichernd sind usw. Das Saarland sollte aus der

Vergangenheit lernen, daß es das meiste anders machen muß. Pittsburgh in Pennsylvania/USA hat seine gesamte Montanindustrie radikal abgerissen und auf eine moderne, menschenorientierte Dienstleistungskonzeption gesetzt, und gewonnen. Es lohnt sich, dort die universitären und außeruniversitären Bildungseinrichtungen anzuschauen, die Tag und Nacht geöffneten Bibliotheken, das weltweit renommierte Krankenhaussystem usw.

Die Kommission suggeriert einen Automatismus zwischen Zukunftssicherung und den für die Vergangenheit notwendigen Produktivkräften. Sie operiert dabei mit unbewiesenen Behauptungen. So unterstellt sie einfach, daß die „technologischen, wirtschaftlichen und soziokulturellen Hintergründe der Industriezeit“ (S. 14) „eine unersetzbare Voraussetzung“ für die Innovationsfähigkeit des Wirtschaftsstandortes Saarland seien. Belege, eindeutig Handfestes, das Für und Wider, eine Diskussion der – wenn es schon so stimmt –



Voraussetzung, daß es gelingt – nichts von alledem findet sich in dem Bericht. Was hier durchschimmert, ist ein krudes Verständnis von Zukunftsplanung aus der szientistischen Mottenkiste der Fortschrittsideologien des 19. Jahrhunderts. Damals glaubte man, es genüge, daß die Herrschenden eine Idee, eine Vision, einen Glauben haben, um damit die bessere, die menschlichere, die gute Gesellschaft für die Menschen, die breite Masse zu schaffen. Diese Auffassung hatte sich schon damals als naiv herausgestellt.

Nicht anders ist es, wenn im Zusammenhang mit dem *Fest für das Industrieland Saar* (auch hier wieder dieser szientistische Anspruch, daß von den Wissenden etwas für das Saarland gemacht werden muß!) heißt, daß in einer Landesausstellung außer der Geschichte die „Zukunftsperspektive der saarländischen Bevölkerung und weit darüber hinaus“ dargestellt werden soll. Einmal von der Flapsigkeit „und weit darüber hinaus“ abgesehen (solche finden sich zuhauf im Bericht), wäre es doch von großem Interesse zu erfahren, worin denn die Zukunftsperspektive der saarländischen Bevölkerung (Singular!) besteht, oder zumindest andeutungsweise, worauf sie beruht. Auf der Route der Industriekultur? Auf der Illusio der Wunschphantasien der Kommission? Diese Schlußfolgerung liegt nahe. Ob damit die Zukunftsperspektiven der strukturell Benachteiligten, der Erwerbslosen, der ohne sichere Perspektive heranwachsenden jüngeren Generationen, der Alten usw. im Saarland aufzuhellen sind, wage ich zu bezweifeln.

4. Die einseitige Instrumentalisierung der Industriekultur

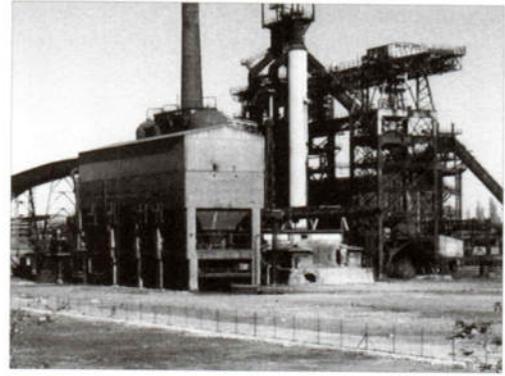
Die Vorgabe an die Kommission, vom Völklinger Weltkulturerbe auszugehen, hat die methodische Vorgehensweise inspiriert. Man hielt sich nicht lange mit der Suche nach überprüfbaren, rationalen Auswahlkriterien auf, weil man ja das Majestätische der Hütte zum

Die Kommission suggeriert einen Automatismus zwischen Zukunftssicherung und den für die Vergangenheit notwendigen Produktivkräften ... Was hier durchschimmert, ist ein krudes Verständnis von Zukunftsplanung aus der szientistischen Mottenkiste der Fortschrittsideologien des 19. Jahrhunderts.

Vorbild hatte. Folglich versucht man die LeserInnen mit einer poetisch anmutenden, in der Sache aber marketingmäßig reduzierten Mediensprache zu beeindrucken. Auswahlkriterien für die gefundenen Standorte mit Industriekultur sind: außergewöhnlich, aufregend, spannend, spektakulär. Und unter „Ikone“ tut man es nur ungern, sagt uns jedoch nicht, warum der Begriff Ikone verwendet wird. Mit Bildern hat Götzelborn doch wohl nichts zu tun, oder? Wie im Himmel gibt es natürlich auch hier eine Hierarchie der Heiligen. Die Völklinger Hütte ist „die Ikone der saarländischen Industriekultur“ (S. 28) schlechthin, Götzelborn schließlich nur die „Ikone des modernen Saarlandes“ (S. 19). Damit man dem multikulturellen Saarland Referenz erweisen kann, erfindet die Kommission schnell noch ein Mekka – Mettlach, das Mekka für Keramik.

So weit, so gut; die Kommission übernimmt und diskutiert die vom Auftraggeber mitgelieferte oder auch nur anvisierte Behauptung, daß sich ein industriekulturelles Ambiente positiv auf Strukturförderung sprich Ansiedlungspolitik auswirkt. Auch dafür hätte man gerne handfeste Beweise, die aber enthält uns die Kommission vor, weil sie keine hat. Von daher bedarf es auch keiner größeren Diskussion, um die Industriekultur im wesentlichen unter wirtschaftlichen Aspekten, also wirtschaftsnah zu betrachten. Der französische Kultursoziologe Pierre Bourdieu würde dies als ein typisches Beispiel eines doxischen Feldes bezeichnen. Die Ausführungen der Kommission gruppieren sich um diese *doxa* der Wirtschaftskultur oder des kulturwirtschaftlichen Feldes; nur wenn man an diese *doxa* glaubt, sind sie nachvollziehbar – andere, davon abweichende Prinzipien oder Meinungen sind nicht zulässig.

Die Ausführungen der Kommission gruppieren sich um die *doxa* der Wirtschaftskultur oder des kulturwirtschaftlichen Feldes; nur wenn man an diese *doxa* glaubt, sind sie nachvollziehbar – andere, davon abweichende Prinzipien oder Meinungen sind nicht zulässig. Industriekultur als Wirtschaftskultur hat die Aufgabe, „markante Standorte zu entwickeln, die für neue Unternehmen und neue Produkte förderlich sind und zu weithin wahrnehmbaren Symbolen werden“ (S. 12). Symbolwert haben industriekulturelle Bauten, Anlagen, Räume nur, wenn



sie sich den wirtschaftlichen Bedarfen unterordnen. Das ist eine fast totale Instrumentalisierung der Industriekultur, die die Voraussetzung dafür ist, daß die Eingriffe, die Interventionen zum Umbau von Industriebauten, -räumen und -landschaften politisch ermöglicht und ansiedlungsethisch gerechtfertigt werden.

5. Die Disziplinierung des saarländischen Gedächtnisses

Die Kommission betont zu Recht, daß es in der Industriekultur gelte, das Gedächtnis an die Industriezeit zu bewahren (vgl. S. 12). Dies scheint für die Kommission am ehesten zu gelingen über den Weg der Ankoppelung der Industriekultur an die Wirtschaft sprich das Ansiedlungs-Unternehmen. Daß die Marke dieses Unternehmens möglicherweise die Erinnerung an das vor ihm dagewesene Industriekulturelle verdeckt, mindert oder gar auslöscht, ist für die Kulturwirtschaftlicher kein Thema. Soziologisch und kulturwissenschaftlich hingegen könnte darin die Gefahr eines Verlustes von regionalem Geschichts- und Identitätsbewußtsein liegen. Was mich in den weiteren Vorschlägen der Kommission stört, sind die ununterbrochen für die Menschen, die saarländische Bevölkerung „und darüber hinaus“ geplanten Veranstaltungen, Feste. Immer wieder Feste, also Veranstaltungen, die vorschreiben, wie kulturell vorgeformt, von der „Intendanz für die Bespielung“ geplant und organisiert, der Einzelne sich zu erinnern habe, vorgeschriebene kollektive Erinnerung. Da wir es ja mit der historischen Industriekultur zu tun haben, also mit einer, die nicht mehr an gewachsene, traditionelle Milieus anknüpft, die mit ihr eine lebendige Beziehung

haben, wäre es schon interessant gewesen, wenn die Kommission sich wenigstens andeutungsweise mit den Folgen des Auseinanderfallens von Gedächtnisorten und Gedächtnismilieus beschäftigt hätte. Seit Pierre Nora ist das doch gängige Erkenntnis, daß „es ... lieux de mémoire gibt, weil es keine milieux de mémoire mehr gibt“ (Pierre Nora, *Zwischen Geschichte und Gedächtnis*, Fischer Taschenbuchverlag, Frankfurt 1998, S. 11). Hat das für das Saarland keine Bedeutung, für die Bewahrung seines industriegeschichtlichen Erbes? Wen interessiert dieses noch, wenn die angestammten Milieus – der Hüttenarbeit, der Bergarbeit, der Autoarbeit usw. – wegbrechen? Weil dies so ist, meint P. Nora, könne niemand mehr sagen, wie der geregelte Übergang von der Vergangenheit in die Zukunft bewerkstelligt werden könne. Wir haben gesehen, daß unsere Kommission das sehr wohl noch weiß: Indem man die Industrieräume bespielt, diszipliniert man das Publikum, die breiten Schichten, die Massen. Individuen kommen ja in dem Bericht nur als Unternehmer oder Kulturschaffende vor, die über „die außergewöhnliche Freiheit des Denkens und Wirtschaftens“ (S. 17) verfügen.

Die Kommission *Industrieland Saar* hat sich einseitig als kulturwirtschaftliche Kommission geoutet. Sie hat einen vielfach auf reinen Phantasien und auf Wunschdenken basierenden Bericht vorgelegt. Analytische Qualitäten sind darin nicht zu erkennen. Wäre es ein Gutachten gewesen, müßte man es zurückweisen. In Einzelheiten darf man daher, so eine öffentlich geäußerte Position, nicht beckmesserisch mit dem Bericht umgehen. Ist es beckmesserisch, wenn man eine kritische Diskussion der im Bericht aufgestellten Behauptungen verlangt? Ist es beckmesserisch, wenn man den Beweis für die hanebüchene These erwartet, daß Kultur, Kulturwirtschaft und Tourismus (sic!) ein „Wirtschaftssektor mit krisensicherer Wachstumsprognose“ sei (S. 27)? Ist es beckmesserisch, wenn man die Seriosität der über den Daumen geschätzten Initiativkosten von (nur?) 400 Millionen DM gerne etwas präziser belegt haben möchte? Ist es beckmesserisch zu fragen, woher, aus welchem Einzugsgebiet die erhofften Besuchermassen kommen sollen? Hat man das einmal empirisch genau erforscht? Usw., usw.

Bevor man jetzt schnell loslegt (vgl. Cathrin Elss: „Industriekultur: Das Saarland gibt Gas“,

in: SAARBRÜCKER ZEITUNG, 4.4.2001), wäre es allerhöchste Zeit, daß die Landesregierung zunächst einmal erklärt, was dieser von ihr so titulierte Strukturwandel unter der Ideologiemarke Industriekultur für die Zukunftsperspektive des Saarlandes und eines jeden Saarländers und einer jeden Saarländerin an realen Chancen bringt. Quantitative Beschäftigungseffekte, schreibt die Kommission ja selbst, darf man bitte nicht erwarten, die seien eh „nicht besonders aussagekräftig“ (S. 56). Was ist eigentlich aussagekräftiger als vorhandene oder/und geschaffene Dauerarbeitsplätze? Vielleicht noch die nicht vorhandenen Gewinne, denn die Landesregierung sollte weiterhin offen erklären, in welchen Bereichen man mit finanziellen Einschränkungen zu rechnen hat. Selbst wenn ein großer Teil der geschätzten Anfangsfinanzierung von 400 Millionen nicht direkt aus dem Landeshaushalt kommen sollte, sind in Anbetracht der Haushaltslage des Landes Einschnitte in bestimmten Bereichen unabwendbar. Welche Bereiche – Arbeit, Soziales, Kultur, Bildung, Wissenschaft, Jugend etc. – werden zur Kasse gebeten?

Das Ausblenden der Realität der Gegenwart, wie es der Bericht mit blumiger Sprache und blendend vormacht, verführt zu apodiktischem Politikergebaren („dies ist die einzige Chance!“) und zu Ideologisierungen.

Ich empfehle daher, die Industrieförder- und Industrieansiedlungspolitik von der Industriekultur zu trennen. Diese hat sowieso nur eine Chance, wenn sie im Rahmen einer modernen Strukturpolitik behandelt wird. Erfolgreiche Regionen zeichnen sich u.a. aus durch eine komplexe Integration von hochwertigen Bildungs- und Forschungseinrichtungen, von einem breiten und hochqualifizierten Arbeitspotential, von der schnellen Erreichbarkeit zentraler Institutionen, von funktionierenden urbanen Zentren. Und davon könnte das Saarland noch einiges gebrauchen.

Das Ausblenden der Realität der Gegenwart, wie es der Bericht mit blumiger Sprache und blendend vormacht, verführt zu apodiktischem Politikergebaren und zu Ideologisierungen.

Bergbau tot – Lothringen bebt?

Geschichte der Arbeit als Ausstellung

Von Bernhard Dahm

Von Juni bis November 2000 wurde die Ausstellung *Abenteuer Arbeit* in Petite Rosselle in der ehemaligen Kohlewäsche des *Carreau Wendel* gezeigt. Bernhard Dahms Bericht über sie konnte aus technischen Gründen nicht mehr in das letzte Heft aufgenommen werden. Bei der redaktionellen Überarbeitung seines Textes wurden besonders jene Aspekte berücksichtigt, die mit der voranstehenden Diskussion über die saarländische Industriekultur zusammenhängen.

Sinnbildlich für die Ausstellung war schon der Ort, an dem sie stattfand: Dieses riesige ehemalige Grubengelände der Bergarbeiterstadt Petite Rosselle erinnert von fern an das von Friedrich Engels beschriebene Manchester und an Nordfrankreich, wie es in Emile Zolas *Germinal* erscheint. Das *Carreau Wendel* liegt heute einsam und verlassen. Die ungeheure Stille, die von dem gigantischen Industriekomplex außerhalb der Veranstaltungszeit ausgeht, weckt Erinnerungen an die Zeiten, als hier bis zu 5.000 Bergleute mühevoll und unter ständiger Gefahr unter Tage arbeiteten.

Bis 1986 war das Bergwerk in Petite Rosselle und Umgebung omnipräsent, sei es dadurch, daß viele Menschen, auch als Grenzgänger, hier ihr Brot verdienten, sei es dadurch, daß der Lärm der Maschinen und die Geräusche der rangierenden oder Kohlezüge schleppenden Lokomotiven weithin zu hören waren. Auch die Ortschaft selbst war und ist durch den Bergbau und durch dessen „Kultur der Arbeit“ stark geprägt. Zeugnis geben die diversen Arbeitersiedlungen, die über die ganze Stadt verteilt sind, aber auch die weiteren Grubenanlagen der Stadt bzw. in ihrer näheren Umgebung.

Die Montanindustrie ist tot – es lebe die Erinnerungskultur!? Was als Ausstellung zum Thema „Kultur der Arbeit“ schon länger angekündigt war, suchte man schließlich in dem modischen Vokabular zu vermarkten, das auch auf saarländischer Seite für das Propagieren industriekultureller ‚Events‘ immer belieb-

ter wird. (Vgl. auch den Beitrag von H. L. Krämer, S. 30 ff.) Unter dem Slogan *Abenteuer Arbeit* wurde „das Gebiet um Forbach“ als „Epizentrum des europäischen Abenteurers“ ausgerufen; konzipiert hatte man die Ausstellung in Spanien, am *Centre de Cultura Contemporània de Barcelona*.

Beim sprachlich sensibleren Teil des Publikums weckte diese Propaganda eher Bedenken: Arbeit, ihre Organisationsformen und Organisationen, die mit ihr verbundenen sozialen Beziehungen, Herrschaftsverhältnisse und Machtkämpfe, die gesellschaftlichen und kulturellen Implikationen als Abenteuer, als ein Event in der postindustriellen Spaßgesellschaft? Doch war die Ausstellung besser als der Ruf, der ihr vorausging. Selbst dem reißerischen Titel *Abenteuer Arbeit* ließ sich letztlich noch etwas abgewinnen: Für die erschließende Fernperspektive auf all das, was Arbeit ausmacht, war er nicht schlecht gewählt.

Wie jede ambitionierte Kulturgeschichte startete auch *Abenteuer Arbeit* bei Adam und Eva: Der auf Jahrtausende berechnete Abenteuer-Urlaub vom eher langweiligen Paradies war – ganz anders als heutige Kreativ-Urlaube – von Anfang an blutiger Ernst: „Im Schweiß deines Angesichtes sollst du dein Brot essen ...“ Und auch schon in diesem Prolog der Ausstellung, der bis in biblische Zeiten zurückgriff, wurde das Bild von der Fabrik als Gefängnis eingeführt, in dem die Insassen für ihren Lebensunterhalt schufteten. Die Ausstellungsmacher haben dann die Strukturen thematisiert, unter denen industrielle Arbeit geleistet werden muß, die Rationalisierung der Arbeitsvorgänge durch streng mechanisierte Verfahren mit dem Ziel der Steigerung der Arbeitsleistung.

Der Veranschaulichung dient zunächst die Personalisierung des Abenteurers mit Blick auf herausstechende Pioniere: Henry Ford und Frederik Winslow Taylor als Helden der rationelleren Arbeit auf der einen bzw. Marx als Kritiker der sich aus der Industrialisierung ergebenden sozialen Verhältnisse auf der anderen Seite. Und natürlich fehlt auch Foucault nicht, der nicht fehlen darf, wo Machtbeziehungen diskursiviert werden. Der Visualisierung des Abstrakten dient auch der Griff in die Medienkiste: Die Subsumtion des Individuums unter die Maschinerie der Fabrikarbeit erscheint in jener berühmten Sequenz aus Charlie Chaplins *Moderne Zeiten*, wenn Chap-



oben:

Denkmal zum 100. Jahrestag der ersten Kohleförderung im lothringischen Kohlebecken im Schacht „St. Charles“, Petite Roselle

unten:

Bergarbeitersiedlung, Petite Roselle

lin halb wahnsinnig und vollkommen konditioniert sich in das Räderwerk der Maschine stürzt.

Welch eine Belastung Industriearbeit für die Beschäftigten darstellt, wurde dem Besucher überaus deutlich gemacht durch den infernalischen Lärm industrieller Arbeitsprozesse, der über verschiedene Lautsprecher in den Ausstellungsraum abgestrahlt wurde. Hiermit wurde nicht nur deutlich, daß es für den Fabrikarbeiter eine Tortur ist, seinen Lebensun-

terhalt zu verdienen, sondern auch, daß es in einer solchen Umgebung kaum noch möglich ist, schwierige Denkprozesse zu vollziehen. Allerdings war diese eindruckliche Demonstration für die Ausstellung selbst kontraproduktiv, denn in dieser Lärmkulisse war es nahezu unmöglich, die anspruchsvoll erläuternden Begleittexte zu den verschiedenen Aspekten der ausgestellten Arbeitswelten aufzunehmen und zu verarbeiten. Man konnte durchaus den Eindruck gewinnen, daß die meisten Besucher, welche die Ausstellung innerhalb der vom Veranstalter vorgegebenen Zeit von anderthalb Stunden durcheilten, dem entfliehen wollten, worin die Arbeiter einst gefangen waren.

Als „Abenteurer“ wurden im übrigen auch die ökonomisch bedingten Auswanderungswellen dargestellt. Bilder von deutschen Armutsflüchtlingsen, die einst in den USA eine bessere Zukunft suchten, belegten die Kluft zwischen den Glücksvisionen des Migranten beim Verlassen des Elends in der alten Heimat und der ernüchternden Wirklichkeit in der neuen Heimat, in der er sich, unter oftmals entwürdigenden Umständen, durchschlagen mußte und zudem unter Entwurzelungssyndromen litt. Dem Thema der Arbeitsimmigration in Lothringen war darüber hinaus eine weitere, parallel stattfindende Ausstellung gewidmet, wo zu erfahren war, daß im *melting-pot* des lothringischen Kohlebeckens um die 60 verschiedene ethnische Gruppen leben, die alle auf der Suche nach Arbeit hierhin geführt wurden.

Die Ausstellung *Abenteuer Arbeit* zeigte, daß mit der Migration der Menschen immer auch ein Waren- und Ideentransfer einhergeht, was zu einer Bereicherung und Fortentwicklung der die Migranten aufnehmenden Gesellschaften führt. Da herrscht zwar durchaus das Prinzip des *do ut des*, aber die polemische Abgrenzung solcher Einwanderer, „die uns nützen“, von solchen, „die uns ausnützen“, erscheint unangebracht, zumal die Zukunft der weltweiten Wanderungsbewegungen ja noch recht ungewiß ist. In der Ausstellung wurde dies durch ein Labyrinth verdeutlicht, dessen Ausgang der Besucher zu finden hatte: die Zukunft als „Abenteurer“, bei dem unklar bleibt, wer unter welchen Bedingungen und an welchem Ort in der Lage sein wird, seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Die Entwicklung der Informationstechnolo-

gien und die Globalisierung der Wirtschaft durch anonymes Kapital waren dabei ebenso Stichworte wie die vom Arbeiter „neuen Typs“ verlangte Flexibilität und seine ständige Verfügbarkeit. Klar wurde, daß der Typus des Arbeiters – von der Fabrikarbeit bis hin zur Arbeit mit den modernen Technologien – zwar einem ständigen Wandel unterworfen ist, das *Abenteuer Arbeit* aber andauert. Gerade um die Zukunftsvisionen zu reflektieren, ist der zur Ausstellung herausgegebene zweisprachige Katalog *L'aventure du travail – Abenteuer Arbeit* recht hilfreich.

Zu kritisieren war neben der auditiven Reizüberflutung und der allzu sehr auf den Zeitgeist abgestellten Werbung auch der paradoxe Versuch, eine so anspruchsvolle Veranstaltung auf ein Laufpublikum abzustellen, das in 1 1/2 Stunden durch die Ausstellung geschleust wird. Es ließ sich nur schwer nachvollziehen, daß um das in Spanien entwickelte *Abenteuer Arbeit* kleinere Ausstellungen gruppiert wurden, deren Zusammenhang mit dem Hauptthema zuweilen fraglich blieb. So gab es

eine Grubenführung, eine Ausstellung der *Electricité de France (EDF)*, einen Tourismus-Werbekatalog für Forbach und Umgebung, ein Video zum Umbau der Kohlewäsche des *Carreau Wendel* zum Museumsgebäude, ein Video zu Bergarbeitersiedlungen im lothringischen Kohlebecken, ein Modell der unterirdischen Anlagen des *Carreau Wendel* u.a.

Ein Teil dieser Exponate sollte sicherlich auf das im *Carreau Wendel* eingerichtete Museum und auf die darin in Zukunft geplanten Veranstaltungen verweisen, doch hätte hier wie so oft weniger mehr erreicht. Im übrigen bleiben die kommenden Ausstellungen des Museums mit Interesse abzuwarten. Und schließlich ist zu hoffen, daß die Regionalgeschichte des lothringischen und saarländischen Kohlebeckens (kritisch) aufgearbeitet und „die geschichtliche, gesellschaftliche und geographische Vielfalt des Kohlebeckens umfassend und nicht folkloristisch dargestellt“ wird, wie es in einem Ausstellungskatalog des *Carreau Wendel* (zum Thema *Art Mineur*, 1992) hieß.

Wetten. Fiebern. Gewinnen.

Haufenweise Bares

Jetzt wieder abkassieren in der neuen Bundesliga.



ODDSET
DIE SPORTWETTE

Täglich wetten mit festen Quoten • Überall bei Lotto • Im Internet unter www.oddset.de

„Klein-Paris“ in Schlesien Zwei polnische Bergarbeiterfamilien und ihre Rückkehr aus Lothringen nach Polen Von Nathalie Weber

In HEFT Nr. 82 beschrieb Nathalie Weber das Leben und Arbeiten polnischer Einwanderer an der deutsch-französischen Grenze. Ihr hier abgedruckter Text – die für die SAARBRÜCKER HEFTE überarbeitete Fassung eines in der Sendung *Grenzübergang* am 28.6.1999 von SR 2 Kulturradio ausgestrahlten Features – berichtet vom Schicksal der Familien, die nach dem 2. Weltkrieg nach Polen zurückkehrten.

„Wilcze Gardło“ – der „Wolfsschlund“ – heißt der Ort in Schlesien, den die Leute der Umgebung auch „Klein-Paris“ nennen. Es ist eine ehemalige SA-Siedlung mit repräsentativem Eingangstor. Man kann noch erkennen, daß die Häuser einmal schön waren. Inzwischen sind viele verfallen, vor allem diejenigen, die nicht in Privatbesitz sind. Rings um die Häuser trotzten liebevoll gepflegte Gärten dem beissenden Qualm der Kohleöfen. „Genau so schöne Gärten wie in Habsterdick“, behauptet Mieczyslaw Marszałek und fügt hinzu: „Ich bin in Habsterdick geboren, in Stiring-Wendel. Da habe ich die besten Jahre meines Lebens verbracht. Von der Geburt bis zum zwanzigsten Lebensjahr. Ich habe nur die allerbesten Erinnerungen an den Habsterdick.“ – Rozalia Landwójtowicz erinnert sich: „Ich weiß noch genau, wo ich gewohnt habe: rue de la ferme 6. Es gab da eine Familie Hoffmann, die wohnte im selben Haus, und die kam mit dem selben Transport nach Polen wie wir.“

Frankreich, das hoch verschuldet war, litt in den Jahren 1947 und '48 unter einer schweren Wirtschaftskrise, die eine erhebliche Inflation zur Folge hatte. Erst Kredite der USA, eine Investitionslenkung für Energie- und Montanbetriebe, eine Franc-Abwertung und andere Maßnahmen beruhigten die wirtschaftliche Lage gegen Ende des Jahres 1948. Bis dahin rollte eine große Streikwelle über Frankreich, auch im Simonsschacht in Stiring-Wendel legten die Kumpel die Arbeit nieder. Der Staat ging hart gegen die Streikenden vor, es gab Prügeleien mit der Polizei. „Vor allem auf die ausländischen Bergleute hatten sie es abgesehen,“ knurrt Herr Marszałek. Wer keinen französischen Paß hatte, sei einfach rausgeworfen

worden aus Frankreich. Manchmal wären die polnischen Arbeiter direkt von der Grube weg verhaftet und ausgewiesen worden.

Auch Rozalia Landwójtowicz berichtet darüber, daß die Familien oft erst Tage später erfahren hätten, was passiert sei. Da seien die Väter und Söhne schon in Polen gewesen: „Mein Vater wurde ausgewiesen, er kam vor uns nach Polen, schon im November 1948. Sie hatten ihn festgenommen, und sie wollten nicht mal die Familie benachrichtigen, sondern ihn einfach an die Grenze bringen. Ich weiß nur noch soviel: Da gab's einen sehr netten Polizisten – Mama hat immer gut von ihm gesprochen – der brachte meinen Vater dann doch zu uns, damit Mama ihm noch einen Koffer packen konnte. Deshalb also war mein Vater schon im November in Polen.“

Einige Tage später, als die Familie ihre Sachen packte, um dem Vater zu folgen, meldete sich unverhoffter Besuch bei der Familie Landwójtowicz an: „Der Bürgermeister von Forbach kam zu Mama und wollte Vaters Adresse haben. Er sagte, es wäre ihnen ein großer Fehler unterlaufen, daß sie ihn ausgewiesen hätten. Aber Mama fühlte sich in ihrer Ehre verletzt. Sie kannte Vater und sie wußte, daß er auf gar keinen Fall zurückgekommen wäre, nachdem sie ihn so behandelt hatten.“

Nach den Weihnachtstagen 1948 reisten die Familien in Viehwaggons den ausgewiesenen Vätern nach. Die kleine Rozalia hatte ihren Spaß am Abenteuer mit dem großen Transport. „Wielka frajda“ – große Freude – hieß es bei der offiziellen Begrüßung an der polnischen Grenze. Der junge kommunistische Staat gab sich Mühe, einen guten ersten Eindruck auf die Ankömmlinge zu machen. Die Ernüchterung aber kam in Wilcze Gardło. „Am ersten Januar“, so Rozalia Landwójtowicz, „kamen wir über die polnische Grenze, in Miedzylesie. Da hat ein Orchester auf uns gewartet. Die Polen haben uns sehr schön begrüßt, und dann wurden wir nach Gleiwitz gebracht. Es war schrecklich. Als wir hier ankamen, weinten wir Kinder zusammen mit Mama. Und sie sagte zum Vater: Wo hast du uns bloß hingebracht?“

Anders als die Familie Landwójtowicz kehrte Mieczyslaw Marszałek 1951 freiwillig zurück nach Polen. Ihn lockte die rosige Zukunft, die ihm von Vertretern des polnischen Staates in Frankreich versprochen worden war: „Ich war aufs polnische Lyzeum in Paris gegangen. Und

nachdem ich die neunte Klasse abgeschlossen hatte, erfuhr ich, daß ich auf eine Militärschule in Polen gehen könnte. Das war mein Traum, daß ich dort angenommen würde. Denn ich war ja in Habsterdick an einer Grenze aufgewachsen und sah dort jeden Tag die Patrouillen. Das faszinierte mich. Die Uniformen haben mir auch sehr gefallen. Aber in Polen, ging mein Traum nicht in Erfüllung. Meine Familie war ja in Frankreich geblieben. Ich war ein Bürger zweiter Klasse, sie haben mir nicht vertraut. Meine Papiere waren nicht mehr gut, wie man damals sagte. Aber so ist das Leben. Zuerst war ich am Boden zerstört. Später dann, als ich geheiratet hatte, wurde es langsam besser. Und als ich irgendwann wieder nach Frankreich zu Besuch fahren durfte, begann ich, das alles zu vergessen. Aber trotzdem: Eine gewisse Bitterkeit ist immer geblieben. Ich kann über meine Zeit in Polen nicht mal klagen. Es hätte mir noch schlechter gehen können. Meine Familie in Frankreich hat mir sehr geholfen. Denn meine Mutter lebte noch und meine Brüder. Und irgendwie hat sich langsam alles eingerenkt.“

Neben den „Franzosen“, wie man die Rückkehrer aus Lothringen nannte, lebten in Wilcze Gardlo Schlesier, darunter viele Deutschstämmige. Im Gegensatz zu den „Franzosen“, die privilegiert schienen, ging es ihnen nach dem Krieg in Polen schlecht. Neid kam auf und Schuld war einmal mehr die Sprachenfrage. Selbst beim Feiern blieb man unter sich, erzählt Frau Landwójtowicz: „Die Schlesier waren ziemlich böse auf uns, weil es uns nicht verboten war, französisch zu reden. Aber ihnen war es verboten, deutsch zu reden. Meine älteren Schwestern haben erzählt: Wenn sie auf Feste gingen, saßen die Schlesier auf der einen Seite des Saales und die ‚Franzosen‘ auf der anderen. Und die Schlesier feierten für sich und die Franzosen auch. Später, nach vielen Jahren, gab es Mischehen, und mit einem gewissen zeitlichen Abstand sahen die Leute viele Dinge anders.“

Das schlimmste aber, was den „Franzosen“ nach ihrer Rückkehr passiert sei, habe der polnische Staat ihnen angetan, fügt Frau Landwójtowicz hinzu: „Als mein Vater später in Rente ging, da hatten wir nicht mal genug zum Leben. Die Rente, die Frankreich uns anrechnete, die nahm erst einmal der polnische Staat. Und drei Viertel dessen, was der Franc wert war, behielt er ein. Die Leute erhielten

nur ein Viertel ihrer Rente, für die sie hart gearbeitet hatten. Sie schickten eine Delegation nach Warschau – denn die, die aus Frankreich kamen, hatten vor sowas keine Angst – und versuchten, das zu regeln. Nach einiger Zeit wurde uns immerhin die Hälfte ausgezahlt, aber erst unter Gierek¹ erhielten wir das ganze Geld – also soviel, wie der Franc in polnischem Geld wert war, soviel, wie uns zustand. Aber das hat mein Vater nicht mehr erlebt.“

Acht Monate habe der Vater zu Hause gelegen, bevor er starb. Frau Landwójtowicz schlägt die Hände vors Gesicht, als sie erzählt, daß sie nicht einmal das Geld hatten, um ihm hin und wieder etwas Besonderes zum Essen zu machen. In Polen war die Wirtschaftskrise ausgebrochen, die Regale waren leer. Selbst ein Stück Fleisch bekam man meist nur unter der Ladentheke – für harte Währung. Und die Francs lagen in Warschau. Rozalia Landwójtowicz hört noch die Worte ihres schwerkranken Vaters: „Auf dem Totenbett hat er gesagt: ich habe euch Kindern großes Leid zufügt, daß ich euch nach Polen geholt habe.“ Aber verbittert ist sie nicht, was vergangen ist, ist vergangen. Ihr sind die alten Freundinnen aus dem Habsterdick geblieben, die mit ihr nach Polen kamen: „Wir haben immer noch Kontakt untereinander. Ich arbeite z.B. noch halbtags in einem Geschäft, weil meine Rente zu gering ist. Und wenn Irma Kumpf mein Fahrrad vor der Tür sieht, dann weiß sie, daß ich da bin und kommt rein. Wir halten noch zusammen. Wir sind einfach weiterhin gute Freunde – und dieses Dorf läßt uns nicht los.“

Und Mieczyslaw Marszalek fügt hinzu: „Hier gab’s viele Franzosen, die zurückgekommen waren, aus dem Habsterdick, aus Merlebach, aus Creutzwald, aus der Gegend von Metz, Hagondange, Hayange, aus Nordfrankreich, dem Pas-de-Calais. Und damals nannte man Wilcze Gardlo ‚Klein-Paris‘ so wie der Habsterdick ‚Klein-Warschau‘ gehießen hatte. Denn hier wurde französisch gesprochen und gesungen, und bis heute sprechen viele Bewohner französisch. Oui, Madame, je parle encore le français. Mais vous savez: j’oublie parfois. Je peux pas trouver un mot. Mais ça va encore. Si j’arrive en France, les trois premiers jours, ça marche pas. Mais après, ça va!“

1 Edward Gierek, von 1970 bis 1980 ZK-Sekretär der polnischen Einheitspartei, hatte selbst in Frankreich gelebt. 1923 war seine Familie dorthin emigriert – Gierek war damals zehn Jahre alt –, 1934 wurde er ausgewiesen.

Annäherung an einen modernen Mann

Dem Dichter Johann Michael Moscherosch zum 400. Geburtstag

Von Anke Schaefer-Schwarz

Fahrt durch Fénétrange – an einem kühlen Sonntag. Der Ort liegt pittoresk zwischen lauter Feldern. Eine „alte Dame, die ihr Spitzenkleid zu lange trug“ hat der französische Dichter Maurice Barrès ihn genannt. Dieses Spitzenkleid wird immer löchriger. Ein Ort, von der Welt vergessen. Als hätten alle Uhren aufgehört zu ticken. Verwinkelt, verwunschen, verstaubt. Gartenzwerge auf den Sims, angegraute Spitzengardinen hinter den Fenstern, ein Altersheim, ein Beerdigungsinstitut. Moscheroschs Haus? Wenn hier die Zeit wirklich still steht, müsste es noch zu finden sein. Hier in Fénétrange, im früheren Finstingen, hat der Dichter gewohnt. Und da ist es tatsächlich, ein Haus mit Turm mitten in der Stadt, zu erkennen an der Gedenktafel: „Zur Erinnerung an Hans Michael Moscherosch, Amtmann in Finstingen von 1636 bis 1642.“

Gegenüber guckt ein Mann aus dem Fenster: Kennen Sie Moscherosch? Ja, sagt er, aber seine Frau kenne ihn noch besser. Eine Frau erscheint in der Haustür, einen Zettel in der Hand. Sie wollen doch sicher dieses Haus kaufen, sagt sie, deutet auf das Türmchen und lächelt geschäftsmäßig. Nein, ich wollte etwas über Moscherosch erfahren. Ach!? Ihr Lächeln weicht einem interessiert-skeptischen Gesichtsausdruck. Über den Dichter, der hier in Fénétrange pommerscher Amtmann war. Stimmt. Und hat er hier, ihnen gegenüber, gewohnt? frage ich. Naja, das wird so erzählt, sagt sie, da hängt ja auch die Tafel, aber in Wirklichkeit kann wohl keiner mehr sagen, in welchem Haus er genau gewohnt hat. Aber das Haus mit der Tafel, ob nun Moscherosch darin gewohnt hat oder nicht, das ist jetzt günstig zu erwerben. Und das



Dach ist in jedem Fall in Ordnung. Als ich nicht gleich antworte und etwas unschlüssig gucke, sagt sie: Das gehört doch der Kelly-Family! Sie wissen schon, dieser irischen singenden Familie. Der Vater der Kelly-Family hat fünf Häuser in Fénétrange gekauft, wohl, so erzählt man es im Dorf, weil er Geld hatte und mit diesem Geld historische Häuser vor dem Ruin schützen wollte. Zwei oder drei Jahre hat hier einer der Kelly-Söhne gewohnt, jetzt steht das Haus für umgerechnet knapp 300.000 Mark zum Verkauf. Also, oft hat man die Kellys nicht gesehen, aber als sie eines Tages plötzlich weg waren, da haben sie einen tierischen Saustall hinterlassen. Einen tierischen Saustall! Na, und nun steht das Haus eben zum Verkauf. Sie reicht mit den Zettel. Darauf ist die Nummer des Maklers notiert. Falls ich eine Besichtigung möchte.

Der Amtmann von Finstingen

Möchte ich nicht. Was sollte ich auf immer in Fénétrange? Moscherosch, gut, der hatte hier eine Stellung. Sechs Jahre lang: Von 1636 bis 1642, mitten im Dreißigjährigen Krieg. Hier sind wohl die ersten Entwürfe zu seinem Hauptwerk entstanden: *Wunderliche und wahrhaftige Gesichte Philanders von Sittewalt*. Ein kompliziertes Werk, das die verschiedensten Stoffe und Ausdrucksformen in sich vereinigt: Epigramme, Lieder, Exempelgeschichten, Anekdoten, bis hin zu Briefen und dramatischen Szenen. Gesichte, das sind Visionen, Traum-Visionen von der Welt, wie sie ist und wie sie sein könnte. Moscherosch wendet sich in diesem Werk gegen den Klerus, die Obrigkeit, gegen Ärzte und gegen die Dichter selbst ...

In Finstingen war Moscherosch als Amtmann so etwas wie ein Bürgermeister. Er verwaltete die Stadt und das Umland für seinen Herren, den Herzog Ernst Bogislav von Croy-Aerschot, und weil dessen Mutter die Herzogin von Pommern war, nannte man Moscherosch auch den pommerschen Amtmann. Im Dreißigjährigen Krieg war es hier weniger



oben:

Moscherosch (1601–1669) als Amtmann vor den Toren Finstingens, anonymer Stich, Straßburg 1665.

vorhergehende Seite:

Johann Michael Moscherosch um 1650 als Sekretär am Polizeigericht von Straßburg, Stich von Peter Aubry, Straßburg 1652.

Diese wie alle anderen Abbildungen aus: Unter Räubern, Johann Michael Moscherosch „Soldatenleben“, herausgegeben und bearbeitet von Walter E. Schäfer, G. Braun Verlag, Karlsruhe 1996.

beschaulich als heute. Man war nie sicher vor marodierenden Truppen. Es gab Söldnerheere, die als „Kaiserliche“ angefangen hatten, sich dann aber selbständig machten, weil der Kaiser ihnen kein Geld mehr bezahlte. Solche Truppen waren besonders gefährlich, sie hatten ihre Verbündeten überall, stahlen, vergewaltigten, mordeten. Wer über sie etwas erfahren will, der sollte das Kapitel „Soldatenleben“ aus den *Gesichten* lesen. Da lebt Philander (Moscheroschs alter ego) selbst unter den Soldaten und erzählt – dabei immer distanziert und kritisch – vom Leben mit den harten Bur-schen. Zum Beispiel, wie er den mitreisenden Doktor bei einem Betrug ertappt: Der Doktor trägt ein Lied vor und gibt es als das seine aus,

obwohl es doch ein anderer gedichtet hat. Dazu Philander:

„Aber ich war dem Doktor auch hier über seinen Schulsack gekommen und hatte ihm in die Karten gesehen und wußte, daß nicht er, sondern Herr Opitz selbst dieses Lied gemacht hatte.

Doch, um ihn nicht noch einmal zu beschämen, schwieg ich still, dachte aber bei mir selbst: Ich weiß nicht, wozu mancher Doktor nützlich ist. Es sind so viele überall, daß – wie ein hochgefeierter Mann sagt – wer morgens früh seinen Nachttopf zum Fenster hinaus leeren will, nachsehen muß, ob er nicht einen Doktor treffe. Auch wundert es mich, wie es noch so wohl in der Welt stehen kann. Und daß man sie so wenig achtet, hat seine Ursache. Denn ich sehe, daß auch sie sich bisweilen nicht schämen, die rühmlichen Werke und Schriften anderer Leute für die ihrigen auszugeben, während sie oft selbst weniger wissen, wenn es zum Treffen kommt, als ein Schreiber der deutschen Sprache.“ (J.M. Moscherosch, *Unter Räubern – Soldatenleben*, Herausgegeben und bearbeitet von Walter E. Schäfer, G. Braun Verlag, Karlsruhe, 1996, S. 62, siehe auch SAARBRÜCKER HEFTE Nr. 77, S. 90)

„Soldatenleben“, das ist das Kapitel aus den *Gesichten*, das ein Professor aus dem Schwäbischen, Walter E. Schäfer, überarbeitet hat, und das nun in „moderner“ Sprache vorliegt. Modern? Das ist Moscherosch auch ohne Überarbeitung, vor allem, was die Sprache betrifft. Dazu später.

Es gibt einen alten Kupferstich von Moscherosch. Da steht er über den Feldern von Finstingen, bis an die Zähne bewaffnet, auf einer Anhöhe. Und unterhalb pflügen die Bauern das Feld. Lockig wellt sich sein Haar bis auf die Schulter, sinnierend schaut er ins Land. Der Dichter selbst hat dieses Konterfei beschrieben. Er sagt, ihr seht mich hier, „*der ich, um die Mühen und Beschwerden der Arbeit und den Schrecken der drohenden Gefahr wenn auch nicht zu meistern, so doch wenigstens zu mildern, mit Verteidigungswaffen, an beiden Seiten mit der Ratschloßflinte, die vom Rücken herab hängt, eine Pistole in Händen, an der Hüfte die Handfeuerwaffe, ein Wurfgeschloß unter der Kleidung verbergend gleichsam auf einem Fuße stehe, oder umhergehe und meine Knechte wenn nicht durch die Hände selbst, so doch mit Mut und Zuspruch unterstütze, indem ich selbst, damit*

ich nicht durch Unbeschäftigtsein auf schlechte Gedanken komme, manchmal Verse oder Epigramme dichte.“ 1636 ist sein Haus in Fénétrange dreimal geplündert worden und trotzdem: Moscherosch hat immer gedichtet. Er war ein Spielmann, sagt Ludwig Harig, der die Festrede in Willstätt gehalten hat, am 10. März 2001, anlässlich des Festaktes zu Moscheroschs 400. Geburtstag. Ludwig Harig, der sich seit den 60er Jahren mit ihm beschäftigt, schätzt diesen, seinen geistigen Ahnen sehr.

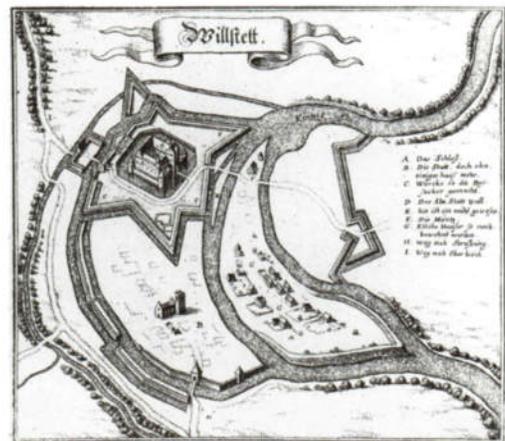
Ein trauriger Mann mit böser Zunge

Fahrt von Fénétrange nach Willstätt. Moscherosch ist es zu danken, daß Willstätt einen echten Aufschwung erlebt. Hier, südlich von Straßburg an der deutsch-französischen Grenze, begegnet man mit etwas Glück dem Dichter: Da sind sie, die lockig gewellten Haare, die unter einem braunen Hut hervor fließen, grüne Ärmel, rosa Weste, rote Hose und braune Stiefel, darüber ein beiger Umhang – weit ausladenden Schrittes geht Werner Hetzel, Gartenbauunternehmer, durch die Gemeinde. Kaum einer nennt ihn noch Hetzel, längst wird er Moscherosch genannt. Mitten im Dorfkern von Willstätt bleibt er vor dem Denkmal mit einem Bronzerelief des Dichters stehen. Das ist ein Glück, sagt Professor Schäfer, der Moscherosch-Experte und Übersetzer, der dazu kommt. Der Professor ist hier in der Nähe geboren und hat Moscherosch nicht zuletzt deshalb zum Hauptgegenstand seines Forschens gemacht. Ein anderer Grund ist, daß Moscherosch genau wie er den Krieg erlebt und unter ihm gelitten hat – und sich Schäfer diesem Dichter deshalb nah fühlt. Es ist ein Glück, sagt Professor Schäfer, daß Moscherosch doch ein wenig eitel war, sonst hätte er sich wohl kaum so oft porträtieren lassen. Jetzt wissen wir wenigstens, wie er ausgesehen hat. Von Grimmelshausen, Moscheroschs berühmtem Zeitgenossen, dessen Hauptwerk, den *Simplicius Simplicissimus* jeder Germanistikstudent gelesen haben muß (im Gegensatz zu den *Gesichten Philanders von Sittewalt*), gibt es keine Abbildungen. Sämtliche Grimmelshausen-Büsten sind Phantasie pur.

Der Schnurrbart, das Spitzbärtchen am Kinn, die Augen ... auf dem Denkmal guckt Moscherosch klar, gerade heraus, als wolle er sagen: Ja, so geht das Leben. Vielleicht guckt

er sogar ein bißchen traurig. Hatte er Grund zum Traurigsein? Was die Liebe betrifft, wohl schon: Er war mit drei Frauen verheiratet – die erste starb sehr früh, an den Folgen des Krieges. Von der zweiten Frau weiß man am meisten, sie war ihm die liebste: 18 Jahre war sie alt, kam aus Lothringen, sprach französisch – das Glück der beiden währte aber nur andert-halb Jahre. Auf der Flucht von Finstingen nach Straßburg, in La Petite Pierre, starb sie an der Pest. Sie mußte wohl geahnt haben, was ihr bevorstand, denn auf dem Fuhrwerk sang sie herzerreißende Sterbelieder. (Woher man das weiß? Moscheroschs Tagebuch ist erhalten. Man kann es heute in Darmstadt einsehen, wo später einer von Moscheroschs Söhnen Hofbibliothekar wurde.) Die dritte Frau, eine Kehlburgerin, heiratete er, um seine Kinder ernährt und in guten Händen zu wissen. Überhaupt hat man damals nicht lange gefackelt mit der Liebe und dem Heiraten ... was sein mußte, mußte eben sein. Kinder brauchten eine Mutter.

Traurig war Moscherosch aber vielleicht auch, weil er es schwer hatte, seinen größten Wunsch zu verwirklichen: Er wollte ein wirklich hohes, öffentliches Amt in Straßburg be-



Willstätt nach der Zerstörung im Dreißigjährigen Krieg, anonymer Stich um 1640.

kleiden. Doch zunächst ging er auf eine ausgedehnte Studienreise – nach Paris. Und dort hat er (glaubt man dem, was er in den *Gesichten* erzählt) einen großen Mann kennengelernt. Dieser Mann rief ihm auf der Straße nach, so daß Philander sich umdrehte:

„Sihe da war es ein Erbarer Alter Mann, der mir mit gewöhnlicher Caeremony deß Orts zu

sprache, anzusehen übel bekleidet, dann an vielen Orten sein Mantel gestueckert und zerissen, er aber im Gesicht elendig verkratzt und verstellet, als ob er mit den Katzen gegessen hette. Doch sein wesen betreffend war dasselbige nicht zu verachten, sondern er eines Ehrlichen und Ernsthafften ansehens. [...] Wiewol nun diese Wort: *EXPERTUS ROBERUS* mit güldinen Buchstaben auff seiner Brust geschriben stunden und dannhero ich seinen Namen und profession unschwer erathen können.“ (J.M. Moscherosch, *Wunderliche und Wahrhafftige Gesichte Philandes von Sittewalt*, Reclam, Stuttgart 1986, S. 13)

Dieser weise Expertus Robertus, eine seit dem Mittelalter sprichwörtlich belebte Figur, hilft dem jungen Philander, die richtigen Fragen zu stellen. Er wird sein Berater, Begleiter und Helfer in der Not, er zeigt ihm die Welt – und neben vielen anderen allegorischen Gassen auch diese: Die vornehmste Straße der Welt, die Heuchelstraße.

„Wie heisset dann, oder Teutsch zu reden, wie wird dann die vornembste strasse der Welt genannt? – sie wird, sprach er, genannt *Hypocrisia*. Es ist die grösseste in der Welt:



Stadttor von Finstingen mit der Brücke über die Saar, Darstellung aus dem 19. Jh.

dann sie von dem Oberrn Thor bis zu dem ndern Thor; [hier hatte Moscherosch die Hauptstraße von Finstingen im Sinn, Anm. d.A.] vom freto Anian biß zum freto Magellánico, von Nova Zembla biß in novam Guineam, von Quinsay biß nach Sevilla, von Grön-Land biß nach Sumatra, von Cabo Bonae Spei biß nach Smolensko gehet; und ist Niemand under den Menschenkindern, der nicht ein Hauß oder Wohnung oder doch auffß wenigste eine Kammer oder Auffenthalt in derselben

habe. Etliche wohnen beständig darin, andere je zu zeiten, andere ziehen nur durch ohne ferners auffhalten.“ (ebd., S. 17f.) Und, klingt das etwa, als hätte es nur vor 400 Jahren gegolten?

In Straßburgs Diensten

Hätte Moscherosch sich selber charakterisiert, dann wohl nicht in erster Linie als Satiriker, sondern als Politiker. Er war ein Leben lang engagierter Vorkämpfer für die Rechte freier Reichsstädte allgemein und für die politische Verfassung und Tradition der Stadt Straßburg im besonderen. Obwohl ihn diese Stadt immer wieder abgewiesen hat. 1629 (zu diesem Zeitpunkt tobt der Dreißigjährige Krieg bereits elf Jahre) bewirbt er sich um die freigewordene Professur für Poesie an der Straßburger Universität, doch seine Bewerbung wird abgelehnt – ist er doch als gebürtiger Willstätter (einer der Hauptorte der Grafschaft Hanau-Lichtenberg) ein ortsfremder Untertan und kein Straßburger Bürger. Erst 1641 kann sich Moscherosch das Straßburger Bürgerrecht kaufen. Das kostet ihn zwar viel Geld (wie er das aufgebracht hat, ist ungewiß) und er muß sich zunächst mit der bescheidenen Position eines Verwalters einer wohltätigen Stiftung begnügen – doch jetzt kommt er seinem Ziel näher. Die Erstausgabe der *Gesichte* erscheint 1640 und wird weit über die Grenzen Straßburgs hinaus gelesen. Und auch mit der lateinischen Schrift *Insomnis Cura Parentum* (*Schlaflose Sorge der Eltern*), die 1643 herauskommt, macht Moscherosch auf sich aufmerksam. 1645 dann, Moscherosch ist 44 Jahre alt, wird er „Fiskal“ und Sekretär am „Zuchtgericht“ in Straßburg. Er ist nun dafür zuständig, daß die „Polizei-Ordnung“ der Stadt eingehalten wird, er verfaßt Erlasse und Mandate und wacht darüber, daß in den Familien „gute Sitten“ herrschen (heiligen sie den Sonntag? betreiben sie angemessenen Aufwand bei Hochzeiten und Taufen?). Aber auch für die nächtliche Sicherheit auf der Straße ist er zuständig. Diese Position als Fiskal entspricht seinen lang gehegten Wünschen, er bekleidet sie, stolz, elf Jahre lang.

Bis er Straßburg 1656 von einem auf den anderen Tag verlassen muß. Er wird entlassen, weil man ihm, dessen Aufgabe es doch war, über die Sitten zu wachen, Ehebruch vorwirft. Ob das der Wahrheit entsprach? „Mosche-



Nächtlicher Überfall, Radierung von Hans Ulrich Franck (1603 – 1680)

rosch war bestimmt kein Mann von Traurigkeit, er sah gut aus und war sehr temperamentvoll“, sagt Professor Schäfer, der immer noch sinnend, neben dem heutigen Moscherosch-Hetzel, vor dem Willstätter Denkmal steht, und an die Tagebücher Moscheroschs denkt, die er eingehend studiert hat. „Doch dieser Ehebruch ist nirgends bewiesen und deshalb denke ich, daß das ein Vorwand war, um ihn aus dem Amt zu entfernen. Aber das läßt sich nach rund 350 Jahren nicht mehr völlig aufklären. Moscherosch arbeitete damals eng mit dem Präsidenten der lutherischen Kirche Straßburgs, Johannes Schmidt, zusammen. Sicher ist, daß den beiden mehr und mehr Widerstand entgegenschlug – von Seiten des Adels, der sich die strenge Sittenzucht nicht länger gefallen lassen wollte.“

Moscherosch macht sich mit seinen fünf Söhnen, drei Töchtern und seiner schwangeren Frau also auf, um eine neue Anstellung zu suchen. Er findet sie – und hier zeigt sich, wie sehr seine juristischen und politischen Fähig-

keiten geschätzt wurden. Noch im selben Jahr, 1656, tritt er ein Amt im Rat des Regierungskollegiums des Grafen Friedrich Casimir in der Grafschaft Hanau-Münzenberg an. In Hanau steigt er schließlich sogar zum Präsidenten des Regierungsrates der Grafschaft auf. Doch auch hier wird er – 1660 – wieder hinausgeworfen, aus ganz anderen Gründen diesmal: Sein Dienstherrn will die scharfen Vorwürfe nicht länger hören, die ihm Moscherosch wegen seiner Finanzpolitik und Mätressenherrschaft macht.

Moscherosch macht später noch einige Versuche, nach Straßburg zurückzukehren, doch die scheitern – die Stadt erkennt ihm das Bürgerrecht ab. 1669 stirbt Moscherosch auf einer Reise.

Spielarbeit für einen Dichter

Ein Spielmann? Dieser Politiker, dieser Satiriker, dieser Moscherosch? Ludwig Harig sieht ihn so. Als Beleg kann seine Sprache gelten.

Moscherosch hat sich nie an vorgegebene Sprachmuster gehalten. Tätigkeiten etwa hat er nicht mit einem einzelnen Verb ausgedrückt, sondern mit Wortketten, wobei er seine Phantasie frei spielen ließ. In seinem ersten Gesichte mit dem Kapitel „A la mode – Kehr- ausß“ heißt es zum Beispiel:

„Ich hatte bisher gesehen und erfahren, daß an allen orten, die ich durchwandelt und durchzogen: durchgangen und durchloffen: durchzöpelt und durchtrabet: durchschliffen und durchritschet: durchschlichen und durchstrichen: durchstigen und durchkrochen: durchhutzelt und durchburtzelt: durchstulpert und durchfallen: durchritten und durchschritten: durchreysset und durchfahren. Von der Welt Scheinsal und Eitelkeit fast betrogen worden. Und das also das rechte Wesen dieser Orten, da ich noch hucke und mich tucke, weder zu suchen noch zu finden sein werde.“ (ebd., S. 78)

Das ist eine Art zu schreiben, die man 300 Jahre später, nämlich um 1950, „serielle Literatur“ genannt hat, nach der seriellen Musik. Und einer, der in dieser seriellen Literatur aufging, war Ludwig Harig. Kein Wunder also, daß der Moscherosch so sehr schätzt, sich kaum zurückhalten kann, wenn man ihn nach dem Barockdichter befragt: „Wenn man an Moscherosch denkt, ist es ja auch bemerkens-



*Zechende Bauern,
Radierung von Hans Ulrich Franck*

wert, wie wunderbar er mit Geheimsprachen umgeht. Wie er es fertig bringt, Namen anagrammatisch umzustellen. Er nennt seinen Helden Philander nach dem Kosenamen seiner zweiten Frau „Philis“, [sie hatte einmal die Philis in einem Schäferspiel gegeben, Anm.

d.A.] und Sittewald ist nichts anderes als Willstätt, die Buchstaben des Ortes in der Kunst des Anagramms umgestellt.“ Moscherosch nennt seine Arbeit denn auch selbst „Spielarbeit“. Eine Tatsache, die Harig zu Begeisterungstürmen hinreißt: „Wenn man bedenkt: Vor bald 400 Jahren taucht ein Begriff in der Literatur auf: Spielarbeit! Jemand, der einen gesellschaftskritischen Roman schreibt, bleibt nicht platt an gesellschaftlichen Verhältnissen, die er kritisiert, sondern es ist von der Sprache her gesehen eine Spielarbeit, die er macht!“

Deutschnationale Unterstellungen

Bleibt die eine, die große Frage. Warum ist er vergessen worden, dieser Moscherosch? Warum lesen die Studenten Grimmelhäusen, aber keinen Moscherosch? Obwohl letzterer doch viel drastischer erzählen konnte, viel näher an der Realität war (das fällt auf, wenn man z.B. das Kapitel „Soldatenleben“ liest). Warum kennt ihn in Fénétrange keiner außer der Frau, die sich um den Verkauf des Hauses mit dem Turm sorgt, jedenfalls keiner, den man an einem kühlen Sonntag auf der Straße trifft? Warum hat es in Willstätt fast 400 Jahre gedauert, bis man sich wieder an diesen geistreichen Sohn der Stadt erinnerte? Es gibt mehrere mögliche Erklärungen dafür, daß Moscherosch heute ein vergessener Dichter ist. Erstens lesen sich seine Texte am besten laut – aber liest heute noch jemand laut? Zweitens sind die *Gesichte* mit einer Menge Latein gespickt, die es dem nicht humanistisch gebildeten Leser nicht ganz einfach machen. (Man kann aber – ohne es weiterzusagen – auch ganz gut über diese Stellen hinweg lesen.) Und drittens wurde Moscherosch als Autor zwischen 1870 und 1945 in die „deutsch-nationale“ und „anti-französische“ Ecke gesteckt, was dazu geführt hat, daß sich auch die französische Germanistik im Elsaß seit dem Krieg nie mit ihm beschäftigt hat. Das Kapitel, aus dem schon zitiert wurde, „A la mode – Kehr- ausß“, wurde als Pamphlet gegen alles Fremdländische und besonders als Haßschrift gegen Frankreich gedeutet. Darin findet sich zum Beispiel folgendes Gedicht:

*Fast jeder Schneider will jetzund leyder
Der Sprach erfahren sein und redt Latein;
Wälsch und Frantzösisch, halb japonesisch
Wan er ist doll und voll der grobe Knoll.*



Soldaten treiben Bauern und Vieh fort (Ausschnitt),
Radierung von Hans Ulrich Franck

*Der Knecht matthies spricht bonae dies
Wan er gut morgen sagt und gruesst die Magd
Die wend den Kragen thut ihm danck sagen
Spricht Deo Gratias Herr Hippocras.
Ihr böse Teutschchen, man solt euch peutschen
Das ihr die Muttersprach so wenig acht.*
(ebd., S. 148)

Ist dieses Gedicht aber wirklich ein Beweis dafür, daß Moscheroschs Haltung eine anti-französische war, daß er aus heutiger Sicht gar ein fremdenfeindlicher Mann war? Vielleicht könnte man es auch als Ausdruck einer aus der Zeit heraus zu verstehenden anti-höfischen Haltung lesen, als Kritik an einem Bürgertum, das sich, ohne nachzudenken, an den Adel anpaßt, und damit eigenständige Kulturtraditionen verleugnet? Walter E. Schäfer geht mit Moscherosch (alias Hetzel) an dem kleinen Flüschen entlang, das Willstätt durchzieht, an der Kintzig. Der Experte nimmt seinen Dichter sehr dezidiert gegen den Vorwurf der Fremdenfeindlichkeit in Schutz: „Das Bild von Moscherosch als nationaler Vorkämpfer

gegen Frankreich stimmt weitgehend nicht. Er war in seinen jungen Jahren durchaus begeistert von der französischen Kultur. Doch dann sah er den Absolutismus kommen und mit ihm eine Gefahr für die staatsbürgerliche Freiheit.“ Je älter Moscherosch wird, desto leidenschaftlicher plädiert er für die freien Stadtstaaten. Während andere Literaten, z.B. Martin Opitz, im Absolutismus eine geeignete Staatsform sehen, hält Moscherosch bis zuletzt dagegen. Die historische Entwicklung hat sich freilich wenig um seine Wünsche geschert – kaum mehr als zehn Jahre hat es nach Moscheroschs Tod 1669 gedauert, bis die Reichsstadt Straßburg zum Reich Ludwigs XIV. gehörte.

Moscherosch war sicherlich ein Patriot, aber im Sinne eines humanistischen Patriotismus, den man nicht mit dem der Moderne gleichsetzen sollte. Professor Schäfer steht auf der Brücke, die über die Kintzig führt. „Das römische Reich deutscher Nationen seinerzeit läßt sich nicht ohne weiteres vergleichen mit dem Nationalstaat und der Demokratie unserer Zeit, aber dennoch ist das, was er vorgelebt hat so etwas wie eine freiheitliche, staatsbürgerliche Gesinnung, von der ich meine, daß sie heute noch eine gewisse Rolle spielt.“ Moscherosch (alias Hetzel) deutet auf das träge dahin fließende Wasser: Hier sollen im Sommer zum ersten Mal seit 400 Jahren wieder Flößer entlang schippern.

Vielleicht erlebt er jetzt eine Renaissance, der gutaussehende Dichter mit dem lockigen Haar. Im Juli wird in Willstätt zu seinen Ehren Theater gespielt, über der Kintzig, dem Fluß, an dem er aufgewachsen ist und dem er ein Liebesgedicht geschrieben hat, als 1652 alles in Schutt und Asche lag:

*Du werthe Kintze du, die
du mein Sittewaldt
Willstätt, ietz wild und öd
mit deinem strohm beteichest,
Nicht über gross, doch gut mit
Lachs und Holtz bereichest,
Willstätt, befreyter lust vorhin
Ein auffenthalt,
Jetzt, dass es Gott erbarm,
ein eingeäschte Statt,
Du werthe Kintze du,
in deren ich geschwommen
Jung, Muttig, ehe ich ward
auss deiner schoos
genommen ...*

Alchimie statt Nullen und Einsen

Die sonderbaren Fotografien des Roland Wirtz

Roland Wirtz, geboren 1959 in Köln, hatte die Nase voll. Zu lange schon hatte er Schuhe, Kreditkarten und Kaffeemaschinen fotografiert. Immer öfter wurden seine Bilder am Desktop nach den Wünschen der Werbekunden hingebogen – die Fotografie war nur

noch Rohmaterial, eine Ansammlung von Daten, Futter für die Rechenmaschine.

„Man müsste die Fotografie nochmal ganz neu erfinden“, dachte sich Wirtz. Und dann dachte er: „Warum sollte es nicht möglich sein?“ Denn mit dieser Frage hatte sich gut 150 Jahre zuvor Henry Fox Talbot in England an die Arbeit gemacht, um die Projektionen der

Camera obscura festzuhalten. Er experimentierte mit lichtempfindlichen Substanzen, mit Säuren und Salzen und schließlich, noch bevor Daguerre in Paris sein erstes Foto machte, hielt Talbot das erste fotografische Negativ der Welt in Händen – ein mit Silbersalz beschichtetes Blatt Papier, auf dem die Natur selbst wie mit Geisterhand ihr Bild gezeichnet hatte. Ehrfürchtig nannte Talbot seine Erfindung *Kalotypie* – „Schöner Druck“.

Diesen einstigen Zauber wollte Roland Wirtz nun wiederentdecken. Er besorgte sich Talbots Rezepte und experimentierte fast drei Jahre lang mit den Mischungen und Papiersorten herum, ehe ein brauchbares Ergebnis gelang. Im Grunde ist das Experiment noch längst nicht abgeschlossen, denn immer ist der fotochemische Prozeß vielen Unwägbarkeiten ausgesetzt: ein paar Grad Temperatur-

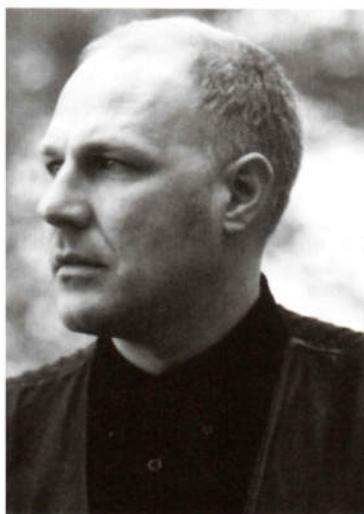
unterschied bei der Aufnahme können das Ergebnis zunichte machen, die Festigkeit und Zusammensetzung des Papiers spielen eine wesentliche Rolle und nicht zuletzt die handwerkliche Sorgfalt bei den vielen Arbeitsschritten vom Beschichten der Papiere bis zum Belichten der Positive im Kontaktverfahren. Wie bei Talbots Verfahren spielt dabei die Sonne eine große Rolle. Ohne sie läuft gar nichts: die Negative brauchen mehrere Minuten hellstes Tageslicht, und auch die Positive entstehen nicht in irgendeiner Dunkelkammer, sondern in der prallen Mittagssonne.

Und doch haftet diesen Sonnen-Bildern etwas von der Schwarzen Kunst an, die am Anfang der Fotografie stand: das magische Beschwören des Lichts, das Bannen des Augenblicks. Dieser geheime Zauber ist in allen Bildern von Roland Wirtz zu spüren: das nicht berechenbare Element, der Zufall. Hier verdunkelte eine Wolke für Minuten die Belichtung, dort hat sich ein Schweißtropfen mit den Fotochemikalien vermischt, da hat das Papier die Silberschicht nicht völlig aufgenommen. Und so durchdringt die Fotos von Roland Wirtz eine geheimnisvolle Poesie des Einzigartigen, nicht Reproduzierbaren.

Trotz der alten Technik handelt es sich dabei aber durchaus um moderne Fotografie – darauf legt Wirtz großen Wert. Seine Bildkompositionen und seine ästhetischen Absichten sind alles andere als rückwärtsgewandte, sentimentale Sehnsüchte nach der „guten alten Zeit“. Schon die Wahl des Formats – quadratisch, überdimensional – deutet auf eine Blickrichtung weg vom Gegenstand hin: das Bild selbst rückt ins Zentrum. Seine formale Kraft scheint den Betrachter geradezu hineinzuansaugen, der Bildinhalt hat dabei nur mehr eine dienende, gestalterische Funktion. Linien und Schatten, Oberflächenstrukturen und winzige Details setzt Roland Wirtz dabei durch überraschende Schärfe-/Unschärfeverlagerungen in Kontrast zu den Zufälligkeiten der alten Fototechnik.

Es lohnt sich daher, seine Bilder aus verschiedenen Abständen zu betrachten: aus größtmöglicher Distanz wie aus der nächsten Nähe. Erst dann wird man etwas von der alchimistischen Zauberei verspüren, die Roland Wirtz der Welt der digitalen Bilder entgegensetzt.

Sven Rech





Salzprint, 97,9 x 97,9 cm, 2000



Salzprint, 97,9 x 97,9 cm, 2000



Salzprint, 97,9 x 97,9 cm, 2000



Salzprint, 97,9 x 97,9 cm, 2000

Ein Land und seine filmhistorische Mission

Die Cinémathèque Municipale
de Luxembourg*

Von Anke Jungfleisch

Meuh! Luxemburg ist multikulturell, zu tiefst europäisch und jetzt auch bunt. Derzeit zieren 103 von Künstlern gestaltete Kühe unter dem Motto „Art on Cows“ die Trottoirs der Stadt, allen voran die „Goëlle Kou“ am Boulevard Roosevelt. Das goldene Kalb als Galionsfigur des Euro? „Meuh!“, kommentiert die lëtzebuergesche Kou. Denn von der bevorstehenden Einführung der europäischen Währung ist in den Einkaufszentren und Läden Luxemburgs noch nichts zu spüren. Doch nicht nur die bildende Kunst läßt sich die einstige europäische Kulturhauptstadt einiges kosten. Sie steht den anderen EU-Staaten auch im Filmbusiness in nichts nach. Luxemburg ist zwar als Medienstandort bekannt – seit 1984 strahlt *RTL* seine Fernsehprogramme in die Welt –, gilt dagegen noch immer nicht als ausgesprochenes Filmland.

Neben Fernsehproduktionen haben sich aber auch eine Reihe von Filmschaffenden über die Landesgrenzen hinaus einen Namen gemacht, zum Beispiel der Regisseur Andy Bausch, der Dokumentarfilmer Gordian Troeller und der Nachwuchsdarsteller Mickey Hardt, der gerade von der *European Film Promotion* zum Shooting Star 2001 gekürt wurde. Die größte luxemburgische Filmproduktionsfirma, *Samsa-Film*, konnte für *Max et Bobo* (Belgien 1997, Koproduktion) und *Schule des Begehrens (L'école de la Chair*, Frankreich 1998) europäische Filmpreise nach Hause tragen. Die jungen Erfolge des Filmlands dürften Grund genug bieten, den cinematografischen

Output zu konservieren. Luxemburg finanziert dafür allerdings nicht nur ein Archiv, sondern gleich zwei. Die nationalen Arbeiten im Bereich Film und Fernsehen werden dabei in Gänze vom *Centre National de l'Audiovisuel* dokumentiert. Daneben gibt es aber noch ein international arbeitendes und über die Grenzen hinaus anerkanntes Filmarchiv: die Cinémathèque Municipale de Luxembourg.

Archiv mit filmhistorischem Auftrag

Die Cinémathèque Municipale ist fast ein viertel Jahrhundert alt. Dem Gründer Fred Junck machte es die fehlende nationale Filmtradition zunächst nicht gerade einfach, nach dem Vorbild der *Cinémathèque Française* in Luxemburg eine Kinemathek zu etablieren. Junck hatte in den 60er Jahren in Paris Journalismus studiert und damit begonnen, Filme zu sammeln. Er interessierte sich dabei vor allem für amerikanische Werke des *Film Noir*, die die *Nouvelle Vague* inspirierten. Ein weiterer Schwerpunkt der Sammlung waren zunächst französische Filme der 30er und 40er Jahre.

Als Junck in seine Heimatstadt Luxemburg zurückkehrte, gründete der Journalist und Filmenthusiast 1975 zunächst einen gemeinnützigen Verein und organisierte öffentliche Vorführungen seines privaten Filmfundus. Zwei Jahre später beauftragte die Stadt Luxemburg ihn mit der Gründung eines Filmarchivs, dessen Finanzierung aus dem Kulturerat der Landeshauptstadt bewerkstelligt wurde. Seine Kollektion konzentrierte sich auf Filme, die in Europa schwer zu bekommen waren: sogenannte *B-Pictures* aus Hollywood und *Ceuvres* einiger heute bekannter Regisseure. Dazu zählen etwa die Werke von Raoul Walsh, Samuel Fuller, Max Ophüls, Douglas Sirk, Fritz Lang, Alfred Hitchcock, Jean Renoir, Joseph H. Lewis, Budd Boetticher und Sergej Eisenstein. Schon frühzeitig sammelte er die Filme des Schauspielers und Regisseurs Erich von Stroheim. Als Regisseur schaffte Stroheim zu seiner Zeit nie den Durchbruch, er galt als schwierig und exzentrisch, seine Detailverliebtheit ließ seine Filme zu endlos langen Epen werden. (Sein wohl bekanntestes Werk *Greed – Gier nach Geld* –, USA 1923/24, dauerte schon in einer gekürzten Fassung sechs Stunden.) Heute zählen Stroheims Filme zu den Stummfilmklassikern; das nahezu kom-

plette Werk findet sich in der Cinémathèque. Daneben gelang es Junkc auch, filmhistorische Raritäten in den Bestand aufzunehmen wie etwa *Waterloo* von Karl Grune (Deutschland 1929) oder den verschollen geglaubten Stummfilm *Laster der Menschheit* (Deutschland 1928) mit Asta Nielsen.

Wissenschaftseinrichtung mit eigenem Filmtheater und Kinosaal

Es ist der Bestand von heute über 14.000 – bei sechs Grad Celsius und 45 Prozent Luftfeuchtigkeit archivierten – Kopien hauptsächlich amerikanischer und französischer Provenienz, der die Cinémathèque zu einem der wichtigsten Filmarchive Europas werden ließ. Die Sammlung wächst jährlich um rund 500 Kopien, darunter etliche Depotkopien von Produzenten und Verleihern. Zusätzlich zu ihrem

die Möglichkeit, vor Ort wissenschaftliche Recherchen zu betreiben; praktischer Weise steht dafür ein kleiner Kinosaal mit 30 Plätzen zur Verfügung. Am *Place du Théâtre* im Stadtzentrum von Luxemburg unterhält die Cinémathèque ein eigenes Filmtheater mit über 180 Plätzen; zwei- bis dreimal täglich werden hier Filme aus dem eigenen Archiv gezeigt.

Ganz publikumsnah gibt sich das Archiv, indem es regelmäßig Regisseure zu Filmvorführungen einlädt, die sich im Anschluß den Fragen des Publikums stellen. Zu den Gästen gehörten u.a. der zweifache Oscar-Preisträger Joseph L. Mankiewicz (1950: *Ein Brief an drei Frauen*, 1951: *All about Eve*; jeweils für die beste Regie), Joseph H. Lewis, Budd Boetticher, Samuel Fuller, François Truffaut, Claude Chabrol, Bertrand Tavernier (1995 für *L'Âpat* mit dem Goldenen Bären der *Berlinale* ausgezeichnet), Peter Greenaway, Terry Gilliam und Constantin Costa-Gavras, der 1970 mit *Z* den Oscar für den besten ausländischen Film erhielt.

Im November letzten Jahres trafen sich in der Cinémathèque Philip Glass und Jonas Mekas zu einer musikalischen und cineastischen Live-Performance. Mekas, der litauische Underground-Filmer und Leiter des *Anthology Film Archive* in New York, brachte vier frühe Werke des Stummfilms und eine neue Produktion amerikanischer Underground-Filmemacher mit, die von Glass, Jon Gibson und Howie Statland mit minimalistischen Klängen untermalt wurden.

Internationale Kooperationen

Heute hat die Cinémathèque acht fest angestellte Mitarbeiter; der jährliche Etat beträgt etwa 1,5 Mio DM. Nach dem Tod Fred Juncks wurde 1997 der promovierte Publizist und Kommunikationswissenschaftler Claude Bertemes zum Kurator der kommunalen Einrichtung berufen, die seit 1987 den Status der Vollmitgliedschaft im *Internationalen Filmarchiv-Verband (FIAF)* besitzt. Zur täglichen Arbeit gehört das Bearbeiten von Anfragen nach Kopien für Retrospektiven und Werkschauen innerhalb des Filmarchiv-Verbands. Die Archivkopien werden vornehmlich an *FIAF*-Mitglieder ausgeliehen oder in Kooperationen mit Filmfestivals gezeigt.

Filmbestand verfügt sie über eine umfangreiche Filmplakat- und Fotokollektion, eine Bibliothek sowie eine Sammlung historischer Filmprojektoren. Sie veranstaltet internationale filmwissenschaftliche Konferenzen und gibt seit 1993 die Schriftenreihe *Filmgeschichte International* heraus. Ganz im Sinne ihres filmhistorischen Auftrags bietet die Cinémathèque





International arbeitet das Archiv mit Festivals wie San Sebastian und La Rochelle zusammen, aber auch mit Filmfestivals in Deutschland. Auf der diesjährigen Berlinale etwa wurden vier Kopien für die *Retrospektive Fritz Lang* zur Verfügung gestellt (u.a. *Hangmen also die!*, USA 1942/43), zwei für die Hommage an Kirk Douglas und drei für die Reihe *Moritz' Favourites*. Seit mehreren Jahren gehört die Cinémathèque auch zu den Kooperationspartnern des *Max-Ophüls-Festivals*. 1999 richtete sie dort eine Retrospektive unter dem Titel *IndustrieWelten* aus, zu Luis Buñuels 100. Geburtstag brachte sie im Jahr 2000 die beiden selten gezeigten Klassiker des spanischen Regisseurs *L'âge d'or* (Frankreich 1930) und *Las Hurdes – Tierra sin pan* (Spanien 1931-33). Unter dem Titel „Cinéma Underground“ präsentierte die Cinémathèque auf dem diesjährigen Saarbrücker Festival drei Independent-Filme der 60er und 70er Jahre, die sich durch eine eigenwillige Tagebuchästhetik auszeichnen – exemplarisch steht dafür *David Holzman's Diary* von Jim McBride (USA 1968).

Cinémathèque live

Der Tatsache, daß Filmgeschichte nicht allein aus den Filmen, sondern auch aus den Ereignissen um sie herum besteht, wird auch heute noch ganz im Sinne des Gründers Rechnung getragen. Jährlich findet der *Live-Cinema*-Event großen Zuspruch in der Luxemburger Öffentlichkeit: Seit 1987 zeigt die Cinémathèque

que jeweils einen internationalen Stummfilmklassiker, live begleitet vom *Orchestre Philharmonique du Luxembourg* unter der musikalischen Leitung von Carl Davis. Zudem richtet sie alljährlich auch das Freiluftkino im Hof des Kapuzinertheaters aus. Zum dritten Mal lud die Cinémathèque im April diesen Jahres zu *Live at the Cinémathèque* ins Filmtheater ein. Im Unterschied zu der Veranstaltung *Live-Cinema* wird dabei ein Stummfilmklassiker mit zeitgenössischer Musik präsentiert. Aufgeführt wurde dieses Mal *La Charette fantôme* des Schweden Victor Sjöström aus dem Jahr 1921, begleitet vom Orchester *Les Musiciens d'Europe* unter Leitung von Jean-Marie Curti.

Die filmhistorische Aufgabe der Cinémathèque besteht vor allem darin, cinematografische Raritäten auf Zelluloid zu erhalten und diese zu zeigen, ihr Ziel ist es, das kollektive Gedächtnis der Filmgeschichte mit zu vervollständigen. Wer sich davon selbst überzeugen möchte, kann sich vom 13. Juli bis 18. August beim Open Air-Festival *Midsummer Night's Comedy* komödiantische Filmklassiker von Buster Keaton, Charlie Chaplin, Ernst Lubitsch, Stan Laurel und Oliver Hardy, den Marx Brothers, Jacques Tati und Billy Wilder anschauen. Die Vorführungen finden jeweils freitags und samstags um 22.00 Uhr im Hof des Kapuzinertheaters statt. – Und wer sich vor zwei Jahren an den Saarbrücker Löwen noch nicht sattgesehen hat, hat noch bis zum 8. September Zeit, sich ein Bild von „Kunst an Kühen“ zu machen. Meuh!

Das aktuelle Programm, abgedruckt im Kulturmagazin rendez-vous Lëtzebuerg, ist erhältlich bei:

Cinémathèque Municipale de Luxembourg

10, rue Eugène Ruppert

L-2453 Luxembourg

Tel.: 00352/47 96 26 44

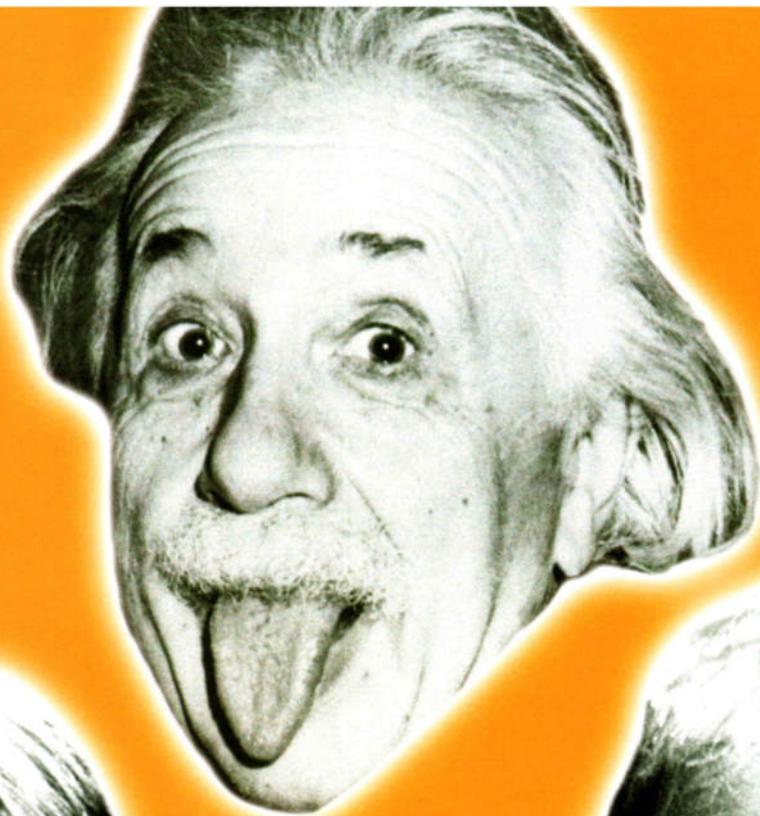
Fax: 00352/40 75 19

Programminformationen in franz. Sprache:

00352/29 12 59

**Dank an Claude Bertemes und Marc Scheffen von der Cinémathèque Municipale de Luxembourg und Martin Koerber vom Filmmuseum Berlin.*

Photos: Cinémathèque Municipale



Schlaue
Stromer
befinden
sich in
bester
Gesellschaft.

「energis」

Und täglich grüßt das Murmeltier

„Uhrmachers Haus“ in Köllerbach

Von Wiebke Trapp

Kennen Sie das? Schon den ganzen Tag rennen Sie Ihrer Zeit hinterher. Der Blick auf die Armbanduhr signalisiert es Ihnen: Sie sind zu spät! Auch im Saarländischen Uhrenmuseum *Uhrmachers Haus* in Köllerbach geht es um Zeit, um verlorene und kommende Sekunden, Minuten, Stunden. In allen Ecken im Erdgeschoß des 200 Jahre alten Bauernhauses tickt es oder schlägt die Stunde: Tick, tack, tick, tack! Schon wieder ist Zeit vergangen.

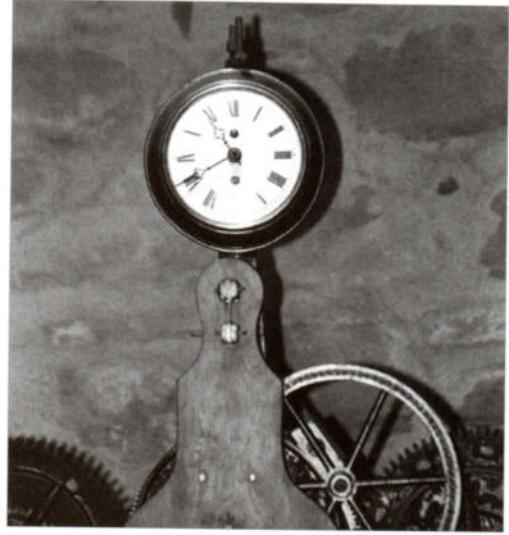
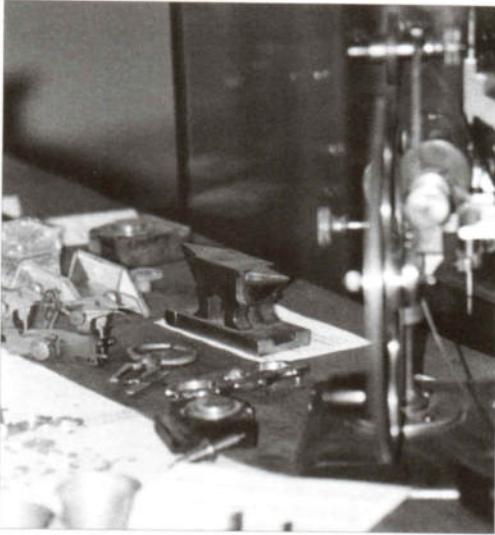
600 bis 700 Uhren aus Deutschland, Frankreich, Großbritannien und Österreich beherbergt das Museum unter seinem Dach – die meisten hinter Glasvitrinen geschützt. Das wohl weitestgereiste Stück der Sammlung ist eine Säulenuhr aus Japan, die um 1800 gebaut wurde. Den unscheinbaren, schmalen und einen halben Meter langen Holzbalken mit den vertikal angebrachten japanischen Schriftzeichen übersieht man fast. Der Zeiger bewegt sich nicht im Kreis, ein Zifferblatt gibt es nicht. Ein Gewicht im Inneren des Gehäuses zieht ihn minütlich nach unten und zeigt dem Betrachter so die Zeit an. Eines der wertvollsten Stücke ist die vom französischen Kunsttischler André Boule entworfene reich verzierte Tischuhr von 1680. Drei verschiedene Materialien hat der Kunsthandwerker in dem Gehäuse vereint: Der Torso ist aus Holz gefertigt. Anschließend wurde er mit Schildpatt überzogen und dann mit Messingintarsien verziert.



Schmuckstück der Sammlung ist das komplett erhaltene Uhrmacher-Arbeitszimmer des ersten urkundlich im Saarland erwähnten Vertreters der Familie Franz, Johann Peter Franz (1744–1821), seines Zeichens Schmied, Uhrmacher und herrschaftlicher Meier. Die „Franzen Uhr“ von 1820/30, auf der „Pierre Frantz à Engelfange“ als ihr Urheber vermerkt, ist stiller Zeuge dieser bewegten Zeit.

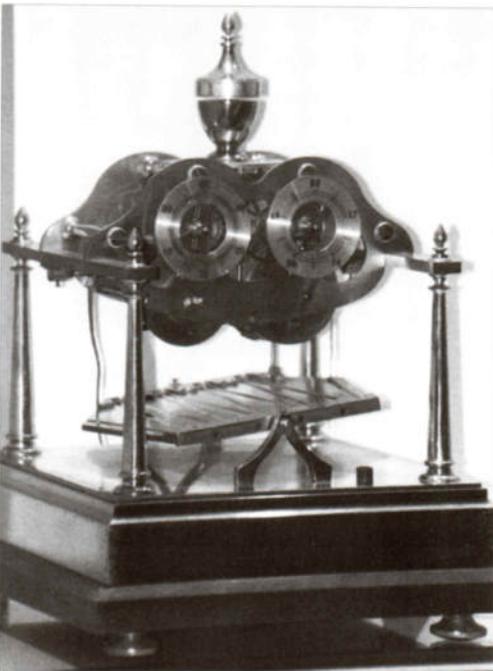
Unter dem Museum befinden sich die Fundamente der Schäferei Burg Bucherbach, eine Wasserburanlage aus dem 11. Jahrhundert. Köllerbach gehörte im Gegensatz zu Püttlingen zur Grafschaft Nassau-Saarbrücken. Engelfangen ist ein Stadtteil von Köllerbach. Die Burg war der Verwaltungsmittelpunkt der Besitzungen der Grafen bzw. Fürsten von Nassau-Saarbrücken. 1793 drangen französische Revolutionstruppen in das Saarland ein, der gesamte adlige Besitz wurde verstaatlicht – man sprach französisch. Die Uhrmacher haben es immer schon getan. Französisch ist die Sprache des Handwerks. „Cloches“ sind Glocken, „Pendule“ bezeichnet eine Standuhr mit Pendel und „Echappement“ ist ein Gangregler mit Unruhe, wie es in der Fachsprache heißt. Er ordnet die Zeit in kleine Einheiten und ist für das Ticken verantwortlich.

Als die Besetzung zur Finanzierung der napoleonischen Kriege verkauft wurde, er-



warb sie die Familie Franz. 1813/14 entstand des *Uhrmachers Haus*. Es muß eine rege Familie gewesen sein. Hier wurde über Jahrhunderte die Landwirtschaft und das Uhrmacherhandwerk gepflegt. Die zwei Schreibtische im letzten Raum des Museums zeugen von der hohen Kunst des Handwerks. Bunt durcheinandergewürfelt, so als wäre hier gerade noch gearbeitet worden, liegen Zifferblätter, kleine und große Zeiger sowie kleine und kleinste Zahnräder auf den Schreibtischen. Richtig zusammengesetzt ergeben auch sie eine Uhr.

Als der letzte Franz verstarb, vollzog 1985 seine Witwe den letzten Willen ihres Mannes.



Sie schenkte der Stadt Püttlingen das Bauernhaus. In einer Kooperation zwischen der Stadt, der Uhrmacherinnung und den Uhrmachern der Region gründete sich der *Freundeskreis alter Uhrmacherkunst e.V.* Ihm ist es zu verdanken, daß heute hier ein Museum steht, das die gesamte Entwicklung der Zeitmessung - von der Elementaruhr bis zur modernen Quarzuhr - dokumentiert. Eine Elementaruhr ziert auch die Außenfassade des Museums: die Sonnenuhr des in Rehlingensiersburg lebenden Uhrmacherspezialisten Vinzenz Philippi, der die Uhr dem Museum schenkte. 4000 Besucher zählt das Museum mittlerweile pro Jahr sowie 100 Schulklassen, die die kleinen und großen Belege der verschiedenen Epochen und Moden der Zeitmessung bewundern.

Und Sie? Immer noch zu spät? Nehmen Sie sich doch mal die Zeit für einen Besuch!

Adresse:

Saarländisches Uhren Museum „Uhrmachers Haus“
Engelfanger Straße 3
66345 Püttlingen / Kollerbach
Telefon: 0 68 06 / 48 02 84

Öffnungszeiten:

Sonntags und mittwochs von 15.00 Uhr bis 18.00 Uhr
und nach Vereinbarung

Auskunft und Voranmeldung beim

Kulturamt der Stadt Püttlingen

Telefon: 0 68 98 / 69 11 78

Fax: 0 68 98 / 69 11 76

alle Photos: Wiebke Trapp



»Eigentlich ist es ganz einfach,
mehr Zeit zu finden.«

**infor:com ist die Business-Software
für den Mittelstand.**

Wenn Sie ein produzierendes Unternehmen leiten, brauchen Sie eine Business-Software, die Ihnen den Rücken freihält. Mit infor:com haben Sie von der Produktionsplanung bis zum e-Business alle Bereiche Ihres Unternehmens lückenlos im Griff. Dank einzelner Bausteine kann die Software flexibel an Ihre Bedürfnisse angepasst werden. Darüber hinaus sorgt die kurze Einführungsdauer für einen schnellen Return on Investment.
Weitere Informationen: 0 68 97/9 83 32 43 oder www.infor.de

infor:
business solutions

Alles nur Theater?

Vorspiel auf dem zweiten Rang

Was das Theater anbelangt, erweist sich die oft gerühmte Nähe zu Frankreich tatsächlich einmal als ein Glücksfall. Seit einigen Jahren verwöhnt *Le carreau* in Forbach und sein künstlerischer Leiter Laurent Brunner das Publikum so sehr mit Aufführungen zeitgenössischen Schauspiels und Balletts, daß sich fast mehr Saarländer abends dorthin auf den Weg machen als ins Einkaufszentrum Cora (s. SAARBRÜCKER HEFTE Nr. 79/80). Ortsfremde Kulturbeflissene erhalten auf die Frage, wo denn Saarbrücken liege, zur Antwort: „bei Forbach.“ So war es eine zwar absehbare, aber dennoch kluge Entscheidung der Landeshauptstadt, Brunner zum neuen Festivalleiter der lahmen *Perspectives* zu berufen – das läßt für nächstes Jahr einen spannenden Theater-Mai erwarten.

Aber auch das *Saarländische Staatstheater* steht gut im Futter. Kurt Josef Schildknecht, der als Generalintendant hier gerade die zehnte Spielzeit beendete, hat es verstanden, das künstlerisch abgewirtschaftete Haus wieder flottzumachen, auch wenn zu Beginn seiner Intendanz die neukonzipierte, fürs Theater ungewöhnlich aggressive Werbung einige Aufführungen an Qualität weit übertraf (s. SAARBRÜCKER HEFTE Nr. 67). Eine Auslastung der Bühnen von rund 90 Prozent pro Spielzeit sendet ein klares Signal: Man geht wieder ins Theater.

Schildknecht verfügt über ein sicheres Gespür für erfolgreiche Spielplangestaltung. Da ist erstens ein gnadenloser Populismus zu nennen, der mit leichten Operetten das berühmt-berüchtigte Abo-Publikum bei der Stange hält, und mit Musicals auch jene Leute in sein Haus lockt, die bisher einen großen Bogen darum schlugen, aber jetzt neugierig aufs Theater wurden. Daß dabei der Saarländer Frank Nimsgern mit seinen als Musicals getarnten Ansammlungen von schmierigen Schlagerweisen – wohl nur zu dem Zweck komponiert, beim Gitarrensolo in auf Hochglanz polierten Nappa-Lederhosen und mit heraushängender Zunge die Schwiegermutter-Light-Version von Keith Richards zu mimen – einen solchen Erfolg verzeichnet, dies zu erklären reicht der verzweifelte Hinweis auf den Heimvorteil nicht aus.

Solide Aufführungen klassischer Theaterstücke und populärer Opern sind Schildknechts zweite Spielplaningredienz. Als drittes gesellen

sich Inszenierungen von Texten noch nicht arrivierter Autoren und gelegentlich Ausflüge in die Welt der etablierten Avantgarde hinzu (Alban Bergs *Wozzeck*, John Cages *Européras 3&4*; s. SAARBRÜCKER HEFTE Nr. 82). Zum Erfolg Schildknechts tragen zudem die Abstimmung der Theatersaison auf den Lektüreplan und den Abiturprüfungsstoff der Schulen und die begleitende theaterpädagogische Arbeit bei – Schulklassen helfen Säle füllen. Und hin und wieder leistete man sich einen kleinen Skandal: Es sei nur an den Streik der Schauspieler erinnert, die sich partout weigerten, Elfriede Müllers Stück *Die Touristen* zu spielen oder an die empörten Liebhaber Wagnerschen Teutonengetöses, die beim Anblick entblößter Männerrückfronten fundamentalistisch Werktreue einforderten, was immer auch man unter einem werktreuen Po-dex verstehen mag. In der vergangenen Spielzeit sorgte u.a. die Meldung für Aufregung, daß der in übergroßer Mehrheit aus Musikprofessoren bestehende Senat der Hochschule für Musik und Theater die einzige und nun vakant werdende Professur für Schauspiel ganz uneigennützig dem eigenen Fachbereich zuschlug und damit die Schauspielabteilung exekutierte, obwohl sie doch angeblich erfolgreich mit dem Staatstheater kooperierte. Einer erstaunten Öffentlichkeit wurde erst mit der angekündigten Schließung die Existenz der Saarbrücker Schauspielschule bewußt – auch darin liegt ein Versagen, nämlich das einer nur rudimentären Öffentlichkeitsarbeit. Man unterstützte gerne den wütenden Protest der um ihren Studienplatz betrogenen Schauspielaspiranten. Ihr Hungerstreik wirkte jedoch beinahe so, als probten da ein paar Erstsemester bereits jetzt die größte Rolle ihrer zukünftigen Bühnenkarrieren.

Mit dem Engagement Birgit Scherzers tat der Generalintendant einen Glücksgriff: Die Ballettchefin entstaubte die Gattung, überraschte das unverwöhnte Saarbrücker Publikum mit den ihm unbekanntenen Formen des neuen Tanzes und überzeugte selbst hartgesottene Ballettverächter. Bevor es allzu augenfällig wurde, daß sie ihre Choreographien aus den immer gleichen Tanzfiguren zusammenbaut, und rechtzeitig genug, um in guter Erinnerung zu bleiben, verließ sie Saarbrücken (s. SAARBRÜCKER HEFTE Nr. 81).

In der kommenden Spielzeit bleibt Schildknecht seiner Mischung treu: Populäre Opern (u.a. Otto Nicolais *Die lustigen Weiber von Windsor*) folgen auf gängige Theaterstücke (z.B. Lessings *Minna von Barnhelm*). Mit musikali-

schen Dramen von Arnold Schönberg wird der fortgeschrittene Musikliebhaber bedient. Daß Schildknecht trotz des Publikumsdesinteresses unbekannteren zeitgenössischen Autoren die Treue hält, sieht man mit einem lachenden und einem weinenden Auge. Ihre Aufführungen sollen im *Theater St. Arnual* stattfinden, wo wegen der geringen Kapazitäten auch schwacher Zuspruch die allgemeine Publikumsstatistik nicht verderben kann – das minimiert das Wagnis.

Sven Rech läßt die Spielzeit 2000/ 2001 Revue passieren. Er legt seinen Schwerpunkt auf das Musiktheater, das ihm die lebendigste Sparte der vergangenen Monate war. Das Schauspiel schien ihm eher grundsolide. Deshalb seien hier noch einige Schauspielaufführungen angeführt. Mit Euripides' *Medea* – Rech erwähnt es – lieferte das Staatstheater eine vielgelobte Inszenierung ab, die aber als auf hohem Niveau gescheitert schien. Sie konnte sich weder für eine Gewichtung auf das Exilschicksal Medeas, noch auf ihre wahnhafte Raserei konzentrieren, und spülte den bis heute skandalösen Stoff der antiken Tragödie ausdauernd weich, auf daß das getreue Abo-Publikum nicht allzu sehr verstört werde. Eine Überraschung war das revueartige *Graceland Ghetto* über Leben und Sterben Elvis Presleys: Sven Sorring, der zum Ende der Spielzeit das Theater verließ, füllte die Hauptrolle derart fulminant aus, daß Befürchtungen vor einer weiteren peinlichen Presley-Imitation von Beginn an überzeugend weggespielt und -gesungen wurden. Als Ergänzung zu Lessings *Klassiker* brachte *Lessings Traum von Nathan dem Weisen* mit intelligent zusammengefügte Variationen zum Toleranzbegriff die Unverbesserlichen und die selbsternannten Gutmenschen gleichermaßen in Bedrängnis und trug auf seine Weise zu der im letzten Jahr neu entflammten Einwanderungsdebatte bei. Ob dagegen die *Miami Murder Show*, zusammen mit *Manhattan Medea* als Paraphrasen der Euripides-Aufführung zugeordnet, nur eine schulmeisterliche, politisch artige und dramaturgisch unbewältigte Anhäufung von Aspekten zum unlösbaren Dreiecksverhältnis aus Tätern und Opfern des Holocaust sowie der gnädig spät Geborenen bot, oder ob es ein ebenso lehrreiches wie mutiges Unternehmen war, dem Thema in seine Verästelungen hinein zu folgen – darüber konnte im kleinen Diskussionskreis der SAARBRÜCKER HEFTE keine Einigkeit hergestellt werden.

Uwe Loebens

Zwei knallende Türen und ein Wunder

Bremsspuren der vergangenen Theatersaison

Von Sven Rech

Warum gehen so viele Leute zu Formel-1-Rennen? Weil sie sehen wollen, wie der rote Ferrari den silbernen Mercedes mitten in der Kurve auf der Ideallinie überholt? Ach woher! Sie wollen sehen, wie der rote Ferrari mit Vollgas gegen die Wand fährt, und der silberne Mercedes am besten gleich noch hinterher! Bumm – das ist ein Spaß!

Aus ähnlichen Gründen geht man in Theaterpremierern. Wenigstens einmal im Jahr sollte ein Dirigent eine Oper an die Wand fahren, ein Regisseur den in mühsamen Deutschstunden erarbeiteten Klassiker zertrümmern oder ein Choreograph sich selbst entleiben – darauf hat das Publikum ein Recht im Dreispartenhaus. Bumm!

Harakiri

Das *Saarländische Staatstheater* ist sich dieser Verantwortung wohl bewußt, und so erklärte sich denn in diesem Jahr der Ballettchef bereit, öffentlich Harakiri zu begehen. Er kaufte sich eine CD mit 20 schönsten Klassikhits und dachte sich dazu ein paar Tanzfiguren aus, denen er den Titel *Der Grüne Ritter* gab. Und in der Premiere passierte es dann:

Mitten in Smetanas *Moldau* trat der Mann in Turnschuhen zwischen die tanzenden Tütüs und befahl winkend „Aufhören!“ Man beachtete ihn zunächst nicht weiter, die *Moldau* floß weiter in h-moll den Bach hinunter, die Turnschuhe verschwanden wieder, und das Ballett tanzte, als sei nichts gewesen. Kurz darauf kam der Ballettchef wieder auf die Bühne, hob wehrend die Hände und gebot dem Tonband zu schweigen, den Tänzern zu stehen. Also geschah es, und der Ballettchef sagte, es seien viele Fehler passiert, die wir zwar nicht bemerkt hätten, aber jetzt noch einer und so ginge es nicht weiter, sondern

man würde noch einmal zurückspulen und die letzte Szene von neuem geben. Verblüfft und etwas widerspenstig schloß sich der Vorhang, im Saal wurde gebuht und gepfiffen, und es geschah erst mal nichts. Man ahnte das Theater, das da jetzt hinter dem Vorhang über die Bühne gehen mußte, und hätte gern etwas von dem Gebrüll und Geschimpfe mitgehört, aber da hatte auch schon jemand den guten Einfall, das Publikum mit der *Moldau* vollzudröhnen. Manche schrien noch lauter Buh, andere klatschten, auf daß es weiterginge, wieder andere gingen nach Hause – ich sah ihnen neidvoll nach. Aber als Kritiker muß man bleiben bis zum Schluß.

Der Grüne Ritter ist, wie gesagt, ein handgedichtetes Ballett des damals noch amtierenden Saarbrücker Ballettchefs Bernd Roger Bienert, der Inhalt steht in lyrischen Zeilenumbrüchen im Programmheft. Kurz gesagt geht es darin um zwei Brüder, die in die Welt hinausziehen, wobei der eine, was ja durchaus vorkommen kann, vom Blitz getroffen wird, mit dem Tode ringt und von drei Damen, die noch aus der *Zauberflöte* übrig waren, gerettet und zum Grünen Ritter gemacht wird. Der andere der Brüder verliebt sich, auch das kommt vor, in ein schönes Mädchen, und auch die will am Ende der Tod holen, aber da kommt der Grüne Ritter und da soll er mal sehen, der Tod!

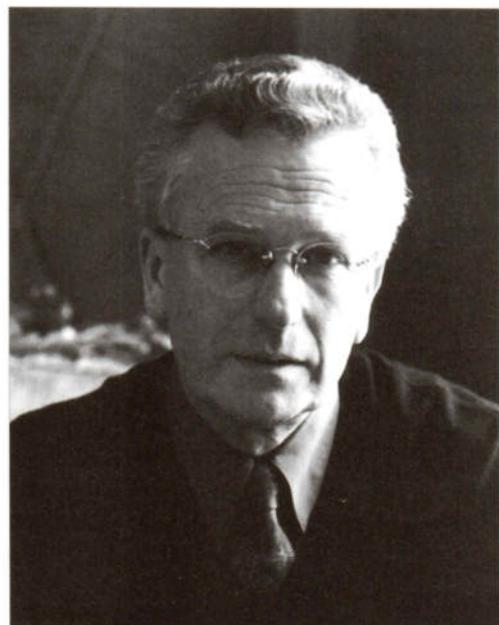
So ungefähr. Getanzt wird dabei mit Anmut und Grazie, im Solo, im *Pas de Deux* und relativ synchron im ganzen Ballettensemble. Er tönt etwa Süßliches von Bach auf der Violine, dann übt die Truppe für den Freischwimmer, trift ein Klavierkonzert aus den Lautsprechern, dann schwanken die Körper wie Ähren im Wind, daß es eine Art hat. Der Tütü ist in dieser Saison schwarz und fällt bis übers Knie, ist dafür aber auch für Männer tragbar. Dem Tod haben sie – huch! – ein Skelett auf sein Trikot gemalt, hüpfen und trippeln tut er aber so anmutig wie alle anderen. Nach der Pause Fernsehballer, und das Publikum kriegt endlich was zu klatschen wegen der doppelten Rittberger, die die Solotänzer vormachen dürfen.

Kurz danach kam in der Premiere also Bernd Roger Bienert in Person und Turnschuhen auf die Bühne gestieft und machte Skandal. Am nächsten Tag hatte er noch genau eine Stunde Zeit, seinen Schreibtisch aufzuräumen – dann knallte hinter ihm die Tür.

Bumm! So achtkantig war schon lange keiner mehr gefeuert worden. Die Begründung für seinen Rauswurf konnte Bienert sogar in der örtlichen Zeitung nachlesen, so sehr hatten sich der Intendant und das gesamte Ensemble über das unprofessionelle Verhalten des Ballettchefs aufgeregt. Denn was bedeutet es, wenn ein Regisseur sich mitten im Stück hinstellt und „Stopp“ ruft? Es bedeutet zunächst einmal dies: „Ich habe mit dem, was da auf der Bühne zu sehen ist, nichts mehr zu tun.“ Und das wiederum heißt: „Meine Mitarbeiter haben eine Menge Mist gemacht, darum halten wir jetzt hier an.“ Ein Boxenstopp, weil der Motor raucht. Wie langweilig! Rote Ferraris wollen wir, wenn schon nicht siegen, dann doch wenigstens ordentlich krachen sehen, dafür haben wir schließlich bezahlt! Und darum gibt es im Theater das eherne Gesetz, daß eine Aufführung nur vom Intendanten oder vom lieben Gott unterbrochen werden darf, was im *Saarländischen Staatstheater* dasselbe ist. Und Gott Schildknecht wollte nicht unterbrechen. Der sündenfällig gewordene Ballettchef ward darob völlig zu Recht aus dem Paradies vertrieben. Nur die *FAZ* schrieb noch etwas Hämisches von wegen Provinz, dann war der Fall erledigt. Mittlerweile haben sie im Staatstheater eine neue Ballettchefin, ihre Turnschuhe, so hört man, hat sie an der Pforte abgeben müssen.

Generalintendant Kurt Josef Schildknecht,

Photo: © Stage Picture, Saarbrücken



Lügen, Verrat, Sex und Tränen des Glücks

Noch einmal knallte im Theater letzte Spielzeit die Tür. Diesmal war es der Dirigent. Er warf von selber den Bettel hin. Gottvater schäumte wieder einmal, aber es half nichts: Olaf Henzold blieb bei seinem Entschluß, informierte die Presse, sagte aber nicht, warum. Das genügt, um die Sache interessant zu machen. Orchestermusiker wurden plötzlich von Journalisten zum Bier eingeladen, es wurden ein paar Gerichte gekocht, die am Ende, wie immer, nicht ganz so heiß gegessen wurden. Der Dirigent, so hörte man, fühle sich in seiner Kompetenz als Generalmusikdirektor beschnitten. Ob bei Urlaubsanträgen oder Besetzungslisten, überall regiere der Herr Generalintendant mit. Klar, das müsse er auch, sagte der Generalintendant, vor allem, wenn der Herr Generalmusikdirektor seinen Etat nicht ordentlich verwalten könne. Wrumm! Ferrari und Silberpfeil in voller Fahrt auf die Betonmauer zu. Das Publikum hielt den Atem an. Aber diesmal funktionierten die Bremsen, und die beiden hatten in letzter Sekunde die Kurve dann doch noch gekriegt.

Olaf Henzold verabschiedete sich mit einem frischen, spritzigen *Figaro* und hinterließ seinem Nachfolger ein Orchester, das deutlich sauberer und klangschöner intoniert als zu Beginn von Henzolds Engagement.

Der Neue ist so eine Art Star: Leonid Grin dirigiert in der Weltrangliste mit und leitet in Amerika ein nicht unbedeutendes Sinfonie-Orchester. Darum wird er zunächst auch nur für ein paar Sinfonie-Konzerte nach Saarbrücken kommen, und die Urlaubsanträge der Musiker unterschreibt der liebe Gott persönlich. Denn Leonid Grin ist nicht Generalmusikdirektor, sondern bloß Chefdirigent. Und die Opern? Die Opern studiert zum großen Teil der 1. Kapellmeister ein: Marcus Bosch, der damit eine Riesenverantwortung und eine Riesenchance bekommt. Und man kann jetzt schon sagen: er nutzt sie. Letzte Spielzeit hat er eine *Butterfly* hingelegt, in der Puccinis Streicher-Unisonos einem das Wasser in die Augen trieben, ohne peinlich oder kitschig zu sein. Die Gratwanderung zwischen echtem Gefühl und falschem Pathos hat Marcus Bosch mit großer Souveränität und ohne jedes Straucheln bewältigt, und Matthias Kaiser, der Saarbrücker Operndirektor, ist ihm dabei mit sei-

ner Inszenierung zu Hilfe gekommen. Auch er hat die Tränendrüse sicher umschiffert, und das obwohl *Madame Butterfly* ein Stoff ist, der heutzutage mindestens mit Julia Roberts verfilmt würde, die ja bekanntlich schon an sich ein Grund zum Heulen ist.

Nein, in Saarbrücken wurde kein Rührstück gegeben, sondern ein Menschheitsthema inszeniert: Sex, Verrat und Lüge. Wir befinden uns in einer modernen japanischen Stadt, auf dem Dach eines Hochhauses, das wie ein Schiffsbug ins Wolkenmeer ragt. Dort wartet Pinkerton auf seine Braut. John Uhlenhopp versuchte in dieser Rolle auszusehen wie Bruce Willis: ein breitbeiniger *Marine* mit blondem Dreikantschlüsselkopf. Dieser Pinkerton trampelt schon mal auf dem frisch gebügelten Brautkleid herum und hat auch sonst wenig Respekt vor der japanischen Kultur: ein Spielzeug will er haben, daß er eine Frau bekommt, ist ihm nicht bewußt. Spaßgesellschaft trifft auf Wertegesellschaft – auch das hätte ein Thema sein können auf diesem modernen Hochhausdach. Matthias Kaiser reißt es nur an. Der Sprung in die Moderne wirft zudem auch überflüssige Fragen auf: Warum gibt es bei *Butterfly* zwar einen Fernseher, aber kein Telefon? Warum wartet heute noch jemand drei Jahre vergebens und ohne Nachricht? Immerhin aber ist der zweite Akt spannend inszeniert, ein beklemmendes Kammerspiel, bei dem sich *Butterfly* immer mehr in ihren Traum vom heimkehrenden Ehegatten hineinsteigert und von der Realität nichts wissen will. „Wenn er mich vergessen hat, kann er das da auch vergessen?“ fragt sie und zeigt auf ihren Sohn. „Das da“, sagt sie mehrfach, und unwillkürlich muß man daran denken, was die Amerikaner, 40 Jahre nach der Uraufführung dieser Oper, sonst noch in Nagasaki angerichtet haben.

Die *Butterfly*-Inszenierung zeigt, wo die Stärken des Staatstheaters liegen: in der neugierigen und intelligenten Auseinandersetzung mit Stoffen und Stücken. Mit einem Puccini-Reißer die Ränge füllen kann jeder Zirkusdirektor. Aber mit demselben Puccini ein paar hundert Köpfe mit Fragen zu füllen, die etwas mit dem zu tun haben, was diese Köpfe sonst noch erleben und erleiden – das ist so einfach nicht.

Und darum – so ganz stimmt es natürlich nicht: Man will nicht nur die Ferraris an der Betonmauer zerschellen sehen, wenn man



Le Nozze di Figaro, Photo: © Stage Picture, Saarbrücken

zum Rennen geht. Man will auch die schlaueste Taktik, die eleganteste Kurventechnik, den schnellsten Reifenwechsel sehen. Und man will die Abgase riechen, das Kreischen der Motoren hören und die Kurven eines Bikini-Mädchens wenigstens mal mit Blicken streifen können. Live muß es sein. Wie das Theater. Und ich gestehe hiermit: Ich gehe gerne ins Theater, auch und gerade in Saarbrücken, über das so viele immer wieder gern die Nase rümpfen, weil sie vor zwölfdreiviertel Jahren mal in München eine *Zauberflöte* gesehen haben, in der der Parsifal von Caruso persönlich gesungen wurde und seither können sie nun leider nicht mehr in dieses Provinztheater gehen, es tut ihnen schrecklich leid.

Ich habe vor kurzem in der *Deutschen Oper* zu Berlin eine *Aida* gesehen. Es war alles wie auf der CD, vor allem das Cover. Damit das schöne Bühnenbild nicht durch freilaufende Sänger gestört wurde, hatte man diese auf den Kulissen festgenagelt. Dort standen sie und sangen und man konnte die Augen schließen und sich wie zu Hause auf dem Sofa fühlen. Als ich wieder wach wurde, klatschten meine Nachbarn und sagten, das sei doch mal eine schöne Inszenierung gewesen. Die gehen die nächsten fünfzehn Jahre auch nicht mehr daheim in ihr Provinztheater.

Ich allerdings war heilfroh, wieder zu Hause zu sein – und nicht nur wegen der Inszenierungen. Sondern auch, weil es hier Stimmen gibt wie die von Barbara Gilbert, die eben noch überzeugend der reifen Marschallin im

Rosenkavalier Größe und Anmut gegeben hat, und nun genauso überzeugend die blutjunge Madame Butterfly aus ihren Kirschblütenträumen in die Realität stürzen läßt. Weil es Stimmen gibt wie die des Baritons Guido Baehr, die auch im größten Orchestergetöse nicht unterzukriegen ist und die die ganze Last des Mitleids, das der ganze Saal mit der armen Butterfly hat, auf sich nimmt und vorzutragen weiß. Weil es Stimmen gibt wie die von Frédérique Sizaret, ein wohlklingender voller Mezzosopran, der in der *Butterfly* die Aufgabe hat, die angestaute Wut über das Unrecht zu unterdrücken und doch dann und wann hinauszuschreien, weil wir im Publikum es nicht mehr aushalten. Ein paar Wochen später ist sie der liebbestolle Page Cherubino in *Figaros Hochzeit*, und die Frauen liegen ihr auf der Bühne und die Männer im Publikum zu Füßen. Guido Baehr gibt dabei den Figaro, und wenn den ein Regisseur an die Kulissen nageln würde, er würde sie vermutlich einreißen. Dieses Opernensemble kann nämlich durch die Bank auch richtig gut spielen, und mehr noch: Man hat den Eindruck, sie tun es gerne. Und daß man vom tiefsten Baß bis zum höchsten Sopran auch noch jedes Wort versteht, macht das Ganze nochmal so interessant.

Und manchmal, selten zwar, geschehen Dinge auf dieser Bühne, die entziehen sich jeder Kritik. Wie in der Premiere von *Tristan und Isolde*. Es geschah ein Wunder. Oder besser gesagt: die Sängerin Hedwig Fassbender ließ dieses Wunder geschehen. Es bestand da-



Tristan und Isolde (Stefano Algieri und Hedwig Fassbender), Photo: © Stage Picture, Saarbrücken

rin, daß sie die Arme hob und sich den Tönen hingab und sich niemand mehr im Saal gegen die Musik wehren konnte, sie ergriff uns alleamt: die Sängerin, das Orchester, den Dirigenten, das Publikum. Es war, als strömte eine Droge durch sämtliche Adern, manche weinten ungehemmt und empfanden nichts als namenloses Glück.

Dabei waren wir doch alle nur schweren Herzens am Sonntagnachmittag in die Oper gegangen. Draußen war schließlich der erste schöne Frühlingstag und wir beneideten die Spaziergänger um die Sonne, in der sie ohne uns lustwandelten. Auch das Orchester träumte sich während der dunklen Ouvertüre hinaus ans Licht und der erste Akt machte schläfrig und satt. Noch immer war es draußen hell, als der zweite Akt begann und wir verstanden, warum Tristan, der unglücksel'ge Held, sich wünscht, das Licht möge endlich verlöschen. Draußen dämmerte es gnädig, ein blaues Leuchten, und im dritten Akt wurde lange und ausführlich gestorben.

Wir bewunderten dabei die schönen und kraftvollen Stimmen von Hedwig Fassbender und Stefano Algieri in den Hauptrollen, und von Maria Pawlus, Max Wittges, Hiroshi Matsui, Rupprecht Braun und Algirdas Drevinskas als Vertraute, als Verräter oder als Verratene. Wir sahen zu, wie der Regisseur Christian Pöppelreiter uns statt germanisch behelmter Helden moderne Menschen zeigte, die, schwer mit Schuld und Schicksal und Geschichte beladen, einmal kurz aufleuchten in bedingungs-

loser Liebe, und dann selbst nicht wissen, wie ihnen geschieht. Wir begannen, die Kostüme von Daniel Libeskind zu lesen: die Fessel um die erbeutete Braut Isolde, das rote Band in ihrem Haar; die asymmetrische Kleidung des unausgeglichenen Tristan, das Loch in seinem Mantel; die herausgebrochenen Zacken in der Krone des betrogenen Königs Marke – ein Zacken mehr an seinem Kragen und er wäre ein Narr.

Wir bestaunten das Bühnenbild und versuchten es zu begreifen, aber erst im letzten Akt löst es sein Rätsel, ohne sein Geheimnis preiszugeben: turmhohe schneeweiße Elemente, die aussehen wie Querschnitte durch moderne Betonhochhäuser, mit angesägten Treppen, hervorkragenden Zwischendecken und jäh abreißenen Mauerstürzen. Im ersten Akt werden sie zu zwei Masten zusammengesoben, im zweiten zu einer langen und löchrigen Wand, im dritten Akt schließlich zu einem halbrunden Bild, in dem die halben Treppen und Decken und Mauerstürze zueinanderpassen und doch kein Gebäude ergeben, sondern ein Gemälde oder besser: ein Relief. Und plötzlich sieht man, was man die ganze Zeit schon gesehen, aber nicht wahrgenommen hat, weil man das, was das Relief zeigt, normalerweise nicht mit den Augen, sondern mit den Ohren wahrnimmt: das Bühnenbild von Daniel Libeskind ist gefrorene Musik.

Und dann hob Hedwig Fassbender die Arme, das Licht wurde rötlich und warm wie der

Sonnenuntergang, den wir verpaßt hatten, und sie ließ den Tönen und den Tränen freien Lauf und allesamt hatten wir keine Chance.

Nach dem letzten Ton war es lange still. Dann, nach endlosen Sekunden, brach wie auf Kommando frenetischer Jubel aus. Und vom Dirigenten bis hinauf in den zweiten Rang hatten alle rote Gesichter und glänzende Augen.

Kein zertrümmerter Ferrari, kein rauchender Silberpfeil. Manchmal ist ein grandioser Sieg ja auch was Schönes.

Vertraute Freunde und ein erkauftes Leben

Und im Schauspiel? Keine Katastrophen, keine Weltrekorde. Man drehte brav seine Runden, eckte nirgends an, und zertrümmert wurde auch nichts. Nicht mal ein Klassiker. *Nathan der Weise* überstand seine Inszenierung unbeschadet, Regisseur Stephan Suschke legte Wert auf Lessings Jamben, ließ die Zeilenbrüche deutlich hörbar sprechen, hatte einen gefährlichen Unterton in dem Gutmenschen-tum der handelnden Personen gefunden und überzeugend umgesetzt. Wie Filmsequenzen hat er die Szenen neu geordnet und ineinander geschnitten. So entstanden parallele Handlungsstränge auf der fast leeren Bühne, die die Sache spannend und temporeich machten. Leider hat Suschke manchmal seinen Mitteln nicht ganz vertraut, und so sehen wir auch überflüssiges Theater auf dem Theater: Recha muß einen Schreikrampf mimieren, der Sultan und seine Schwester haben eine inzestuöse Beziehung, und zu Beginn sehen wir auf einer Leinwand Raubtieren beim Jagen zu, dazu ertönen die *Kindertotenlieder* von Gustav Mahler. Nun ja, ohne das wäre es auch gegangen – und vermutlich besser. Aber dann hätte womöglich noch einer gedacht, dem Regisseur wäre nichts eingefallen ...

Auch der *Medea*, so höre ich (denn gesehen hab ich's leider nicht), soll nichts Böses widerfahren sein in der Inszenierung von Kurt Josef Schildknecht. Das Lob war einhellig, und eine meterlange lebende Python auf der Bühne wurde für ein paar Wochen der Star der zahlreichen saarländischen Medien.

Ein wenig Blechschaden gab es im *Theater Annual*, als Daniel Call sein Stück *Herr der Lage* dortselbst uraufführte. Aber unter uns: Das

Stück war schon vorher ziemlich schrottig, man versteht gar nicht, wie der TÜV so etwas zulassen konnte.

Kasimir und Karoline und *Arturo Ui* dagegen waren solide gearbeitet und sicher über die Runden gebracht. Die Rolle des gekauften Politikers Dogsboroug im *Ui* („Dies Haus hätt ich nicht nehmen dürfen!“) hätte man statt mit Matthias Girbig auch gut mit dem ein oder anderen Saarbrücker Lokalpolitiker besetzen können. Das hätte unter Umständen eine ganz neue Sicht auf Brecht wie auf das richtige Leben eröffnet.

Denn beim Schauspiel gibt es ein merkwürdiges Phänomen: Anders als in der Oper sind einem die Gesichter der Akteure derart vertraut, daß man ihnen die Rollen schon gar nicht mehr abnehmen kann. So daß man nach der Premiere beim Wein darüber spricht, was der Peiker an der oder jener Stelle gesagt hat, nicht etwa der Nathan. Dabei war Eberhardt Peiker ein sehr guter Nathan: einer, der nicht der moralische Überflieger ist, der uns im Deutschunterricht diesen Text so verleidet hat. Dieser Nathan redet und handelt aus Furcht, er laviert, er greift auch gern zum Portemonnaie, um sich Freundschaft, oder besser: um sich sein Leben zu erkaufen – ohne zu zögern gibt er sein Gold, um des Sultans Krieg zu finanzieren. Tonlos, nervös und angespannt murmelt Peiker die so berühmte hehre Ringparabel daher, kaum, daß man ihr folgen könnte. Eine Figur, an der es vieles zu entdecken gibt – aber sie bleibt eben doch eine geschauspielerte Figur, weil wir den Schauspieler zu gut kennen.

Das gilt für das gesamte Ensemble: schon am Spielplan kann man sich ausmalen, wer welche Rolle kriegt. *Medea*? Klar, Miriam Japp. Die männliche Hauptrolle in *Kasimir und Karoline*? Bernhard Stengele, wer sonst? *Arturo Ui*? Natürlich Klaus Zwick. In der nächsten Spielzeit wird es einen Wechsel geben, und das ist gut so – auch wenn da eine ganze Garde sehr guter Schauspieler Saarbrücken verläßt. Aber nichts ist tödlicher für das Theater, als wenn man beim Auftritt des Macbeth nur denkt: „Sieh an, der Müller hat einen neuen Hut.“

Nächste Spielzeit also neue Gesichter und hoffentlich neu gemischte Gefühle. Es darf auch gern mal wieder jemand seinen Karren an die Wand fahren. Dafür gehen wir schließlich ins Theater.

Eine Erinnerung an Hans Mayer

Von Alexander Jansen

Sein Hinscheiden schmerzt. Auch wenn der Tod am 19. Mai nicht jäh eintrat. Zuletzt war er körperlich schwach und nahezu blind. Überdies ist er sehr alt geworden, 94 Jahre. Seit langem besaß er einen starken Wunsch zu sterben. *Neunzig wollte ich werden*, erzählte er mir im Spätherbst 2000, *doch alles, was darüber hinaus geht, ist zu viel, eine Qual*. Trotzdem tut sein Weggang weh, denn er reißt im intellektuellen Leben dieses Landes eine Lücke, die nicht zu schließen ist. Hans Mayer war nicht nur der letzte markante Zeitzeuge des 20. Jahrhunderts, sondern zweifelsohne auch der letzte deutsche Universalgelehrte alter Schule.

Zum Begriff wurde mir sein Name 1985, als er anlässlich einer Inszenierung am Aachener Stadttheater über den *geschichtlichen Augenblick des „Fidelio“* referierte. Da war ich noch Schüler und staunend über seine analytische Kunst beim Nachlesen des Vortrags im Programmheft ahnte ich erst, wofür Mayer stand: Humanismus *am Abend der Vernunft*. Mit Verblüffung registrierte ich, wie stets dem undogmatischen Marxisten nur wenige Textpassagen genügten, um brillante historische Längsschnitte zu entwickeln, Querverbindungen herzustellen, Traditionslinien und -überhänge nachzuweisen. Ebenso in Erinnerung bleiben wird mir das sinnliche Vergnügen beim Lauschen seiner Rede über *Brecht, Beckett und Dürrenmatt* Mitte der 90er Jahre im ausverkauften Haus des Theaters von Hildesheim. Als ich, von dort ans Saarländische Staatstheater wechselnd, der hiesigen Intendanz die Uraufführung des bis dahin kaum bekannten Opernprojekts der unmittelbaren Nachwendezeit vorschlug, das Musiktheater *Die Reise* von Heiner Müller und Ruth Zechlin¹, hoffte ich kaum auf Mayers Beantwortung meiner Bitte um ein Gespräch über den bedeutendsten Dramatiker nach Brecht. Doch er reagierte prompt.

In Tübingen entwickelte der bis zuletzt geistig wache, kleine, rundliche Mann mit dem

Hans Mayer, 1993, Photo: © Heiner Wessel, Berlin



bürgerlich-korrekten Habitus in einer Stegreifrede ein assoziatives Panorama, das von Müller zu seinem dialektisch weniger versierten Vorgänger führte, schließlich einen Weg zu Goethe und den Aufklärern nahm und, Wagner streifend, in die Gegenwart zurückfand.

Gerade Mayers Ausführungen über *Tristan und Isolde* beeindruckten Regisseur Christian Pöppelreiter, der beim Gespräch mit zugegen war, tief: *Isolde liebt Tristan und haßt sich dafür, daß sie ihn liebt. Tristan liebt Isolde und haßt sich dafür, weil sie ihn von seinem Übervater, dem König Marke, auseinanderbringt. Kurwenal haßt Isolde, weil sie ihn von Tristan trennt. Brangäne haßt Tristan, weil sie dadurch die Beziehung zu Isolde verliert. König Marke möchte Tristan halten, hat darum auch nur Isolde geheiratet, damit Tristan bleibt. Und Melot, bei Wagner der „treueste der Freunde“, – Tristan irrt immer noch, wenn er von Melot sagt: „Aus Eifer verriet mich der Freund dem König, den ich verriet.“ Aber Melot ist nicht eifersüchtig, weil er Isolde liebt, sondern eifersüchtig auf Isolde, weil er Tristan liebt.* – Am 1. April dieses Jahres hatte Pöppelreiters *Tristan*-Interpretation Premiere (Ausstattung: Daniel Libeskind); ich denke, nicht von ungefähr wurden im Programmheft der Produktion Beiträge aus Mayers Anthologie seiner *Richard Wagner*-Texte (Frankfurt/Main 1998) abgedruckt.

Müllers Dramolett *Die Reise*, das auf einem Nô-Stück des Zeami Motokiyo basiert, spielt auf Konstellationen und Generationskonflikte der jüngeren und jüngsten deutschen Vergangenheit an. Was den Autor am Stoff subkutan interessierte, formulierte Mayer so: *das Problem einer Nichtkommunikation, die entsteht auf der Suche nach Kommunikation; aber auch das Erkennen, daß man nicht mehr miteinander reden kann, ist auch eine Form des Erkennens einer notwendigen Kommunikation.*² Dies sei, was die Beurteilung des ostdeutschen Staates betreffe, evident. Mit Skepsis betrachtete Mayer ohnehin den Prozeß der Wiedervereinigung. Für ihn konnte keine Rede davon sein, daß die wichtigen Grundgedanken des Marxismus durch die Entwicklung widerlegt seien. In diesem Zusammenhang erinnerte er an den gebürtigen „Saarländer“ Erich Honecker. Mayers Einordnung war weitaus differenzierter als gemeinhin angenommen werden kann. Honecker dürfe man, rekapitulierte er aus seinem Buch

Der Turm von Babel mit dem für manche provozierenden Untertitel *Erinnerung an eine Deutsche Demokratische Republik*, nicht mit dem Staat gleichsetzen, mit dem zusammen er unterging. *Die real existierende DDR war ein Staat Walter Ulbrichts.* Doch dessen Verrat an der Utopie, die zunehmenden Schikanen, denen Mayer in Leipzig ausgesetzt war, bewogen ihn 1963 zu seinem „Überlaufen“ in den Westen, seinem zweiten Exil. Sein erstes verbrachte er von 1933 bis 1945, nach einer Flucht durch Belgien und Lothringen, vorwiegend in der Schweiz, wo er unter anderem am Hochschulinstitut für Internationale Studien arbeitete. In Genf entstand auch seine längst als Standardwerk geltende Monographie über Georg Büchner.

In der Emigration lernte er den Schriftsteller Georg Kaiser kennen, dessen Dramen Mayer in seiner Jugendzeit begleitet hatten. Für das Saarbrücker Programmheft zur Vertonung von Kaisers Schauspiel *Die Spieldose*³ verfaßte Mayer im Winter 2000 eine Würdigung des mittlerweile fast Vergessenen. Dieser Essay dürfte – neben den *Erinnerungen an Willy Brandt* (vom Buchhandel ausgeliefert am Tag seines Todes) und dem Fragment gebliebenen Band über Shakespeare und die Deutschen – eine seiner letzten schriftstellerischen Äußerungen gewesen sein.

Hans Mayer war ein *Deutscher auf Widerruf* (wie er seine Autobiographie betitelte), als Jude, Kommunist und Homosexueller ein *Außenseiter* (wie er sein vielleicht wichtigstes Buch nannte). Seine Stimme wurde liebevoll, sobald er sich der Musik zuwandte. Das Wort des unbequemen, streitlustigen Intellektuellen wird fehlen. Ehre seinem Andenken.

Anmerkungen:

1 Premiere im Staatstheater am 21. Februar 1998 (zusammen mit Henry Purcells Oper *Dido und Aeneas*); musikalische Leitung: Martin Straubel, Inszenierung: Christian Pöppelreiter.

2 Exzerpte des mehrstündigen Gesprächs wurden dem Programmheft der Reise-Uraufführung beigegeben.

3 Oper von Robert Hanell, Premiere in der Alten Feuerwache am 2. Februar 2001.



IT-WELTEN LEBEN DURCH DEN MENSCHEN.

(TEAMS DURCH KOMMUNIKATION.)

Als Tochter der SAP AG sind wir in den IT-Welten zu Hause, als saarländisches Unternehmen stärken wir die Region. Auf Basis der E-Business Plattform mySAP.com liefert SAP Retail Solutions kompetente Services für Unternehmen aus Handel und Konsumgüterindustrie – für den Erfolg in der *neuen*, New Economy. Entdecken Sie, wie stark Ihre Rolle als Berater oder Entwickler in unserem Team sein kann, unter www.sap-retail.de oder 06894/981-0.

SAP Retail Solutions – erfolgreich durch engagierte Mitarbeiter.

THE BEST-RUN E-BUSINESSES RUN SAP



Eugen Helmlé –

Essayist, Dichter, Übersetzer

Als wir im Anschluß an den Nachruf auf Eugen Helmlé (vgl. Heft 84, S. 100–102) versprochen, den Ende letzten Jahres verstorbenen Schriftsteller und Übersetzer auch durch eine Textauswahl zu würdigen, war uns nur undeutlich bewußt, wie schwierig ein solches Unterfangen ins Werk zu setzen ist. Die uns vorliegende vorläufige Bibliografie, die von 1957 bis 1999 reicht, listet hunderte von Titeln auf, eigene Texte und Übersetzungen aus dem Französischen und Spanischen, jeweils neben den selbständigen Buchveröffentlichungen lange Listen von Beiträgen in Anthologien, Sammelbänden und Zeitschriften, nicht zu vergessen die große Zahl von Hörfunk-Beiträgen und auch hier sowohl eigene Texte wie Übersetzungen. Was wir im folgenden bieten können, ist also nur der recht hilflose Versuch anzudeuten, welche Bereicherung das Kulturleben des Saarlands dem hier geborenen, hier arbeitenden und schließlich hier gestorbenen Weltbürger Helmlé verdankt.

Über das Lipogramm (1)

[...] Als mich Georges Perec Ende der sechziger Jahre anlässlich einer gemeinsamen Lesung in Saarbrücken, zu der ich auch eine Passage aus *La Disparition* eingedeutscht hatte, fragte, ob ich nicht das ganze Buch übersetzen wolle, gab ich ihm leichtfertigerweise das Versprechen, es zu tun, falls ich je einen Verleger dafür finden sollte. Ich wußte nicht, was ich da versprach, worauf ich mich einließ. Wahrscheinlich hatte ich gar nicht mit der Möglichkeit gerechnet, ein deutscher Verleger könne je so risikofreudig sein, ein Buch übersetzen zu lassen, das, obgleich einer langen Tradition verpflichtet, vom Genre her so abseitig ist, daß der ‚seriöse‘ Literaturbetrieb diese Schreibe noch nie für ganz voll genommen hat. [...]

Das Charakteristikum dieses Textes, den Georges Perec, 1965 für seinen Roman *Die Dinge* mit dem *Prix Renaudot* ausgezeichnet, in Deutschland vor allem durch sein Hörspiel *Die Maschine* und den ebenfalls preisgekrönten Romanpolyp *Das Leben / Gebrauchsan-*

weisung bekannt geworden, im Frühjahr 1969 unter dem Titel *La Disparition*, zu deutsch etwa *Das Verschwinden*, veröffentlichte, ist der völlige Verzicht auf die Letter E. Der Zwang, ohne diesen in fast allen europäischen Sprachen häufigsten Buchstaben auskommen zu müssen, läßt die Aussage- und Erzählmöglichkeit so stark zusammenschrumpfen, daß an die Stelle einer Welt des Überflusses und der literarischen Ausschmückung eine Welt der Kargheit und der sprachlichen Enthaltsamkeit tritt. Was der Autor an Menschen, Dingen, Ereignissen, Zuständen, Verwicklungen vorführt, sind immer nur durch die Methode bedingte Ausschnitte des Seins, und die durch diese Sprache beschworene Realität erscheint als ein Zerbild möglicher Wirklichkeiten.

Die Methode, deren sich Perec hier bedient, ist das Lipogramm oder Leipogramm, sein Roman mithin ein lipogrammatischer Roman. Was aber ein Lipogramm ist, darüber schweigen sich die meisten Wörterbücher und Konversationslexika merkwürdigerweise aus. [...] Bests Handbuch literarischer Fachbegriffe definiert kurz aber treffend: „Wortfolge,

in der aus Gründen literarischer Spielerei ein bestimmter Buchstabe ausgespart bleibt“. [...] Die französischen Lexika, so erfahren wir von Perec, weisen die gleichen Informationslücken auf, und nur dem Larousse fällt zu Lipogramm etwas ein, nämlich, daß es etwas ausgesprochen Kindisches sei.

Der älteste Lipogrammatiker soll der Grieche Lasos gewesen sein, der in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts gelebt hat. Ihm, der das Sigma wegen seines Zischlauts verabscheute, verdankt die abendländische Literatur, Curtius zufolge, das Lipogramm und damit den ersten, systematisch eingesetzten Kunstgriff. Sein Schüler Pindar folgte ihm darin und Nestor von Laranda schrieb bereits im 3. oder 4. Jahrhundert eine lipogrammatische *Ilias*, in der er im ersten Gesang auf das A, im zweiten auf das B und so fort verzichtet hat. Lope de Vega hat sogar fünf lipogrammatische Novellen geschrieben, in denen jeweils einer der fünf Vokale fehlte.

Literarhistorisch haben wir es insgesamt mit drei lipogrammatischen Traditionen zu tun, die sich deutlich voneinander unterscheiden. Bei der ersten dieser Traditionen ging es darum, bereits bestehende Werke wie etwa die *Ilias*, die *Odyssee*, die Bibel nach lipogrammatischen Methoden neu zu schreiben, das heißt, diese Werke wurden in so viele Kapitel unterteilt, wie das Alphabet Buchstaben hat, worauf dann jedes Kapitel unter Verzicht auf jeweils einen Buchstaben umgeschrieben wurde.

Anders die zweite Tradition des Lipogramms, die sich seit Beginn des 17. Jahrhunderts vor allem in Deutschland und Italien ausgebreitet hat. Sie beschränkte sich vorwiegend auf die Auslassung des Buchstabens R und wurde kurioserweise, zumindest in den Anfängen, hauptsächlich von Theologen und Predigern gepflegt. Über die Kanzelpredigt und die Poesie fand das r-lose Lipogramm allmählich auch Eingang in die Belletristik, und 1820 erschien in Wien sogar ein zweihundertseitiger Roman von Franz Rittler, *Die Zwillinge*, in dem kein einziges R vorkam. Rittlers Absicht, den *Zwillingen* einen Roman ohne E folgen zu lassen, hat sich jedoch allem Anschein nach nicht verwirklichen lassen.

Aber damit sind wir bereits bei der dritten Tradition des Lipogramms, der vokalischen nämlich. Hier werden die Vokale verbannt, was jedoch nicht unbedingt bedeuten muß,

daß wir es deshalb mit der schwierigsten Spielart des Lipogramms zu tun haben. So ist es im Deutschen relativ einfach, einen Text ohne A zu schreiben, was im Spanischen hingegen schier eine Unmöglichkeit ist, während es sich mit dem Buchstaben E genau umgekehrt verhält. Die vokalische Tradition hat sich vor allem in Spanien, aber auch in Frankreich und Deutschland entwickelt, und ein amerikanischer Seemann namens Ernest Vincent Wright brachte es 1939 sogar fertig, einen Roman, *Gadsby*, von über fünfzigtausend Wörtern zu veröffentlichen, ohne dabei auch nur ein einziges Mal den Buchstaben E zu benutzen.

Obleich diese Form, wie Karl Riha in seinem Aufsatz *Texte mit Handicap* in „Sprache im technischen Zeitalter“ zu Recht feststellt, durchaus literarisch markant ist und auch „fürs Erzählen neue, wenig erprobte poetische Möglichkeiten aufdeckt“, werden diese Aussenseiterarbeiten nur am Rande wahrgenommen, die Autoren, die sich mit solchen „Spiele-reien“ befassen, in der Regel in die Ecke der literarischen Wirtköpfe abgeschoben und ihre Hervorbringungen als literarische Kuriosa, als philologische Amusements, Verirrungen und pathologische Sprachmonstruositäten abgetan. [...]

Doch lassen wir die Frage nach Sinn und Unsinn beiseite und halten wir uns stattdessen an das Gemachte. Wenn wir vorgegebene lipogrammatische Texte nicht mehr vom Standpunkt der klassischen Literaturkritik aus betrachten, sondern uns mit ihrer Machbarkeit, ihrer Herstellung auseinandersetzen, so mag eines der Kriterien zur Beurteilung dieser Texte der bei ihrer Herstellung erreichte Schwierigkeitsgrad sein, der dadurch gemessen wird, daß wir die Häufigkeit des ausgelassenen Buchstabens mit der Anzahl der Wörter des betreffenden Textes multiplizieren.

„Die lipogrammatische Schwierigkeit“, schrieb Raymond Queneau in einem Aufsatz über die von ihm mitbegründete *Werkstatt für potentielle Literatur (Ouvroir de littérature potentielle)*, kurz *Oulipo* genannt, der auch Georges Perec als Mitglied angehörte, „ist natürlich gleich Null, wenn man alle Buchstaben des Alphabets benutzt. Die Häufigkeit der Letter W ist im Englischen zum Beispiel 0,02, so daß der Schwierigkeitsgrad eines Textes mit 100 Wörtern ohne W gleich 2 ist. Da die Häufigkeit des E bei 0,13 liegt (im Deutschen dürf-

te sie noch etwas höher sein), wird ein Schwierigkeitsgrad von 13 erreicht, wenn man einen Text von 100 Wörtern schreibt, ohne den Buchstaben E zu benutzen.“

Stimmen die Berechnungen Queneaus, der sich diesmal nicht als Texter, sondern als Theoretiker mit dem Lipogramm beschäftigt hat, so wäre Georges Perec mit seinem Roman *La Disparition* eine erstaunliche Leistung gelungen, da er es mit rund 85000 Wörtern auf den bisher nie erreichten Schwierigkeitsgrad von 11000 und etwas gebracht hat. [...]

Der Entschluß, bei der Herstellung eines Textes auf einen oder gar mehrere Buchstaben des Alphabets zu verzichten, führt zu Zwängen, die das Schreiben zwar erschweren, es paradoxerweise aber auch erleichtern können.

Zu den Zwängen, die das Schreiben erschweren, gehört zum Beispiel, daß bestimmte Dinge nicht mehr gesagt, bestimmte Sachverhalte nicht mehr beschrieben, bestimmte Gegenstände nicht mehr benannt werden können. Der Autor ist gezwungen, seine beschränkten Mittel so ökonomisch wie nur irgend möglich einzusetzen, und der kleine Ausschnitt von Welt, den er zeigt, ist genau der, den seine Sprache, die er freiwillig reduziert hat, ihm zu zeigen erlaubt, womit er einmal mehr den Satz Wittgensteins verifiziert, daß die Grenzen seiner Sprache auch die Grenzen seiner Welt sind.

Doch dieses Sprachkorsett, das ein Auswuchern in mehrere Richtungen nicht mehr zuläßt, bedeutet nicht nur Einengung, sondern gibt auch Halt, wird zur Stütze. Die Beschränkung auf eine lipogrammatistische Sprache schreibt dem Autor nicht nur die Wortwahl, sondern auch weitgehend den Stil, oft genug die Thematik vor. Die Story entwickelt sich nämlich aus der Sprache heraus, sie wird gewissermaßen am Gängelband der Sprache geführt, nicht mehr der Autor erzählt, sondern die Sprache. Das heißt zugleich, daß, ausgehend von dem verfügbaren Wortmaterial, eine Geschichte mit ihren Personen, ihren Intrigen, ihren Verwicklungen, ihren Folgerungen sich fast selbständig aufbaut, unabhängiger von der Phantasie des Autors als von den Gegebenheiten der Sprache.

Bei der Übersetzung lipogrammatischer Texte sind zunächst einmal die gleichen Schwierigkeiten zu überwinden, doch jenes Korsett, das sich beim Schreiben des Original-

textes als Halt und Hilfe erwies, wird für den Übersetzer zur Zwangsjacke. Die Zwänge, die schon dem Autor zu schaffen machten, haben sich bei seinem Vermittler in die andere Sprache verdoppelt, denn der muß nicht nur ohne einen bestimmten Buchstaben auskommen, er soll darüber hinaus auch noch mit diesem beschränkten Wortmaterial eine vorgegebene Geschichte mit allen ihren Peripetien möglichst getreu und nahe am Original bleibend nacherzählen. Er kann nicht mehr die Sprache selber erzählen lassen, denn dann wäre sein Text keine Übersetzung mehr, sondern er muß sich streng oder zumindest so streng wie möglich an das Handlungsgefüge der zu übersetzenden Erzählung halten. Er ist dem Text verpflichtet, der lipogrammatistisch zu sein hat, er ist dem Autor verpflichtet, der unter seinem Namen seine Geschichte übersetzt und nicht etwa die Geschichte des Übersetzers erzählt wissen will, er ist dem Leser verpflichtet, der nicht nur verlangt, daß man ihm die Methode an einem handlungs- und spannungsreichen Text exemplifiziert, sondern auch durch die Übersetzung hindurch das Original kennenlernen will, er ist vielem und vielen verpflichtet und soll es nach Möglichkeit allen recht machen. [...]

Von der Unverzichtbarkeit des E. zumal in der deutschen Sprache, kann sich leicht überzeugen, wer versucht, einen ganz normalen Satz zu schreiben oder zu sprechen. Legt man es nicht bewußt darauf an, wird das E in den seltensten Fällen fehlen. Der Verzicht auf die Letter E bringt im Deutschen eine viel größere Beschränkung mit sich als im Französischen. Mit dem Fortfall des E fallen nämlich auch alle unbestimmten sowie alle bestimmten Artikel des männlichen und weiblichen Geschlechts fort, Relativsätze sind nur noch höchst selten oder in umgangssprachlichen Wendungen und Verbiegungen möglich, Mehrzahlbildungen gibt es nur in ganz geringer Zahl, nämlich die atypischen auf s, Deklinationen muß man sich weitgehend versagen, an Konjugationen im Plural ist nicht mehr zu denken, die Möglichkeit, den Infinitiv zu gebrauchen, kann man sich an einem Finger abzählen, es gibt kein nein mehr und kein entweder oder, sondern nur noch ein unabdingbares Ja und Ja wohl und und. [...]

Ein besonderes Handicap e-loser Texte, zumindest im Deutschen, ist ihre fehlende Verbvariabilität, ein Manko, dem man nur

dadurch einigermaßen begegnen kann, daß man im selben Satz, und das oft mehrmals, zwischen Präsens und Imperfekt hin- und herspringt. [...] Gewiß, vom Standpunkt einer korrekten Grammatik ist dieses Verfahren nicht gutzuheißen, aber schließlich wird der, der sich an pedantische Regeln hält und schulmeisterlichen Maximen huldigt, auch keine lipogrammatischen Texte schreiben und erst recht keine übersetzen, zumindest keine, denen man das E ausgetrieben hat, denn dann muß er ja im Deutschen auch auf Perfekt und Futurum verzichten und kann mit dem Konditional nur in Ausnahmefällen wie zum Beispiel du wärst und du kämst etwas anfangen.

Die Forderung, so nahe wie möglich am Original zu bleiben oder zumindest den Haupthandlungsstrang, die wesentlichen Dialoge und Vorkommnisse in die Zielsprache herüberzubringen, zwingt bisweilen [...] zu den abenteuerlichsten Umschreibungen, um einen bestimmten Sachverhalt wiederzugeben, einen für die Geschichte wichtigen Gegenstand zu evozieren. Die Gefahr, daß der Text dadurch holprig, allzu gekünstelt und folglich unverständlich wird, ist groß, ebenso groß wie die Gefahr übrigens, daß sich der Übersetzer dem Zwang der Verhältnisse nicht entziehen kann und sich vom Mechanismus der Methode dazu verleiten läßt, seine Sprache, in unserem Fall die deutsche, unabhängig vom Ausgangstext autonom weitererzählen zu lassen, zum Ausgleich gewissermaßen für so manche Kapitulation vor dem Original. [...]

Aus: Nachwort von Eugen Helmlé zu *Georg Perec*, Anton Voyls Fortgang, © 1969 bei Édition Denoël, Paris, © für die deutsche Übersetzung by www. Zweitausendeins.de, Postfach 610637, D-60347 Frankfurt/Main, Bestellnummer 18245, 8 DM.

Über das Lipogramm (2)

[...] Während die aus der *Kabbala* entstandenen Buchstabengedichte von den Klerikern des 17. und 18. Jahrhunderts als Beweis für die von Gott „in artifizierlicher Weise gemachte“ Welt diente, geht das Lipogramm den umgekehrten Weg: es entfernt einen Buchstaben aus der Ordnung des ABC und hebt durch diese bewußte Weglassung den Buchstaben erst hervor, wodurch sich die Textstruktur, je nach ausgelassenem Buchstaben, stark verändert. Das Artifizielle steht hier „bewußt unter dem Minuszeichen, die Schöpfung ist keine göttliche mehr“, das der Welt, und nicht nur der literarischen, Hinzugefügte ist paradoxerweise durch etwas Fortgelassenes entstanden, das sich dennoch als Hervorbringung manifestiert. Das Lipogramm steht also nicht mehr, wie in der Barockdichtung, unter dem Motto „Gott ist mein Trost“, vielmehr manifestiert sich im Lipogramm Gottes Abwesenheit. [...]

In jedem Fall aber ist das Lipogramm, bei dem die Verfertigung, die Herstellung mindestens ebenso, wenn nicht gar stärker interessiert als das fertige Werk selbst, ein Kunstprodukt. Nicht Stimmungen, Emotionen, mögliche Schicksale, zu bestehende Abenteuer, gesellschaftliches Umfeld und dergleichen stehen im Vordergrund, sondern der Vorgang des Machens, der Prozeß der Herstellung eines Textes, die Beherrschbarkeit des Sprachmaterials. Dabei handelt es sich vor allem um die Beherrschung einer sprachlichen Verbindungskunst, die allerdings erlernbar ist und bei aller Mechanisierbarkeit eine ganze Skala poetischer Möglichkeiten wie Alliterationen, Assoziationen, Vokalklang, Worthyperbeln, Lautspiele und selbst Reime zuläßt. Hier trifft die Charakterisierung Edgar Allan Poes vom Schriftsteller als einem „Handwerker mit der blauen Schürze“ genau zu.

Während im Lettrismus, einer von den Futuristen und den Dadaisten initiierten literarischen Bewegung, einzelne Buchstaben freigesetzt werden, um sich zu einem musikalischen oder graphischen Ganzen zu verbinden, führt im Lipogramm die Verbannung bestimmter Buchstaben aus einem gegebenen Text zu einer Diktion, die ausschließlich auf diesem Formzwang beruht und je nach der Abwahl des Buchstabens variiert. In beiden Fällen jedoch haben wir es mit reiner Artistik

zu tun, von der Gottfried Benn sagt, sie sei „der Versuch der Kunst, innerhalb des allgemeinen Verfalls der Inhalte sich selber als Inhalt zu erleben ...“

Was aber treibt einen Menschen dazu, nachdem er sich mit Mühe und Not vom Analphabeten zum Alphabeten emporgearbeitet hat, sich mit Fleiß und einer gewissen Besessenheit eines Teils dieses Alphabets wieder zu entledigen, es aus seinem Wortschatz zu verbannen, nicht, um in die Unmündigkeit zurückzufallen, sondern um gerade durch diesen Verzicht seine Unabhängigkeit zu dokumentieren? Liegt es daran, daß er seine Mühen beim Buchstabieren verdrängt oder verklärt hat, wie Kiermeier-Debre und Vogel in ihrem *Poetischen Abracadabra* meinen, oder will er sich seine Mündigkeit ganz einfach dadurch beweisen, daß er freiwillig auf einen Teil des mühsam Erlernten verzichtet? Was aber, wenn ihm dieses Erlernen nicht die geringste Mühe gemacht hatte, weil er sich das ABC im Spiel, wie er zu erinnern glaubt, angeeignet hat? Möglicherweise hat gerade die Faszination, die das ABC von früh an auf ihn ausübte, zum einen das Erlernen erleichtert, zum andern aber auch den nonchalanten, spielerischen Umgang damit provoziert.

Beten allerdings, in der Art, wie es der Barockdichter und Soldatenrat Moscherosch seine Soldaten hieß, läßt sich mit einem lipogrammatisch aufbereiteten Alphabet nicht mehr. Bei Moscherosch mußten die Uniformierten am Morgen nach dem Aufstehen das ganze Alphabet aufsagen, damit sich Gott die Buchstaben selber zusammenlesen und Gebete daraus machen könnte. Gott würde Augen machen, wenn er beim Zusammenlesen dahinter käme, daß mit diesen Gebeten etwas nicht stimmt, daß möglicherweise der ABC-Teufel in ihnen steckt, sein von ihm abgefallener Konkurrent. Die Ordnung der Welt, die sich angeblich im Alphabet widerspiegelt, wird durch den fehlenden Buchstaben als etwas Anfälligel entlarvt, die Harmonie ist gestört, da die geordnete Reihung einen Riß bekommen hat. [...]

Im Vorwort zu seinem r-losen Roman *Die Zwillinge* verwahrt sich der Autor, Franz Ritter, dagegen, daß man seinem Versuch den Stempel der puren Kuriosität aufdrücken könnte, vor allem aber möchte er ihn »zu keiner ganz zwecklosen Spielerei herabgewürdigt sehen«. Meine beiden lipogrammatischen

Versuche hingegen sind bewußt als Sprachspielerei angelegt, sie sind ein Spiel mit der Sprache, bei dem das Spielelement, die Figur oder der Dominostein diesmal etwas Nichtvorhandenes ist, nämlich der ausgeschlossene Buchstabe. Es ist ein Wettkampf mit dem nichtsagbaren Wort, und wie bei jedem Spiel stellt sich von Satz zu Satz immer wieder die Frage:

„Wird es glücken?“ [...]

Der Zuschauer, in Gestalt des Lesers, tritt immer erst dann auf, wenn die Bedingung erfüllt und das Spiel oder Experiment mehr oder weniger erfolgreich beendet ist. Ob ihn das Spiel oder besser das Ergebnis des Spiels dann fesselt, hängt ganz von seinen Neigungen und seiner Fähigkeit ab, die einzelnen Sprachzüge zurückzuverfolgen, aber auch von seinem Willen, sich auf ein geistiges Abenteuer einzulassen, das zwar vergnüglich sein kann, sich jedoch in wesentlichen Punkten von einer Lektüre unterscheidet, die nur auf Unterhaltung abgestellt ist.

Beide Texte, der vorliegende *Knall und Fall in Lyon*, sowie der zuerst 1993 erschienene *Im Nachtzug nach Lyon*, als dessen Fortsetzung jener erscheinen mag, waren von Anfang an als Einheit konzipiert, um anhand verschiedener Textmuster, die nach dem gleichen lipogrammatischen Prinzip behandelt wurden, zu zeigen, wie Texte, die bestimmten Regeln und Zwängen unterworfen sind, sich ihren eigenen Stil schaffen, der nicht mehr so sehr vom Willen des Autors abhängt, als vielmehr von den Gegebenheiten der jeweils ausgewählten Formzwänge. So wird sich etwa ein Text ohne E in Stil, Duktus, Sprachmelodie, Aussagemöglichkeiten usw. sehr stark von einem Text ohne R unterscheiden. Das E, das der Sprache etwas Weiches, Melodisches verleiht, zeigt erst dann so richtig, was wir an ihm haben, wenn es aus einem Text verbannt ist. Denn des E's beraubt, präsentiert uns die Sprache mit einem Mal eine Welt, die nicht mehr viel von Einfalt und Reinheit hat, eine Welt, in der Mißgunst und Haß, Wahnsinn und Wut, Ignoranz, Dogmatismus und Blutrünst herrschen. Gerade im Deutschen entsteht dabei, mehr noch als in anderen Sprachen, der Eindruck des Chaotischen, des Brutalen, hervorgerufen durch die noch größere Reduzierung des Vokabulars, durch die militärische Verknappung der Aussage, das Telegrammstilartige der Mitteilung. Der Verzicht auf diesen im

Deutschen am häufigsten vorkommenden Buchstaben gibt dem Text etwas Eisiges, beinahe Liebloses, die Sprache, ihrer konzilian-ten, verbindenden und verbindlichen E's beraubt, treibt die Handlung fast automatisch ins Düstere und Ausweglose, oder, wie in dem e-losen Erzählstrang, ins Mafiose, in die blutrünstige Chirurgen- und Politposse, sie beschreibt Zustände, die gerade wegen der Mittel, nämlich des unterdrückten, des ausgemerzten Buchstabens, mit denen sie beschrieben werden, etwas zusätzlich Inhumanes bekommen. Die lipogrammatistische Sprache, der das E genommen ist, dekouviert sich als eine Sprache von Befehlsempfängern und Befehlsgebern.

Seltsamerweise entsteht, wie mir scheinen will, beim Doppellipogramm nicht der gleiche Eindruck. Möglicherweise durch die Auslassung des schnarrenden R bekommt der Text, trotz der noch größeren Beschränkung in der Wortwahl, etwas Geschmeidigeres, Konzilianteres. Oder, um es an einem juristischen Beispiel zu veranschaulichen: was in einem e-losen Text noch in Mord und Totschlag ausartet, ist in einem e- und r-losen Text nur noch Totschlag, für den es bekanntlich mildernde Umstände gibt. [...]

In meinem [...] Text *Im Nachtzug nach Lyon* ließ ich mir zwar weitgehend die Wortwahl und in gewisser Hinsicht auch den Stil durch das Korsett der lipogrammatistischen Sprache vorschreiben, das ja nicht nur Einengung bedeutet, sondern auch Halt gibt und zur Stütze wird, nicht jedoch die Thematik. Vorgegeben waren zwölf Themen, die in fünf Blöcken von unterschiedlicher Länge abgehandelt wurden, wobei die Reihenfolge der einzelnen Blöcke keine permutative in einem streng mathematischen Sinne ist. Sie können einmal weit auseinander liegen, ein andermal dicht aufeinander folgen. Die zwölf und die fünf beziehen sich auf persönliche Daten, die dem Lipogramm eine autobiographische Komponente geben. [...]

In *Knall und Fall in Lyon* stehen sich zwei lipogrammatistische Texte gegenüber, ein e-loser und ein r-loser, denen beiden als Raster und Plot die allerdings nur noch schemenhaft erkennbaren Textauszüge zweier pataphysischer Autoren zugrundeliegen. Bestimmte Textmuster, Zitatreihen, Zeitungslektüren, Themen kehren in Analogien spiegelbildlich von einem Lipogrammblock zum andern wie-

der, als Echo und Widerschein gewissermaßen, wobei sie einmal ohne diesen, einmal ohne jenen Buchstaben auskommen müssen. Zwar ist die Themenauswahl im Vergleich zum Nachtzug reduziert, doch jedes Thema findet, bis auf eines, seine Entsprechung im jeweiligen Gegenstück.

So wenig wie Perec in seiner *Disparition* strebte auch ich im *Lyon*-Roman Originalität um jeden Preis an. Es ging bei mir auch nicht um eine Wette, wie bei Perec. Der Grund, weshalb ich der Lipogrammliteratur durch die Auslassung zweier Buchstaben, eines Vokals und eines Konsonanten, einmal in der Doppelung, zweimal als Einzellipogramm, eine neue Variante hinzugesellen wollte, war neben der Lust am Spiel der, neue sprachliche Möglichkeiten zu erproben, herauszufinden, was die Sprache, im konkreten Falle also die deutsche, der man ja eine besondere Biegsamkeit und Verfügbarkeit nachsagt, zu leisten imstande ist. Es ging mir aber auch darum, ganz im Sinne der Gründer von Oulipo, Queneau und Le Lionnais, die ausgefahrenen Gleise des traditionellen Romans zu verlassen, dessen pseudo-realistisches Gehabe Wirklichkeit simulieren soll. Ich wollte die Künstlichkeit von Literatur dadurch demonstrieren, daß ich sie auf die Spitze trieb. Literatur stellt sich hier ganz offen als das dar, was sie ist, nämlich Artefakt, sie gibt sich nicht als Realität aus, die sie nicht sein kann, sie simuliert keinen Abglanz der Außenwelt, sondern zeigt nur die aus Sprache und mit Sprache erzeugte und dargestellte Welt.

Wenn in diesen Lipogrammen auch die Grenzen der Sprache versetzt wurden, so habe ich dennoch auf kaum eine Gattung des Narrativen verzichtet. So wechselt zum Beispiel einfache Erzählung ab mit Argumentation, Schilderung von Ereignissen mit Dialogen, Beschreibung von Landschaften mit gewagten Intimitäten, theoretische Erörterung mit Monologen, die Zusammenfassungen von Romanen der Weltliteratur oder von Autoren aus der Werkstatt für potentielle Literatur stehen neben der Aufbereitung von Mythen usw., ohne daß je der Eindruck entsteht, hier werde Wirklichkeit abgebildet. [...]

Aus: Eugen Helmlés Nachwort von zu seinem Roman *Knall und Fall in Lyon*, Edition *Plasma*, Berlin 1995

Knall und Fall in Lyon (1)

E-loses Lipogramm

SO IST DAS OFT: da läuft was ab, das nur dank dir läuft, doch dann trixt man dich aus, hängt dich ab, macht sich dünn, und du bist völlig ahnungslos und schaust alt aus.

Du ritzt zwar das Ding, dazu brauchts nämlich Mumm, und darum braucht man dich, doch für dich lohnt' sichs nicht, für dich gibts nur, symbolisch, 'n Tritt wohin.

Zum Glück klärt mich A. auf. Find ich schick von ihm. Zumal's schon lang hin ist, daß wir uns nicht grün sind.

A. kam zu mir und fragt mich:

„Bist du schon im Bild?“

Ich guck nur dumm.

Zwar stand am Sonntag was im Blatt, doch nicht von mir. Möcht ich auch gar nicht, da ...

Doch A. klärt mich auf.

„Hannibal schwand dahin, doch nicht im Sinn von Anton Voyl.“

Zunächst schnell ich nicht, bis A. auf'n Punkt kommt. „Schau Schau“, mach ich bloß, dann bin ich plötzlich auf achtzig. So 'n Miststück.

Und doch glaub ichs nicht so richtig. Ist wohl 'n Irrtum. So was kommt vor. Das gibts gar nicht, daß Hannibal so falsch ist und mir das antut.

Doch A. ist apodiktisch.

„Man sah ihn mit Sack und Pack vorm Bahnhof, und kurz darauf hört 'n Kumpan von mir, daß Hannibal laut und klar zum Bahnamtmann sagt: ‚Lyon hin und zurück.‘“

Doch ob Hannibal zurückkommt ...“

Für mich ist das natürlich 'n Schock, dacht' wirklich nicht, daß Hannibal so schuftig ist, mich linkt und sich mit Sack und Pack, mit Gold und Diamant aus'm Staub macht. Und nichts davon zu mir. Sagt nicht mal tschüss. Mich traf fast 'n Schlag, und ich sagt das A. auch.

„Ach komm, nimms nicht so tragisch.“

A.'s Trost rührt mich und tut mir gut.

Warum nur war ich bis dahin ständig mißtrauisch, sobalds um A. ging? Man täuscht sich halt in nichts so arg, als in Mann und Frau. Pardon. 'n Spruch, wo ich von jung an drauf hab.

„Was willst du tun?“ fragt nun A. Ich bin ratlos.

„Was soll ich tun? Rat mir was.“ „Ihm nach, ist doch klar!“

Doch ich hab Grips im Kopf und schalt' sofort:

„Nicht ihm nach, ihm vor. Ja, das ists, ich bin noch vor ihm in Lyon.“

Und so kams dann auch.

Kurz darauf schwang ich mich in das Sport-Coupé, das ich mir großzügig ausborg, und ab gings.

Knall und Fall in Lyon (2)

R-loses Lipogramm

STUNDENLANG saß ich in einem Polizeilokal am Bahnhof von Lyon. Man will das Übliche wissen, meinen Namen, wo ich wohne, was ich im Leben so mache, und zum x-ten Mal sag ich, daß ich Hannibal B. heiße, daß ich da und da wohne und daß ich das und das und manchmal auch dies und jenes mache.

Eine böse Sache, diese Anschuldigung, die mich so lange unschuldig auf diesem Polizeiposten festhielt. Ohne Umschweife bekomme ich gesagt, leugnen sei zwecklos. Dabei weiß ich nicht einmal, was ich leugnen beziehungsweise nicht leugnen soll.

Ob ich schon einmal mit dem Gesetz in Konflikt gekommen sei, wollen sie wissen. Nicht, daß ich wüßte.

Vielleicht ein kleines Sittlichkeitsdelikt, haken sie nach. Langsam geht meine Geduld zu Ende. Die sind wohl auf dem falschen Schiff. Das muß ne Fehlzündung sein, ein Fall von denkste.

Ich will, ebenfalls zum x-ten Mal, wissen, wessen man mich beschuldigt.

„Soll ich seinem Gedächtnis nachhelfen?“ will ein Polizist von den Kollegen wissen.

Ist wohl als Witz gedacht. So ein Hohlkopf.

„Ja, hilf seinem Gedächtnis etwas nach“, meint sein Kollege mit den Koteletten und schiebt sich dabei ein Stück Sandwich zwischen die Zähne, dieweil ich feststelle, daß ich lange nichts gegessen habe, da sich mein Magen beim Anblick des mit Schinken belegten Wecks zunehmend höhlt und dazu laut spektakelt. Unangenehme Situation.

„Sonst sitzt du heute abend noch mit ihm da“, gibt ein Zivilist, von dem ich annehme, daß ihm die Leitung des Ganzen obliegt, zu bedenken.

Hält sich im Augenblick jedoch bedeckt und tut so, als sei ich ihm sympathisch, als wollten alle bloß mein Bestes. Den Schmus kennt man.

„Also gut“, nimmt mein Polizist den Dialog von neuem auf, „dann sollst du wissen, wessen man dich anklagt ...“

„Moment“, sagt nun mein Anwalt (so will ich den Zivilisten einmal nennen, auch wenn das nicht stimmt und ich mich gewiß von ihm einwickeln lasse), und ein stilles Lächeln spielt um seine Lippen, „Moment mal, noch klagt man ihn nicht an, man beschuldigt ihn. Das ist nicht dasselbe.“

Aha, anscheinend ist da eine Polizeischulung im Gang, und ich wohne nicht bloß bei, ich bin offensichtlich das Objekt, vielleicht auch das Subjekt. Daß ich eines Tages einmal ein Schulungsobjekt sein könnte, hätte ich bestimmt nicht gedacht.

Daß ich 'n Mordszorn auf Hannibal hab, nimmt man mir wohl kaum krumm. Und da das, was sich an Wut und sogar Haß in mir aufstaut, raus muß, trat ich so stark aufs Gas, daß das Auto zunächst mal 'n Schuß macht und dann furios dahinrast. Mir wird schon ganz schwindlig, und das Haar, das ich lang trag, flog mir im Fahrtwind ums Haupt.

Bald darauf sah ich das Autobahnschild, nach links gings Richtung Burgund, also bin ich da richtig, und kaum lag das Autobahnband vor mir, da ist mir, als höb ich ab, als flög ich davon. Ich bin im Rausch, so rasant fuhr ich schon lang nicht, das Cabrio macht 'n Schnitt, da kommt nicht Flugballon noch TGV mit, ich hab 'n Zahn drauf, daß ich schon fürcht', ich hin, zu früh in Lyon und häng dann dort rum und sack zum Schluß noch ab, ich kannt' mich doch.

Doch so'n Vorsprung brauch ich, da im Nachbarland das Autobahnlimit gilt, das auch uns gut tät. Daß ich dort zurückschraub, ist dann 'n Muß.

Schon kommt das Zollamt, man winkt mich durch, Paßformalität und so handhabt man längst schon großzügig und lasch, so wars wohl auch, als Karl Groß noch König war, da war doch Holland, Burgund, das Lyonnais für uns nicht Ausland, so spinn ich vor mich hin, und da ich Plastikmoos mit hab und auch bar gut flüssig bin, fahr ich trotz Maut Autobahn, 'n Bon zog ich schon, und nun braus ich mit Karacho durchs Land.

Und als ich so solo am Volant saß und vor mir das Autobahnband, da ging mir so manch Ding durchs Hirn, ich dacht' an Schuldbuchauszug, wo kürzlich kam und mich ganz schön mitnahm, bloß darum macht' ich auch 'n Bruch, und ich frag mich, was wohl ist, falls ich Hannibal nicht 'n Goldschatz abjag, und klar ist auch, fiftyfifty, das war mal, das gibts nicht nochmal, ich knips das Radio an, ich such, bis ich Hot-Jazz drin hab, so was hält mich wach, dann sah ich aufs Tacho, ich halt mich an das Limit, Sprit ist auch noch hinlänglich im Tank, langt wohl bis Lyon, ich schätz, daß ich kurz vor Dijon bin, und falls das stimmt, bin ich in Burgund, dort gabs auch mal 'n Goldschatz, doch ihn bracht man von da nach dort, nach Worms, glaub ich, und da gabs auch Mord und Totschlag und Rachsucht, und von Assoziation zu Assoziation komm ich zu Hannibal, und nun flipp ich so richtig aus und koch vor Wut:

„Wart nur, du Schuft, sobald ich dich hab, mach ich dir 'n Garaus, murks dich ab, mach dich kalt, blas dir das Licht aus, mach Mus aus dir, rotz dir das Hirn aus'm Kopf, mach dich funktionsuntüchtig, häng dich kopfabwärts auf, mach dich platt, fahr Schlittschuh mit dir.“

Unglaublich, was da so an Tötungsart möglich ist, mir wird langsam angst und bang, auch um mich, zumal ich im Normalfall nicht rachsüchtig noch mordlustig bin, und mich darum manchmal sogar frag, ob das noch christlich ist, ob ich nicht schon auf'm Buddhismustrip bin. Ich kam ganz schön in Fahrt, und das nicht nur autobahnmäßig, und im Nu bin ich, noch im Frühdunst, in Lyon. [...]

„Unzucht, dessen beschuldigt man dich“, und betont das ‚beschuldigt‘ mit einem spöttischen Beiklang, „und da Unzucht mit einem Kinde, handelt es sich nach Einschätzung von Polizei und Staatsanwalt um einen ungemein belastenden Fall von Unzucht.“

Ich bin wie benommen, wie betäubt, als hätte ich einen Schlag mit dem Beil auf den Kopf bekommen. Das also hatten die Typen die ganze Zeit in petto. Doch dann muck ich auf. So einfach sollen die mich nicht haben.

„Vielleicht liegts am Umfeld“, gehe ich nun in die Offensive, „doch ich schnall die ganze Zeit bloß Bahnhof.“

Und ich gehe nun in die Defensive, denn langsam schwant Papas Sohn, was sich da an möglichem Unbill anbaut, da man ihm allem Anschein nach schaden will.

Ich möchte ein Licht aufgesteckt bekommen und tue das in ein, zwei höflichen Sätzen kund.

„Vielleicht kann mich jemand ins Licht des Wissens setzen, mich kundig machen, damit ich zu den einzelnen Beschuldigungspunkten Stellung nehmen kann. Bislam jedenfalls ist das, wessen man mich bezichtigt, etwas dünn und allzu pauschal.“

„Gewiß, gewiß“, lächelt mein Polyp. „Du kennst doch, nehme ich an, eine gewisse Dame namens Olga?“

Das also ist es. Mein nächtliches Liebesspiel mit Olga. Doch was hat das Kind Lolita damit zu tun? Und wieso weiß die Polizei von Lyon diesbezüglich Bescheid?

Es gibt da bloß zwei Möglichkeiten: sie weiß es von Olga selbst, und wenn nicht von Olga, dann von Lolita, doch mit diesem Biest hatte ich zum Glück nichts, absolut nichts. Sollte es etwa zugeschaut haben?

Ich bin nun völlig in Gedanken und stelle Mutmaßungen an. Ich möchte wissen, weshalb Olga das getan hat, falls sie es getan hat. Wollte sie mich etwa aus dem Wege schaffen, mich zumindest eine Zeitlang mundtot machen? Dabei fand ich sie so sympathisch.

Mein Visavis faßt mein Schweigen als Schuldeingeständnis auf. Glaubte sich schon am Ziel, sieht im Geiste die 49 Stufen, die es bald hinaufzusteigen gilt, da ihm bestimmt eine Stelle als Polizeipostenchef winkt. [...]

Der Übersetzer Helmlé

Die Gedichte von Bernard Noël und Bernard Vargaftig

aus: *Résonances, Französische Lyrik seit 1960,*

Hg. Eugen Helmlé, P. Kirchheim Verlag, München 1989

La Photo d'un Génie

voici le passant
le chaud du jour sur le mur
le soleil dans la vitre des lunettes
la barbe blanche
le trou dans la joue droite

a vécu et travaillé là

les mortels ont les doigts bavards
leurs secrets tombent dans l'ceil
les morts serrent les paupières
ils jouissent de ce qu'ils ne savent plus

et le cceur attaché aux petites choses
comme l'enfant a ses jouets

une vie
qu'est-ce qu'une vie
le là-bas l'image

les morts vont sous leur nom
tête mange comme terre
et sol d'air
et matière à vue
les morts ont toute la mort
nous une vie

faut-il vieillir
la santé est obscure
mourrons à la tâche disait-il
car il n'y a pas d'autre certitude

Das Foto eines Genies

hier ist der passant
die wärme des tages auf der mauer
die sonne im glas der brille
der weiße bart
das loch in der rechten wange

hat da gelebt und gearbeitet

die sterblichen haben geschwätzige finger
ihre geheimnisse fallen ins auge
die toten pressen die lider zusammen
sie genießen das, was sie nicht mehr wissen

und das herz, das an den kleinen dingen hängt
wie das kind an seinen spielsachen

ein leben
was ist ein leben
das dort, das bild

die toten gehen unter ihrem namen
kopf ißt wie erde
und luftboden
und materie auf sicht
die toten haben den ganzen tod
und wir ein leben

muß man altern
die gesundheit ist dunkel
sterben wir bei der arbeit, sagte er
denn es gibt keine andere gewißheit

Lettres de casse (1979), Draguignan

Bernard Noël, geb. 1930 in Südfrankreich,
freier Schriftsteller; seit 1954 Veröffentlichung
von Lyrikbänden, Romanen, Reiseberichten
und Monographien.

J'inventais des maisons des couleurs
Des visages
Qui se taisaient

Des bruits de portes d'apparences
Quand Peau se fige dans l'œil des bêtes
Et que les cris jaunissent

Je parcourais des rampes
Des couloirs
Dont l'ombre se répète

Avec leur halte et leurs
Placards
Toutes tes robes suspendues

Ich erfand Häuser Farben
Gesichter
Die schwiegen

Geräusche von Türen von Erscheinungen
Wenn das Wasser erstarrt im Auge der Tiere
Und die Schreie vergilben

Ich lief über Rampen
Durch Flure
Deren Schatten sich wiederholt

Mit ihrem Halt
und ihren Wandschränken
Alle deine Kleider aufgehängt

Description d'une élégie (1975)

*

Lumière inerte où rien ne se succède
Rien que durée
Tel un éclat de silence
De tout instant de toi

Mémoire et lieux qui fuyaient dans les mots
Oublis fendus
Nous disions «revenir»
«Prendre et nouer» «jeter confondre»

(Ose crier
Qu'il ne reste que les autres
D'avenir
Que les autres il nous faudra l'apprendre)

Nœud d'espace et de dates
Rages éteintes
Oh parole déchiquetée
Où tu ne parles pas

Träges Licht, in dem nichts aufeinander folgt,
Nichts als Dauer
Nie ein Splitter Stille
Eines jeden Augenblicks von dir

Gedächtnis und Orte die in die Wörter flohen
Gespaltenes Vergessen
Wir sagten »zurückkommen«
»Nehmen und Knoten« »wegwerfen verwechseln«

(Wag zu schreien
Daß an Zukunft nur die andern
bleiben
Nur die andern, das werden wir lernen müssen)

Knoten von Raum und Daten
Erloschene Wut
Oh zerstückeltes Wort
Wo du nicht sprichst

Jables (1975)

Bernard Vargaftig, geb. 1934 in Nancy,
Lehrer an einem technischen Gymnasium,
seit 1965 Veröffentlichung zahlreicher Lyrik-
bände.

Sensationeller Fund im Stiftswald St. Annual

Von Reinhard Wilhelm (Institut für Zukünftige Vorgeschichte der Saaruniversität)

Die SAARBRÜCKER ZEITUNG hat ausführlich und mehrfach berichtet. Eine neu ausgegrabene Wallanlage im Stiftswald St. Annual verlängert die Geschichte der Stadt Saarbrücken um fast 2000 Jahre. Etwas hat die SZ allerdings verschwiegen. Bei den Ausgrabungen des Schutzwalls aus den Zeiten der Urnengräberkultur wurden auch Scherben von beschriebenen Tontafeln gefunden, die auf ein zu damaliger Zeit erschienenes Periodikum hindeuten. Die gut erhaltene Oberkante der größten Scherbe weist einen Schriftzug *iris Carbhrycke le fáil dha uair sa mbliain* auf. Nach Auskunft von R. Meisster, des Experten für keltische Dialekte am Institut für Frühstgeschichte der Universität des Saarlandes muß dies etwa mit „Saarbrücker jährlich zweimal erscheinende Tafeln“ übersetzt werden. Diese Nachricht schlug in der Redaktion der SAARBRÜCKER HEFTE wie eine Bombe ein, besagt sie doch, daß die Geschichte der Hefte nicht erst in den 50er Jahren des letzten Jahrhunderts begann, sondern bereits zu keltischen Zeiten. Eine andere zur Titelscherbe passende Scherbe erlaubt sogar eine genaue Datierung. Denn sie gibt die Nummer dieser Ausgabe mit 3 und das Erscheinungsjahr mit 498 vor Chr. an. Damit wären die HEF-

TE vermutlich das älteste noch erscheinende Periodikum der Kulturgeschichte. Es wäre eine 2500-Jahr-Feier fällig, die leicht mit der zu erwartenden 2800-Jahr-Feier der Landeshauptstadt mithalten können wird.

Da weitere Scherben im gleichen Haufen gefunden wurden, besteht die begründete Annahme, daß sie alle zur gleichen Ausgabe gehörten. Bruchstücke darauf befindlicher Texte ergeben aufschlußreiche Einblicke in das Leben der durch den Wall geschützten Siedlung. Eine Scherbe enthält *cás náireach*, in etwa das keltische Äquivalent von – mit Verlaub gesagt – „in Verschiß geraten“. Es ist aber unklar, ob diese Scherbe mit einer anderen kombiniert werden sollte, auf der vom Hausbau eines Häuptlings, *ceannaire leathanú tí*, und *mar-mar* berichtet wird. Möglich wäre nämlich auch, daß dieser Begriff aus einer Art Editorial stammt, in dem der Wegfall finanzieller Unterstützung, *cuidiú airgeadais*, für die Herausgabe der Tafeln beklagt wird. Diese Scherbe wiederum ließe sich eventuell mit einer anderen kombinieren, auf der jemand gewissen Abacus-Herstellern und auch Töpfern, *potadóir*, für Unterstützung dankt. Weiter wird von Auseinandersetzungen zwischen den Clans und von Neugruppierungen in der Leitung der Siedlung berichtet. Die Kombinationsmöglichkeiten zwischen den Textfragmenten sind so zahlreich, daß mit einer endgültigen Lösung dieses Puzzles noch lange nicht zu rechnen ist. Die SAARBRÜCKER HEFTE werden Sie auf dem Laufenden halten.

Der Beweis: Ausriß aus der Saarbrücker Zeitung vom 7./8. Juli 2001; Titeltafel, Montage: Saarbrücker Hefte



Wo bitte geht's zum Punk?

Die Saarbrücker Band Steakknife und ihr Umfeld

Von Christian Frobenius

Wenn man von Saarbrückens St. Johanner Markt Richtung Mainzer Straße hinuntergeht, die Bleichstraße überquert, vorbei am *Synop*, dann steht man vor dem *Short Egg*, einem Plattenladen, der 1994 als Laden für Punk und Hardcore eröffnet wurde, damals noch ein paar Schritte weiter in der Rosenstraße. Heute ist das Angebot beträchtlich erweitert, inzwischen gibt es hier alles, was nicht als Mainstream gilt, vor allem HipHop, aber auch Ska, elektronische Musik, generell „Undergroundmusik“. Und natürlich gibt es auch die entsprechende Kleidung, Kapuzenpullis und Baseballkappen, bedruckt mit den Namen der jeweiligen Szene-Idole. Groß ist der Laden nicht und es ist immer ein bißchen dunkel. Oberhalb der Klamottenleiste hängen zwei LP-Reihen mit Klassikern der großen Hardcorezeit. Das alles erinnert entfernt an den Tabakwarenladen im Film *Smoke*: An der Ladentheke sitzen höchstwahrscheinlich zwei bis drei Leutchen, hören Platten an, rauchen, trinken Kaffee. Hinter der Theke steht einer der beiden Besitzer, Helge oder Polle, und es könnte gut sein, daß sie sich gerade über Fußballtoto unterhalten. Eine Gruppe Jugendlicher kommt herein, alle in weiten Hosen und Kapuzenpulli, alle die gleiche Frisur, natürlich nur Jungs, einer kauft eine Platte, fragt nach einer anderen und schon sind sie wieder weg. Ein fast geruhames Bild.

Am Abend aber sieht das mit den Kaufmännern vom *Short Egg* ganz anders aus: Polle und Helge, beide groß und kahrlasiert,

stehen ganz in schwarz auf der Bühne eines Jugendzentrums *in the middle of nowhere*, heißen jetzt Hell-G. und Rocket A. Polle und spielen Baß und Gitarre in der Punkband *Steakknife*. Am Schlagzeug sitzt ein Herr Lorenzo Stiletti. Marc Mondial, sonst Webdesigner, spielt Gitarre und am Mikrophon rastet ein kleiner Giftzwerg namens Lee Hollis aus. *Steakknife* spielen Punkrock, und das tun sie gut. Jeder einzelne von ihnen verfügt über langjährige Banderfahrung und die ausgereifte Musik, die sie heute machen, gehört zu den international besten Veröffentlichungen im Punkrock der letzten Jahre.

„*I want to kill / that's right / Take some pills / stay up all night / And I don't care if I live or die!*“, schreit Lee Hollis ins Mikrophon. Die Band spielt *Big Mistake*, und die Power, die sie in den Song legen, ist unglaublich. In der Mitte vor der Bühne stoßen die Leute einander herum, man kann die komischsten Verrenkungen beobachten, um sie herum bildet sich ein Kreis von anderen, die vergleichsweise still stehen und zwischen dem Kopfnicken von ihrem Bier trinken. Allein der Anblick der Pogo-Tanzenden zusammen mit dem energetischen Sound, den die Band hochkonzentriert und paßgenau herunterdrischt, macht Laune. *Steakknife* spielen Zwei-Minuten-Stücke, alle schnell, hart, dissonante Strophen münden in fast melodische Refrains. Zuhause wiedergehört kann man die cleveren Kompositionen, die im ersten Moment zufällig, geradezu chaotisch zusammengestoppelt wirken, genau nachvollziehen. Live gespielt ist der Sound großartig kalkuliert, man macht nicht gut 20 Jahre lang harte Musik, um dann nicht genau zu wissen, wie's geht. Aggression, Frustration, lange Aufgestautes kommt hier heraus. Dafür sind *Steakknife* da.

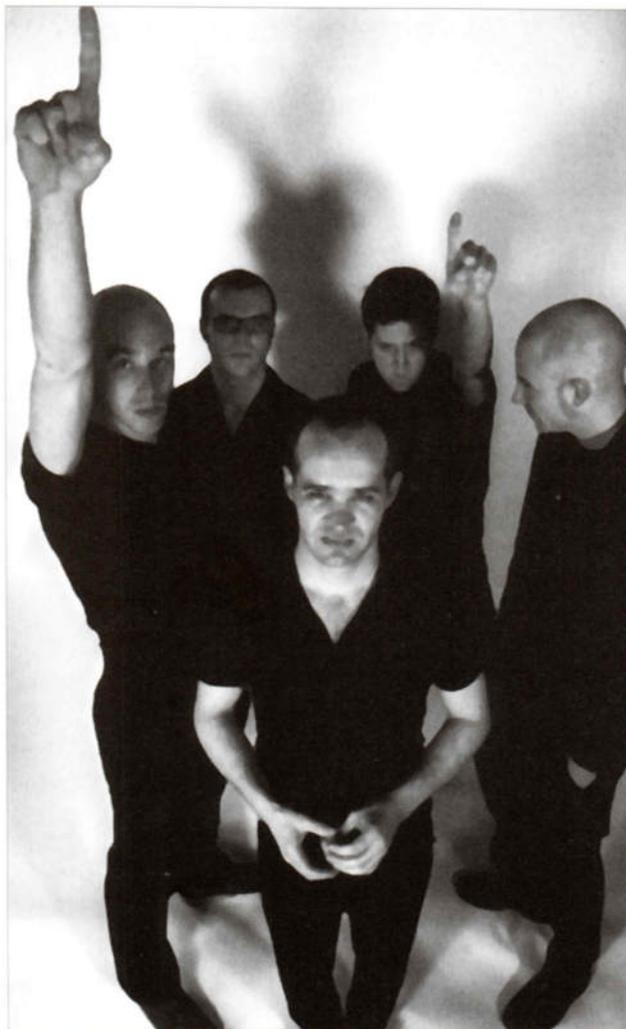
Alternativen zum Gut-drauf-Sein

In praktisch jeder Groß- und Kleinstadt in Deutschland hat sich seit Ende der 70er Jahre eine mehr oder weniger lebendige Subkultur herausgebildet, die aus sehr ähnlichen Elementen besteht: Versiffte, graffitiversprühte Jugendzentren, ob kommunal oder autonom verwaltet, eine Handvoll Kneipen, ein, zwei alternative Diskotheken, weitere Konzertorte, wo Underground-Bands auftreten, vielleicht noch ein Plattenladen wie das *Short Egg*.

Von den Jungen lernen

Punk und Underground bieten sich immer an den Orten an, an denen die Infrastruktur für einen Gutteil der Jugendlichen und Heranwachsenden ein ungenügendes Angebot bereithält. Während sich die einen dabei wohlfühlen, im *Nachtwerk* zu glattpolierten Klängen durchgestylter Pop-Queens wie Britney Spears zu tanzen, steht den anderen der Sinn nach einer etwas wilderen Party. Die erwähnten Aggressionen und Frustrationen der Pubertät finden in der typisch deutschen Großraumdiskothek nicht wirklich einen Platz. Die Gebote des Immer-Lächelns und Gut-drauf-Seins, der ewigen Party können eben nicht ständig gute Laune schaffen. Es besteht Bedarf nach einem Gegengewicht, einer „abseitigen“ Kultur, die sich dem normalen Kulturbetrieb entzieht, die vielleicht auch den Reiz des Verbotenen, des Anstößigen und des Rebellischen ausstrahlt. Für jemanden, der einen solchen Bedarf entwickelt, wird der Gang durch die Bahnhofstraße zum Spießrutenlauf, *Radio Salü*-Hören zur Strafe und die *Kulturfabrik* zu einem Folterkeller. Klingt engstirnig? Ja, aber niemals ist man das mehr, als in der Zeit zwischen 16 und 20.

Im Nauwieser-Viertel, in der Nassauerstrasse gibt es den *Karateklub Meier* und das *Hellmut* (früher *Haifischbar*), beides eigentlich ganz normale Kneipen mit Kicker und Billard, und das Bier schmeckt hier auch nicht anders als am St. Johanner Markt. Nur die Musik und die Leute sind ein wenig anders. Kahlrasierte oder bunte Köpfe, Piercings und Tätowierungen, nichts, was heute noch groß provozieren würde, aber alltäglich? – niemals! Kleinere Konzerte werden auch veranstaltet, ebenso wie im „Försterjuz“ an derselben Ecke. Ansonsten deckt die *Garage* größere Konzerte ab, denn natürlich ist Underground heute, wenn es nicht schon immer so war, *business as usual*. Im besten Fall sind die Konzerte so wie ein gut besuchtes *Steakknife*-Konzert, laut, eng und sehr bewegt. Aber auch, was im Underground so geboten wird, ist nicht alles Gold. Es braucht ein ganz beträchtliches Grundwissen, um an der spärlichen Plakatierung eines Konzerts zu erkennen, welche Band gerade dem Probenraum entstieg ist, woher sie kommt, ob sie überhaupt schon veröffentlicht hat, was für einen Stil sie jetzt genau spielt und natürlich, ob sie einen guten Sound macht. Oft hilft aber nur ausprobieren, in der Hoffnung, daß der Veranstalter in wahrer Under-



„Steakknife“ gibt sich stark

groundhaltung die Eintrittspreise so niedrig wie möglich hält. Bei der heutigen Vermarktung von „Nischenmusik“ ist das jedoch eigentlich nur noch in Jugendzentren der Fall.

Lee Hollis, Sänger von *Steakknife*, ist inzwischen schon einige Zeit länger als normal dabei, gut 20 Jahre. Er ist ein Stück der deutschen Punk- und Hardcore-Geschichte. Trifft man ihn auf einen Kaffee im *Ubu roi*, hat man einen ausgeglichenen, ausgesprochen ruhigen und freundlichen Menschen vor sich. Genau wie in der trägen Atmosphäre des *Short Eggs* kommt hier eine Persönlichkeit zum Vorschein, die sauber getrennt ist von dem Auftreten auf der Bühne oder der Platte. Wer es schafft, in seiner Musik Aggression und Frustration freien Lauf zu lassen, kann auch den Saarbrücker Alltag weit geruhsamer angehen. Hardcore (der Ausdruck ist durchaus in An-

spielung auf Hardcore = harte Pornographie gewählt) ist eine Stilrichtung, die um 1980 innerhalb der Punkbewegung aufkam und anfangs zuerst in Amerika eine riesige Welle von Bandgründungen auslöste. Das größte Vorbild war die Band *Black Flag* mit ihrem Sänger Henry Rollins, bis heute ein Idol des Undergrounds. Lee Hollis hat genau diese Welle als Teenager in Alabama miterlebt. Später wird er in Kaiserslautern stationiert, läßt sich hier nieder und gründet die *Spermbirds*.

Punker proben den Start up

Hardcore als Musikstil ist jetzt auch in Deutschland im Aufkommen und es bilden sich in Süddeutschland zwei Zentren: Eines ist Nagold, in der Nähe von Pforzheim, wo das wichtige *X-Mist*-Plattenlabel gegründet wird und die *Skeezicks* loskrachen. Bei *X-Mist* kamen unter anderem die Platten der *Spermbirds* heraus, sowie die der *Crowd of Isolated* (ebenfalls Saarländer) und der belgischen *Nations on Fire*, die zu den größeren Namen der 80er Jahre gehören.

Und ein zweites Zentrum befindet sich in Homburg, wo das *Autonome Jugendzentrum* am Bahnhof zu einem Anlaufpunkt für die „großen“ amerikanischen Hardcore-Bands wird. Außerdem ist dort das *Zap-Fanzine* ansässig, eine der damals meinungsbildenden Zeitschriften für Punk in Deutschland. Daß sich in zwei Käufern wie Nagold und Homburg Szenestützpunkte bilden, ist keineswegs zwingend: Punk gilt nicht ganz zu Unrecht als Bewegung unzufriedener Großstadtkinder. Aber auch die Provinz ist „gut für Punk“. Während Punk für die meisten nur eine vorübergehende Phase ist, die Abwechslung von der Sammeldisko der drei umliegenden Dörfer bietet, läßt er wenige andere aktiv werden, die „es ernst meinen“. So jemand entdeckt mit 17 Punk, bleibt einige Jahre daran hängen, gründet eine Band, bringt einen kleinen Mailordervertrieb zum Laufen oder sogar ein Label und nimmt eine Band unter Vertrag. Vielleicht hört er irgendwann auf, weil es den ganzen Streß nicht wert war. Oder er betreibt mittlerweile drei Sublabels und hat Klassiker wie *Common thread* von den *Spermbirds* herausgebracht, wie Armin und Ute vom *X-Mist*-Label. Bis heute sind sie durch alle ideologischen und musikalischen Wechselbäder der

Hardcore-Szene dem Undergroundgedanken treu geblieben und veröffentlichten und vertreiben ihre Bands nach wie vor völlig abseits der immer weitere Kreise vereinnahmenden großen Plattenindustrie.

Solch ein Werdegang ist keineswegs typisch, denn normalerweise ist es mit 20 vorbei mit dem Punkdasein. Auch der Szene-Gedanke zieht irgendwann nicht mehr wirklich, was soll ein Zusammengehörigkeitsgefühl mit Leuten, mit denen man bis auf den Musikgeschmack nichts gemeinsam hat? Trotzdem bleiben eben einige an dem alten Hut Punk hängen. „Punk hat mir die Möglichkeit gegeben, mehr sagen zu können, als ich das sonst jemals gekonnt hätte“, sagt Lee Hollis. Neben seinen zahlreichen Bands hat Hollis inzwischen auch einige Bücher veröffentlicht, mit Lesungen hat er ganz Deutschland bereist, in Fanzines hat er schon immer geschrieben. Er ist dageblieben, obwohl dadurch eben genau die so wichtig erscheinenden Begriffe wie Punk oder Szene total verblasen. „Ich weiß nicht, ob da eine Szene ist, ich suche aber auch keine, vielleicht ist da eine“, antwortet Hollis trocken auf die Frage nach der saarländischen Szene. Punk steht als ursprünglicher Anstoß zu einer Entwicklung im Hintergrund, die im Endeffekt zu einer individuellen Kreativität führen kann. Punk öffnet Türen, die weder Klavierunterricht, noch Malkurs, noch Tanzschule öffnen können und die in der Schule niemand sieht. Der überwiegende Teil der Punks entdeckt zwar irgendwann, daß die hübscheren Mädels doch woanders tanzen und daß „normal tanzen“ sogar Spaß machen kann. Aber mit ein bißchen Glück können ein paar von ihnen eine Kreativität entfalten, die sehr viel individueller und eigenständiger funktioniert, als die üblicherweise dafür zuständigen Institutionen das vermitteln könnten.

Blues in Frrrrreudenbörg

Der Duksaal lockt Stars
der Musikszene in die Provinz

Von Wiebke Trapp

Es ist schon ein paradoxer Zustand, Bürger einer Landeshauptstadt zu sein und für Live-Konzerte abseits des kommerziellen Mainstreams wie die Musiker selbst „auf Tour gehen“ zu müssen. Vor allem die Fans des Jazz und seiner verwandten Stilrichtungen haben es in Saarbrücken schwer. Wenn überhaupt setzt man hier auf Nummer Sicher und auf

Tourneen am Bundesland „mit dem internationalen Flair des Dreiländerecks“ (Eigenwerbung) schlichtweg vorbei – ganz zu schweigen von „Geheimtips“ oder solchen, die es werden wollen. Ausnahmen wie die französische Formation *Paris Combo*, die die *Perspectives 2000* eröffnete, dafür aber in der unwirtlichen Atmosphäre der *EZ 2 Halle* auftreten mußte, bestätigen nur die Regel. Ähnlich der gefeierte Auftritt des amerikanischen Trompeters Maynard Ferguson, der auf seiner Europatournee im Mai diesen Jahres erst durch die Initiative saarländischer Profimusiker nach Saarbrücken gelotst wurde. Bei seinem Konzert zeigte sich auch, daß saarländische Musiker, die Ferguson begleiteten, sich durchaus auf internationalem Niveau bewegen. Ausnahmen.

Umso mehr erfreut es dann, auf Spielstätten und Konzertprofis zu stoßen, die mit ihrem Programm die Anreise belohnen – hat man sie erst einmal entdeckt. Der *Duksaal* in Freudenburg nahe Orscholz, praktisch nur ein paar Schritte aus dem Saarland heraus, ist so eine Entdeckung. Steinerne, weiße Löwen säumen den Eingang zum Gasthaus *König Johann*. Johann der „Blinde“ (1296-1346), König von Böhmen und Graf von Luxemburg, ist der Namensgeber des Restaurants. Die Vermutung, hier handele es sich um ein etwas abgelegenes Feinschmeckerlokal, täuscht. Es ist zwar ein Restaurant, mit gutbürgerlicher Karte, aber es ist eben nicht nur das. Im selben Gebäude verbirgt sich auch ein Live-Musikclub, der gerade mal 300 Gäste faßt und ganz ohne Subventionen vom Engagement seines Betreibers lebt. „Le Duc“ spendete auch der Spielstätte ihren Namen. Rund 50 Konzerte organisiert Inhaber Manfred Weber hier seit 1983 alljährlich.

Das Ambiente erinnert an die Atmosphäre eines Tanz-Pubs in Londons East End. Dunkles Holz dominiert die Einrichtung. Dazwischen finden sich plüschgepolsterte Sitzgelegenheiten, Art Deco-Lampen und die Bühne, die auf drei Seiten von einer Galerie umrundet wird. Hinter ihr verbirgt sich ausgefeilte Technik. 60.000 Mark wurden in Klangqualität und Beleuchtung investiert. Am Kopfende der Galerie, über den Köpfen der Künstler, ist der Arbeitsplatz des Chefs mit Mischpult und Mikrophon. Weber, der eigentlich von Beruf Inneneinrichter ist, organisiert hier praktisch alles, „ganzheitlich“ sozusagen. Er ist Konzert-



Gasthaus „König Johann“ in Freudenburg

große Namen der Pop-, Schlager- und Volksmusikbranche: *DJ Bobo*, Howard Cependale, Michelle, Freddy Quinn und die *Kastelruther Spatzen* – ein Auszug aus dem Programm 2001. Die seltenen Auftritte von „Lokalhelden“ wie Patricia Kaas sind da Glanzlichter im Angebot. Viele Künstler kommen dagegen gar nicht erst hierher, sondern fahren auf ihren

und Künstlermanager, Gastronom, Hotelier und Conferencier, und er läßt es sich auch nicht nehmen, jedes Konzert selbst zu moderieren. So liegt auch die Öffentlichkeitsarbeit in seiner Hand. Klappbare, an der Galerie des Saals befestigte und einer Ringmappe nachempfundene Hinweistafeln kündigen die Konzerte an; ein Internetauftritt ist im Entstehen begriffen. Dem Konzertsaal und Gasthaus ist ein kleines Hotel mit 12 Zimmern angegliedert. Hier werden die Künstler aus dem In- und Ausland von dem – nun – Hotelier Weber betreut. Wie man hört, schätzen die Gäste die familiäre Atmosphäre und die Kochkünste des Gastronomen Weber gleichermaßen.

Die Liste der Musiker, die im *Ducsaal* auftreten, liest sich wie der Index eines Musik-Almanachs. Namen wie *Dr. Feelgood*, Luther Allison, Jule Neigel, *Pur, Fury in the Slaughterhouse*, Chris Farlowe, Richie Haven oder *Stan Webb's Chicken Shack* sind da nur ein Auszug. Auf ein vielfältiges Programm, das neben den Stars auch weniger bekannten Musikern eine Auftrittsmöglichkeit bietet, wird im *Ducsaal* Wert gelegt. Und Manfred Weber verfolgt aufmerksam die Entwicklungen in der Szene. So war der Auftritt des kürzlich mit dem *Echo 2001* in der Kategorie Jazz gekürten deutschen Bassisten Helmut Hattler einer der Höhepunkte des diesjährigen Märzprogramms. *Kraan-* und *Tab Two-Fans* kennen Hattler seit langem und wissen sein beeindruckendes stilistisches Spektrum zu schätzen. Immer wieder gelingt es ihm, individuelle Virtuosität mit kühler Elektronik zu verbinden – avantgardistische Reize, die den Weg zum *Dancefloor* offen lassen. Um das zu hören, mußte man nach Freudenburg reisen. Beim Konzert der



oben: Jean Shy; unten: Jan Allain

britischen Sängerin und Songwriterin Jan Allain, ebenfalls im März, kamen eher die Liebhaber melodischer, zuweilen melancholischer Balladen auf ihre Kosten. Es war ein Konzert der ruhigeren Gangart. Sie selbst auf Bluesharp und Gitarre begleitend bewies Allain einmal mehr, daß es nicht unbedingt immer des „großen Auftritts“ bedarf, um dem Publikum einen unvergeßlichen Konzertabend zu beschieren.

Auch Colin Hay, Ex-Frontman der australischen Kultband der 80er Jahre *Men at Work*, setzte auf Purismus. Nach den Strapazen einer monatelangen Europatournee fand der amüsiert-irritierte Kosmopolit sich *in the middle of nowhere*, genauer gesagt in „Frrrreudenbörg“ wieder. Anlaß genug, sich zwischen seinen Liedern immer wieder darüber lustig zu machen. Balladen, unterlegt von *Men at Work*-Hits wie *It's a mistake* und gut abgemischt mit Anekdoten aus seinem bewegten Leben, bestimmten das Konzert.





Helmut Hattler rechts am Bass

Jean Shy und die *Sly Guys*, die ebenfalls im März im *Ducaal* gastierten, repräsentieren den musikalischen Schwerpunkt des Clubs, den Blues. Für ihn hat Manfred Weber eine besondere Vorliebe. Die Bluessängerin blieb den klassischen Elementen dieser Musikrichtung treu, der New Yorker Bluesrockstar Popa Chubby, vier Wochen später im Club, zeigte einen Ausblick auf die Zukunft des Genres. Unter Kennern hat der weiße Musiker aus der Bronx längst eine Fangemeinde gefunden. Und doch gibt er dieses Jahr nur drei Konzerte in Deutschland – eins davon fand in Freudenburg statt.

Immer wieder gelingt es, in den *Ducaal* Rock-, Pop- und Jazzmusiker zu ziehen, die im weiten Umkreis offensichtlich keine Auftrittsmöglichkeiten finden oder geboten bekommen. (Besprechungen der zum großen Teil hochrangig besetzten Konzerte findet man allerdings so gut wie keine in der hiesigen Presse – lediglich Vorankündigungen werden gebracht.) Dabei sind Spielstätten mit einem Ambiente, wie der *Ducaal* es vorweisen kann, in Zeiten auf Gewinn orientierter Kulturprogramme sicherlich Fossilien. Sie leben von dem Mix aus „handgestrickter“ Fassade und professionellen musikalischen Ansprü-

chen, der sich in großen Hallen kaum bewerkstelligen läßt. Wahrscheinlich sind sie langfristig sogar zum Aussterben verurteilt, obwohl gerade sie zur kulturellen Bereicherung der Region beitragen. Nur selten bringen Betreiber über Jahre einen solchen zähen Enthusiasmus auf, wie er im *Ducaal* vorhanden ist. Nach dem letzten Konzert Ende Mai ist in Freudenburg Sommerpause, Verhandlungen für das Herbstprogramm laufen natürlich bereits. Unter anderen wird dann die aus den USA stammende und in Belgien lebende Rockmusikerin Beverly Jo Scott, die letztes Jahr beim Festival *Les Francofolies* in La Rochelle mit ihrer Bühnenpräsenz einen nachhaltigen Eindruck hinterließ, im *Ducaal* gastieren – noch ein Geheimtip.

Ducaal Freudenburg

Burgstraße 2

54450 Freudenburg

Tel: 0 65 82 / 257

Weitere Infos unter: www.ducaal.de

Photos: Wiebke Trapp

Stammheim – Illingen – Berlin. Eine mißlungene Reise

Wolfgang Brenner: Die Exekution, Roman, Eichborn Verlag, Frankfurt/M 2000, 364 S.

Nach eineinhalb Seiten, am Ende des ersten von 82 Kapitelchen, fällt irgendwo in der kanadischen Provinz vor laufender Fernsehkamera ein Schuß, einer flieht, einer bleibt tot zurück. Dann Schwenk nach Rußland, obskure Parteien, Drahtzieher in Ministerien und KGB, ein entlassener Geheimdienstoffizier. Schon sind wir dort, wo der Kriminalroman, ein politischer Krimi wohl noch dazu, uns haben will: wer wen? warum? wie hängt das zusammen? – und wie weiter? Nach *Stieber* und *Der Patriot* (siehe SAARBRÜCKER HEFTE 81/1999) scheint sich Wolfgang Brenner ein weiteres Mal in die Welt der geheimen Dienste und Geheimnisträger zu begeben, und anfangs wollen wir ihm gerne folgen.

Denn reizvoll ist auch die Ausgangsidee des Buches, die bald hervortritt zwischen den Sprüngen von Alberta nach Berlin und Moskau, Wiesbaden und – ins Saarland. Umgeht sie doch die Alternative, mit der sich vor einem Vierteljahrhundert die alte BRD herumschlug. Als am Morgen des 18. Oktober 1977 nicht nur die Entführung einer Lufthansa-Maschine beendet war, sondern im Stammheimer Hochsicherheitstrakt auch drei tote und eine verletzte Gefangene aus der RAF lagen, schienen nur zwei Möglichkeiten denkbar: Entweder die Terroristen haben sich selbst getötet, verzweifelt angesichts der endgültig enttäuschten Hoffnung auf einen Austausch gegen Geiseln. Oder der Staat hat, um die Sache zuende zu bringen, seine Gefangenen schlichtweg exekutiert. Da durfte sich jeder so seine Gedanken machen. Noch der bravste Bürger konnte wohlgemut seinem Staat den Mord an inhaftierten Terroristen zutrauen und ihm dafür insgeheim dankbar sein. Und auch der staatskritischste Kritiker mußte, nahm er seine Kritik der Isolationshaft nur ernst, den Suizid als Folge eben dieser Haft für möglich halten.

In Brenners Buch nun war alles anders. „Die Exekution“ nur ein Fake, eine Inszenierung von Selbstmord (oder auch von Mord, das ist egal), die ihre Wirkungen in Politik und Medien schon kalkulierte. Die leitenden Angestellten der Republik, so erzählt uns der Roman, hatten die Tö-

tung der Terroristen nicht nur erwogen, sondern schließlich ihre Exekution befohlen. Doch dazu kam es nicht, wofür Horst Herold sorgte, oberster Terroristenjäger und Vordenker der Computerisierung der Polizeiarbeit. Ausgerechnet der BKA-Chef, im Buch Hans Hunold, bringt klammheimlich einen Austausch noch zuwege, ermöglicht durch den EDV-gestützten Überwachungsstaat. Frisch verstorbene, den Einsitzenden ausreichend ähnelnde Bürger werden im Gefängnis hinterlegt, die Stammheimer dagegen mit Geld und neuer Vita ausgestattet, dazu verdonnert, fortan ein bürgerliches Leben zu führen, und ins Ausland verfrachtet.

Vielleicht hätte das eine gute Geschichte werden können, eine Farce über Politik und Verbrechen, deren sarkastischer Charme sich erst im gehörigen zeitlichen Abstand politisch neu konnotierter Zeiten so recht entfalten und goutieren ließe. Passend, daß es auch in der deutschen Wirklichkeit heute wieder eher darum geht, ob man im terroristischen Umfeld gefrühstückt hat, als um die Frage, warum man wieder Kriege führt. – Aber leider ist Brenner die Sache gründlich schiefgegangen.

Irgendwann geht immer irgendetwas schief. Rolf Stürmer (sic!), d.i. Andreas Baader, im fernsten Kanada ausgerechnet unter dem Namen Schmidt lebend und offenbar noch immer reichlich hitzköpfig, erschießt seinen Schwiegersohn, weil ausgerechnet der ihm nun die Bürgerexistenz gefährdet. Er flüchtet, im Schlepptau Gattin Margot, vormals Gudrun, – ausgerechnet – ins schöne, neue Deutschland der Berliner Republik. Dort fragt als einziger zunächst sich René Dörffler (sic!), ein junger, ausgerechnet saarländischer Beamter und Computerspezialist beim BKA, wie Fingerabdrücke aus Kanada von einem toten deutschen Terroristen stammen können. Als dann auch noch ausgerechnet einer, der als junger Referent um die vermeintliche Exekution wußte, just in Schröder-Land Minister wird, ruft das die Russen auf den Plan, die auch nicht alles wissen und deshalb glauben, ein hiesiges Kabinettsmitglied in der Hand zu haben. Bald sind sie alle mit von der Partie, die alten und die neuen Staatsschützer, der alte und der neue Kanzler, die alten und die neuen Karrieristen, Spinner, Trittbrettfahrer. Die alten Genossen, abgedriftet nach rechts außen – Auftritt eines Horst-Mahler-Doubles – oder in der neuen Mitte angekommen als grüner Staatssekretär namens Seelenbinder (sic!), sind für Baader-Stürmer-Schmidt ebenso enttäuschend wie die

neuen, die er ausgerechnet in einer Berliner Arbeitsloseninitiative rekrutieren kann, mit denen aber nicht einmal ein letztes Attentat, ausgerechnet auf den hanseatischen Namensvetter, ordentlich zu planen ist. Da ist der Roman aber längst bei der Politklamotte angekommen.

Der spannende Auftakt und die smarte Grundkonstellation bleiben die einzigen Pluspunkte, die für Brenners Buch einnehmen könnten. Was als Politkrimi zu beginnen scheint, verzettelt sich schnell in immer öderen, von belanglosen Nebenfiguren besetzten Szenenwechseln. Nur selten klingt der Ton nach Satire, meist jedoch bierernst nach Allerweltskritik, wenn so ganz nebenbei noch eine Art Sittenbild der rot-grünen Jahre entstehen soll. Brenner interessieren die Gefühlslagen seiner Figuren dabei kaum, obenhin und meist von oben herab führt er sie bloß vor und gibt sie so der Lächerlichkeit preis. Ihre Motive, oft haarsträubend fingiert, dienen nur dazu, eine Handlung, die nach und nach alle, zumal politische Bodenhaftung verliert, voranzubringen. Die Dialoge, die den Fortgang weitgehend tragen müssen und gern lakonisch wirken wollen, sind gestelzt; Baader ist hier nicht einmal mehr ein arrogantes Arschloch, Herold noch als Greis ein eitler Mächtegern-Philosoph, der Dörfler Dörfler gar zu blöd.

Welcher Kolorit-Teufel den in Berlin lebenden Quierschieder Brenner überhaupt geritten hat, ausgerechnet noch die saarländische Provinz und ihre Gemütsverfassung derart ausufernd und aufgesetzt ins Spiel zu bringen, daß man selbst von dieser Stelle aus rufen möchte: es reicht, Provinz ist überall – das ist sein Geheimnis und soll es bleiben. Das Buch, das schließlich herausgekommen ist, ist so gänzlich unambitioniert, wie es Provinz nur sein kann.

Schon deshalb wird die Umarbeitung zum Drehbuch eines Fernsehspiels kaum zu verhindern sein. Bevor SAT1 den FilmFilmDerWoche daraus macht, könnte der SAARLÄNDISCHE RUND-FUNK zugreifen, bietet der Roman doch heimische Schauplätze zur Genüge und gibt schon Hinweise fürs regionalbewußte Product-Placement („Eleonore ließ eine der unersetzlichen V&B-Tassen fallen.“). Und auch die kleinen Freuden saarländischer Gemütlichkeit lassen sich in Szene setzen. Als dem BKA-Mann Dörfler und Herold-Hunold in einer Berliner Hotelbar vor Anspannung schon das Getränk nicht mehr schmeckt, hat der Jungpolizist die rettende Idee: „Ich hole uns saarländisches Bier. Ich habe immer ein paar Dosen dabei. Das beruhigt die Nerven.“ – Na dann, Prost.

Achim Huber

Autoren-Unglück

Hermann Hesse: Autoren-Abend in Saarbrücken, Verlauf und Folgen der Lesung vom 22. April 1912, eine Dokumentation, Hg. Ralph Schock in der Reihe „Spuren“, Gollenstein Verlag, Blieskastel 2000, 116 S.

Es mußte ja so kommen: Da reist 1912 mit Hermann Hesse einmal ein Schriftsteller, der als Trostpflasterliterat gegen pubertäre Gefühlstürme und sentimentale Altersdepressionen bereits die ersten Schritte auf seinem Weg zu Nobelpreis und Weltruhm hinter sich gebracht hat, zu einer Lesung nach Saarbrücken – und schon geht so ziemlich alles daneben. Querburg, „... der Ort, wo alles schiefgelaufen ist ...“, (R. Schock im Nachwort, S. 102) heißt denn auch diese verfluchte Stadt in der kurzen satirischen Erzählung, die der Schriftsteller zu allem

Überfluß und vielleicht aus Rachedurst ein, zwei Jahre später über den mißglückten Abend verfaßt. Er ist Hesse jedenfalls so hartnäckig im Gedächtnis haften geblieben, daß er noch 50 Jahre später beteuert, es habe sich alles genau so zugetragen.

Ein damals rühriger landsmannschaftlicher Verein der Württemberger hat den in Calw gebürtigen Hermann Hesse als Attraktion zu einer Unterhaltungsveranstaltung eingeladen, wie sie in der zu jener Zeit noch am Neumarkt existierenden Vergnügungsort „Tonhalle“ (im Text „Goldener Anker“) regelmäßig stattfinden. Doch statt des erwarteten „komischen Rezitators“ (Hesse, zitiert im Nachwort, S. 98) trifft ein hypersensibler Poet ein, der in seinen Gedichten und Erzählungen das Wahre in der Natur und das Schöne in der Kunst preist. Bis zur Lesung selbst bemerkt niemand die Verwechslung oder will sie nicht begreifen.

Der Autor wird vom ehrenamtlich tätigen Vereinsvorstand Herrn Schievelbein am Bahnhof

abgeholt, „einem Mann mit einem breiten Bakkenbart, wie ich ihn schon lange nicht mehr gesehen hatte“ (S. 11), „... und in der Stadt beinahe kein Mensch, der meinen Patron nicht mit Ergebenheit begrüßt hätte“ (S. 13). Nach eingehender Prüfung darf der Ankömmling in Schivelbeins Wohnung Quartier beziehen. Die Gattin des Patrons, „... ein vergnügtes rundes Wesen voll von Grübchen und mit kleinen Wurstfingern“, (S. 14) führt den Gast in die Gemächer, die in jenem „schlechtbürgerlichen Stil“ (S. 15) ausgestattet sind, den man heute wahrscheinlich als „Gelsenkirchener Barock“ bezeichnen würde. Bücher sind in dem ehrenwerten Haus Mangelware, die vorhandenen wenigen verstauben in einem kleinen Korridorschrank. Dafür prunkt im Salon ein mit Goldbronze bestrichener Zierstuhl, der, so die Gastgeber, „hübscher [ist] als das verrückte Zeug, was man jetzt bei jung verheirateten Leuten sieht“ (S. 16). Und im Kaffeezimmer döst ein Papagei – „weniger munter hatte ich noch nie ein Tier gesehen“ (S. 18) –, der sich dem Lebensstempo seiner Herrschaften vollkommen angepaßt hat. Das Kulturverständnis der Schivelbeins, wie es beim Mittagmahl offenbar wird, ist ähnlich einfältig wie das des augenblicklich für diese Belange zuständigen Landesministers – „Sind Sie denn auch Schriftsteller? ... Ist das nicht furchtbar schwer?“ (S. 17) –, dafür zählen aber leibliche Genüsse. „Man aß gründlich und gut, und auch den Wein muß ich loben“ (S. 16). Wie überhaupt für die kurze Zeit, die der Autor in der Stadt weilt – gerade mal einen Tag –, erstaunlich viel gegessen und getrunken wird.

Nach der Siesta kommt die Katastrophe ins Rollen: Erst will der Vereinssekretär dem Autor wegen des schleppenden Kartenvorverkaufs eine Honorarkürzung unterschieben, dann den Vortragssaal dekorieren: „Es wären zwei Fahnen da“ (S. 20). Um das Maß vollzumachen, stellt sich heraus, daß die zum Veranstaltungsort strömende Menschenchar nicht etwa zum hoffnungsfrohen Autor, sondern zur gleichzeit im selben Haus aufspielenden Biermusik eilt. Die Gastgeberin bleibt dennoch unverdrossen, denn „es gibt doch nichts Schöneres, als wenn man sich wieder einmal so richtig auslachen kann!“ (S. 21). Das ohnehin schon spärlich versammelte Publikum lacht zwar noch bei einer irritierten Ungeschicklichkeit des Autors, als vom unteren Geschoß unvermittelt die Musik in den Vortrag eines Gedichts hineinscheppert. Seine Reihen lichten sich aber zusehends, als die Lesung nicht

von weiteren komischen Einlagen begleitet wird. Die Ankündigung einer nachfolgenden Novelle wird sogar mit eindeutigen Unmutsbekundungen quittiert. „Da standen wieder einige Leute auf und gingen fort. Der Letzte warf die Saaltür krachend zu“ (S. 23). Daraufhin kürzt der Autor sein Programm zur Freude seiner Gastgeberin ab. „Frau Schivelbein begann mit ihren dicken Händchen wütend zu klatschen, aber es klang so allein nicht gut und so hörte sie errötend wieder auf“ (S. 23). Der Abend klingt nach einem erst schweigsamen – „so still und feierlich wie nach einem Begräbnis“ (S. 23) –, dann von einem befreienden Gelächter begleiteten Nachhauseweg einmal mehr mit einem Essen aus. Vor der Nachtruhe schleicht sich der Autor ein letztes Mal zum Papagei, um von Exot – „ich sei Literat, eine Art Sonderling und Dichter“ (S. 22) – zu Exot – „dieses Haus ward Klang und offenbarte sich im Ruf dieses Vogels“ (S. 24) – ein Einvernehmen herzustellen. Er wird nicht enttäuscht.

Der Herausgeber dieser Erzählung und der gesamten Reihe *Spuren*, Ralph Schock, besorgte auch das Nachwort und die Anmerkungen. Getreu des Reihen-Mottos, selbst auf kleinste Dinge zu achten, denn „was leicht und seltsam ist, führt oft am weitesten“ (Ernst Bloch, zitiert aus der Anmerkung „Zur Reihe Spuren“ S. 115), leuchtete er darin die verwinkeltesten Gassen der Lesereise Hesses aus und machte sich u.a. über die zur Jahrhundertwende in Saarbrücken bevorzugten Baumaterialien kundig. Er vereinte in diesem Bändchen die Satire mit dem Faksimile ihres Manuskripts und jenen Erzählungen und Gedichten, die Hermann Hesse in Saarbrücken vorgetragen hat. Da finden sich neben anderen lyrischen Peinlichkeiten das sattsam bekannte Gedicht *Im Nebel*, das in den noch gar nicht so lange vergangenen Zeiten ungewaschener Norwegerpullover über so ziemlich jeder Bettstatt hormongestörter Sehnsüchte hing, oder gecoverte Goetheverse („Der Himmel gewittert, / Schwül geht ein Hauch. / Mein Mädél zittert – / „Sag, spürst du's auch?“ S. 47), die den Großmeister höchstselbst auf alle Wipfel dieser Welt getrieben hätten. Ob es um die Geschichtchen über erste Tändelei und frühes Liebesleid geht wie in *Wärisbühel* und *Das erste Abenteuer*, das selbst der damalige überaus wohlwollende Kritiker der Lesung als die „am wenigsten ausgeglichene“ Erzählung einschätzte (S. 42, *Saarbrücker Zeitung* vom 25.4.1912) – oder um ein melodramatische Duell zwischen Berg und Son-

derling wie in *Der Monte Giallo*, das bestenfalls Luis Trenker noch hätte in verzückte Wallungen versetzen können: alle diese Proben von Hesses literarischem Schaffen fallen deutlich gegenüber *Autoren-Abend* ab, gerade weil er hier zugunsten satirischer Elemente auf jenen Schwulst und jene Schwärmerei verzichtet, die ihm in spiegelverkehrter Reaktion zu seiner lebenslangen Selbststilierung als „Outsiders“ wie eine gemeine Pointe bis heute ungebrochene Popularität bescheren. (Man denke nur an den für das Fellenbergschloß in Merzig sensationellen Ausstellungserfolg der – übrigens dilettantisch präsentierten – knabenhaften Volkshochschulkurs-Aquarellen Hesses, die kürzlich eine wahre Prozession von Gesundheitsschuhen, Idyllenträgern und schulbeamteten Selbsterfahrungsgruppen in Bewegung setzte.) Rund 90 Jahre nach ihrer Entstehung hat die Erzählung sogar gespenstisch an Aktualität gewonnen. Sie wirkt wie ein vorweggenommener Diskussionsbeitrag zur seit Jahren schwärenden (und nicht weniger gespenstischen) Kulturdebatte über hohe Kunst, plattes Entertainment und vor allem „Einschaltquoten“. Müßte Hesse in dieser unserer Zeit leben, er würde sich unter Schmerzen winden und sich auf die einsamste der Inseln wünschen.

Aber würde es ihm ansonsten besser in Saarbrücken ergehen als damals? Angenommen er reiste jetzt mit seinem Bekanntheitsgrad von 1912 zu einer Lesung nach Saarbrücken und hätte nicht im Büchersupermarkt aufzutreten, so säße er im Künstlerhaus einer handverlesenen Zuhörerschaft gegenüber. Eine Enthusiastin – Schriftstellerin – würde die Einführung mit dem Bekenntnis eröffnen, auch sie habe ein Buch gelesen, und seine Lebensdaten artig von einem Klappentext herunterbeten. In der ersten Stuhlreihe thronten Verbandsfunktionäre – Schriftsteller – und nickten mit ihrem unverrückbar in das Gesicht eingefrästen Mein-Gott-was-sind-wir-doch-alle-für-tolle-Literaten-Grinsen dem inzwischen nervös im Büchlein blätternden Vortragsgast geheimbündlerisch zu, er möge beginnen. Der Dämmer, in den sie bei Beginn der Lesung in der Art von Wiederkäuern sofort hinübergliederten, würde nach einer halben Stunde empfindlich von quietschenden Wildlederstiefeln aufgestört. Der stadtbekanntes Kaufhausromancier und unerreichte Meister schiefgewickelter Metaphern würde seinen von Intelligenz ungetrübten Blick vorwurfsvoll in die Runde, wie man ohne ihn, den Schriftsteller, habe beginnen können. Hesse versuchte – wahr-

scheinlich erfolglos –, sich in die frühlinghafte Stimmung von Sehnen und Dehnen zurückzusetzen, um der unvermeidlichen Publikumsdiskussion entgegen zu lesen. Kaum daß das letzte Dichterwort verklungen wäre, erhöbe sich auch schon ein hagestolzer Literat, der seit Neuestem mit der Herausgabe seines Gesamtwerkes droht, um ob der sich ihm Stund um Stund, Tag für Tag verweigernden Worte mit schmerzverzerrtem Gesicht hinter seiner Nickelbrille hervorzufunkeln: Wie er, Hesse, es doch verstünde, das Grausame und das Komische miteinander zu verknüpfen; er, selbst Schriftsteller, wisse, es sei das Schwierigste in der Literatur überhaupt. Ein älterer Herr mit einem Backenbart wie einst Schopenhauer stimmte in das Lob mit ein: Schivelbein! Dieser Name, dieser Name. Nichts in der Literatur sei schwieriger als den Protagonisten Namen zu erfinden. Er habe Erfahrung damit, schließlich sei er selbst Schriftsteller usw. usw. Satire? – Genau so und nicht anders während einer Lesung im Künstlerhaus erlebt – ich schwöre es. Hesse, um dies zu Ende zu spinnen, würde sich vermutlich, sofern es ihm gelänge dem Schriftsteller-Umtrunk zu entrinnen, sofort mit, wie er es gerne ausdrückte, „schmerzwunder Seele“ in seinem Hotelzimmer verkriechen. Während seiner Heimreise am nächsten Tag, die er, Feind technischer Neuerungen, in der Regionalbahn anträte, fände er ohne Zweifel Zeit genug, seine neuerlichen Saarbrücker Erfahrungen in einer Erzählung zu bannen.

Ich bin mir sicher: Sie wäre würdig, in Ralph Schocks Reihe aufgenommen zu werden. In ihr sind bisher drei anspruchsvoll gestaltete Bücher erschienen. Sie alle und damit auch ausdrücklich Hermann Hesses *Autoren-Abend* sind zur Lektüre zu empfehlen, auch wenn im letztgenannten Fall das Bändchen mit allzu vielen Photos, Faksimile-Abdrucken und einem übertriebenen Zeilendurchschuß aufgebläht und mit rund 30 DM etwas überteuert scheint. Und es wäre schön, würden all die auf S. 115 angekündigten Texte im verlässlicheren Rhythmus und in kürzeren Zeitabständen erscheinen, damit wir öfter davon lesen, daß es wieder einmal kam, wie es kommen mußte.

Uwe Loebens

Jugendlicher Racheengel

Régine Detambel: *Das Glasdach*, Roman, Goltenstein Verlag, Blieskastel 2000, 168 S.

Die Geschichte, die Régine Detambel in ihrem Roman *Das Glasdach* erzählt, fängt eigentlich ganz harmlos an. Die Ich-Erzählerin, ein junges Mädchen, hat sich „zwei Jahre vor dem Abitur, in jenem Sommer, als ich fünfzehn war“ (S. 7), in Mina, eine marokkanische Gastarbeiterin verliebt. Die exotische Freundin, die die Mutter des jungen Mädchens sein könnte, wohnt in einem winzigen Einzimmer-Verschlag im Hof des Elternhauses des Teenagers. Von ihrem Zimmer aus blickt die Fünfzehnjährige durch das löchrige Glasdach der schäbigen Unterkunft direkt in Minas Kochtöpfe. Treibende Kraft dieser ungewöhnlichen Liaison ist die Schülerin, während Mina die Avancen der jungen, überschwenglichen Nachbarin eher geschehen läßt. Doch schnell ist auch klar, daß diese romantische Schwärmerei kein gutes Ende nehmen wird, daß es in Detambels Roman um mehr geht als um eine politisch korrekte Liebschaft in einer spießig-reaktionären Umgebung. Zunächst einmal sorgt die keifende, ausländerfeindliche Kleinbürgermama der Fünfzehnjährigen dafür, daß die eingeschüchterte Mina die Beziehung beendet und auszieht. Dann startet die junge Ich-Erzählerin, maßlos enttäuscht, daß Mina sie verlassen hat und empört über „die zerstörerische Kraft“ (S. 29), die ihre Eltern ihr gegenüber ausüben, einen Rachefeldzug, bei dem im wahrsten Sinne des Wortes kein Stein auf dem andern bleibt.

Aber die unter dem Druck der feindlichen Umwelt zerbrechende Beziehung nebst der anschließenden Zerstörungsgorgie ist nur die eine Hälfte der Geschichte. Die andere beschreibt die Wandlung eines schüchternen, enttäuschten und verletzten jungen Mädchens in eine rücksichtslose und rachsüchtige junge Frau, die nun selbst blindwütig auf den Menschen in ihrer Umgebung herumtrampelt. Sie, die selbst Opfer von Rücksichtslosigkeit, Gewalt und Unterdrückung war, verhält sich am Ende des Romans genauso rücksichtslos, ungerecht und zerstörerisch. Sie schikaniert und schädigt Clarisse, ihre Nachbarin, die ihr viel Verständnis entgegengebracht und ihr nach Kräften zu helfen versucht hatte, und auch der junge Denis, den sie bei ih-

rer Flucht aus dem Elternhaus aufgegebelt hatte und der ihr Liebhaber wurde, ist für sie lediglich Erfüllungsgehilfe bei ihrem Rachefeldzug. Auf diese Art und Weise gelingt es ihr zwar, die Fesseln des verkehrten Lebens, in dem sie aufgewachsen ist, das borniert-repressive Elternhaus, zu sprengen. Leider gelingt es ihr damit jedoch überhaupt nicht, auch sich selbst zu heilen und zu befreien. „Und zu Recht dachte ich, daß ich bereits zu viele schmerzliche Dinge erlebt hatte, um mich jemals wieder davon zu erholen.“ (S. 138)

Régine Detambel, 1963 im lothringischen St. Avold geboren, lebt seit ihrem dreizehnten Lebensjahr in Südfrankreich. Sie hat mittlerweile eine beachtliche Anzahl von Büchern in renommierten französischen Verlagen veröffentlicht. Die Originalausgabe des *Glasdaches* ist 1996 unter dem Titel *La verrière* bei Gallimard in Paris erschienen. Auch die SAARBRÜCKER HEFTE haben schon frühzeitig (vgl. Heft 71/72, 1994) mit dem Abdruck von Auszügen aus dem Roman *Velin* auf die französische Autorin aufmerksam gemacht. Was sich in den früheren Veröffentlichungen schon andeutete, bestätigt sich auch im *Glasdach*. Detambels Prosa zeichnet sich durch eine kraftvolle, eigenständige Sprache und einen ganz eigenen, unverwechselbaren Ton aus. Ihre Sätze sind knapp, lakonisch, ja beinahe wortkarg. Ihre Wörter haben fast wie in einem Gedicht Bedeutung und Gewicht, ihre Sprache ist reich an Vergleichen und Metaphern. So zieht sich das *Glasdach*, das dem Roman den Titel gibt und das Minas Behausung mehr schlecht als recht überdacht, als Symbol der Liebe und als Spiegel der inneren Verfassung der jungen Frau durch den ganzen Roman. So knapp und konzentriert wie Detambels Sprache ist auch die Art und Weise, wie sie ihre Geschichte erzählt. Sie breitet keine Wortteppiche aus, ihre Geschichte fließt nicht in breitem Erzählstrom mit weitausholenden Erklärungen und detailverliebten Beschreibungen dahin, sondern ihr Erzählstil ist durch Konzentration auf das Wesentliche, Beschränkung auf das Notwendige charakterisiert. Kurz, knapp, direkt skizziert sie Personen und Handlung. Ob die Selbstmordabsichten und -versuche der jungen Frau, ob das empörende Verhalten ihrer unsäglichen Mutter oder auch das die Fünfzehnjährige aufwühlende Ende der Beziehung der beiden Frauen, immer bleiben Detambels Beschreibungen minimalistisch unterkühlt. „Ich wartete jeden Abend. Ich weigerte mich zu akzeptieren

und zu begreifen, daß Mina mich bald verlassen würde. Hartnäckig schrieb ich ihr weiterhin Briefe, und ich brachte mich während des Schreibens selbst zum Weinen. Ich hoffte, ihr Gemüt bewegen zu können. Sie schrie vor Wut, als ich sie auf dem Marktplatz am Arm packte. Sie öffnete mich nach, als ich auf der Straße die Hände nach ihr ausstreckte. Sie wischte sich über den Mund und schnitt dabei Grimassen, um mir zu verstehen zu geben, daß sie mich nie wieder küssen würde. Sie warf mir ein Päckchen Blätter zu, es waren meine Briefe, und ich lief davon.“ (S. 87-88) Trotz oder vielleicht gerade wegen dieser Konzentration auf das Wesentliche, dieser Sparsamkeit des Erzählens und der Sprache ist ein sehr dichter, konzentrierter und direkter Text entstanden, in dem jedes Wort wichtig, je-

der Vergleich von Bedeutung ist und jede Metapher Gewicht hat.

In seiner Ausgabe vom 29. März 2001 stellte das französische Magazin L'Express die Frage: „Ist der französische Roman tot?“ Der Artikel war Teil einer hitzigen Debatte, in der sich das literarische Frankreich über die Zukunft des französischen Romans, die Qualität der jungen Autorinnen und Autoren, die amerikanischen Einflüsse etc. Sorgen machte. Régine Detambels schmaler, aber sehr lesenswerter Roman Das Glasdach ist ein überzeugendes Beispiel dafür, daß es nach wie vor in unserem Nachbarland kreative und eigenständige Autorinnen und Autoren gibt, die das Schreiben nicht verlernt haben.

Dietmar Schmitz

Terror in Rehlingen

Lothar Kahn: Exile from Rehlingen Saar. Der Weg ins Exil – Erinnerungen eines Rehlingers, hg. v. Werner Klemm, SDV Saarbrücker Druckerei und Verlag, Saarbrücken 2001

Nachdem in den vergangenen zwei Jahrzehnten die zahlreich erschienenen Erinnerungen von Menschen, die die Vernichtungslager überlebt hatten¹, eine größere Leserschaft gefunden haben und auch viel beachtetes Medienthema waren², nachdem schließlich Victor Klemperers Tagebücher³ Einblick in das Schicksal der in Deutschland Überlebenden gegeben haben, scheint allmählich auch das Schicksal der durch rechtzeitige Flucht oder dank Vertreibung aus Deutschland und Österreich Entkommenen die verdiente Aufmerksamkeit zu finden. Walter Lacqueur, 1921 in Breslau geboren und 1938 nach Palästina geflohen, in England und den USA als Historiker und Politikberater zu Ruhm gelangt, hat in seinem neuesten Buch, in dem er einen ersten Versuch unternimmt, seine über die Welt verstreute Generation zu porträtieren, die vorliegenden gedruckten Memoiren ausgewertet und auch zahlreiche unveröffentlichte Manuskripte studiert.⁴ Viele bekannte Namen,

die er nennt, etwa die der Politiker Henry Kissinger, Michael Blumenthal und Markus Wolf, die der Historiker, Sozialwissenschaftler und Politologen Werner T. Angress, Shlomo Avineri, Reinhard Bendix, George Mosse, Alfred Grosser, Fritz Stern, Peter Gay, Gerhard Weinberg und die der Schriftsteller Stefan Heym und Stephan Hermlin stehen dafür, daß diese Generation noch da – und daß also die Geschichte ihrer Verfolgung noch nah ist. Vergessen wir nicht, daß Anne Frank, geboren 1930, auch zu dieser Generation gehört, und daß viele von denen, die in Frankreich, Belgien und Holland lebten, schließlich gefaßt und deportiert wurden.

Unter den aus Deutschland geflohenen ca. 270.000 Juden dürfte mindestens ein Drittel zu dieser Generation gehören, und es ist höchste Zeit, zu sammeln und zu erschließen, was sie zu überliefern hat, damit die von Lacqueur beklagten noch bestehenden Defizite in der Geschichte der deutschen Juden im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts und den Jahren der Verfolgung ausgeglichen werden können.

Sehr zu loben ist es also, daß der Rehlinger Arzt Dr. Werner Klemm, der sich seit langem mit der Geschichte der Juden seines Heimatortes beschäftigt, nunmehr die Erinnerungen Lothar Kahns als zweisprachige Broschüre herausgegeben hat. Kahn, geboren 1922, lebte bis 1935 in Rehlingen und siedelte dann mit seinen Eltern

nach Luxemburg über – wie es viele saarländische Juden taten. 1937 gelangte die Familie nach New York. Nach dem Krieg studierte Lothar Kahn Germanistik. Er schlug die Universitätskarriere ein, die er mit einer Professur an der Connecticut State University krönte. Sein Forschungsgebiet war die Literatur jüdischer Deutscher. Kahn starb 1990.

Seine Erinnerungen, die mit dem Weggang von Rehlingen enden, geben einen knappen und durchaus typischen Einblick in das Leben der ländlichen Juden an der Saar. Der aus einer frommen Kirfer Viehkaufleutefamilie stammende Vater führte den Eisenwarenhandel der Familie der Mutter fort. Der Großvater mütterlicherseits war ein Patriot, ein Monarchist, der die Abtrennung der Saar vom Deutschen Reich heftig ablehnte. Hitler, glaubte er, werde bald mit den anständigen Deutschen in Konflikt geraten und abwirtschaften. Zwei Onkel Lothars waren im Weltkrieg gefallen, der Vater war schwer verwundet worden. Im Unterschied zur Mutter fiel es ihm schwer, das Land zu verlassen. Patriotismus und ein Leben nach der jüdischen Tradition – wenngleich nicht mehr so streng wie in der Großelterngeneration – gingen gut zusammen. Mit Judenfeindschaft scheint die Familie vor 1933 nie konfrontiert gewesen zu sein.

Lothar Kahns unbeschwerter Kindheit auf dem Lande endete mit Hitlers Reichskanzlerschaft, als die Mitschüler begannen, die jüdischen Kinder zu beschimpfen, und als auch die keineswegs nationalsozialistisch eingestellten Nachbarn die Familie zu meiden begannen. Im nahen Kirf taten sich einige Bauern durch antisemitische Äußerungen gegen die großelterliche Familie hervor, was es zuvor nicht gegeben hatte. Die Hoffnungen der Familie richteten sich auf die Saarabstimmung vom 13. Januar 1935. Während des Abstimmungskampfes mußte sie Drohungen und Beschimpfungen hinnehmen. Als das Ergebnis bekannt gegeben worden war, gab es eine Jubelkundgebung in Rehlingen, bei

der patriotische und Nazilieder gesungen wurden. Die Häuser der Juden wurden beschmiert, die Fenster eingeworfen und es wurde „Wenn's Judenblut vom Messer spritzt / dann geht's noch mal so gut“ gegrölt. Nachbarn und frühere Freunde taten mit. In der Schule – Lothar Kahn besuchte mittlerweile das autoritäre, deutsch-nationale Gymnasium – verschärfte sich die antisemitische Töne, die Mitschüler mieden die jüdischen Kameraden und begannen, sie zu quälen. Die Kunden blieben dem elterlichen Geschäft fern, ausstehende Schulden wurden nicht zurückgezahlt. Vor allem wegen des Terrors gegen die Kinder gab auch der Vater seinen Widerstand gegen die Auswanderung auf.

Kahns Erinnerungen zeigen eindrucksvoll, wie der Nationalismus der Saarländer 1933 bis 1935 in Nationalsozialismus umschlug und vor allem, wie schnell die Menschen auf staatliche Signale hin bereit waren, auf eine religiöse Minderheit, mit der sie bisher in Frieden gelebt hatten, haßerfüllt loszugehen oder sie gleichgültig oder ängstlich ihrem Schicksal zu überlassen. So hat die Veröffentlichung ihren Wert nicht nur als historische Quelle, sondern auch als pädagogisches Exempel.

Hans Horch

Anmerkungen:

1 *Hierzu: Tzvetan Todorov: Angesichts des Äußersten, München 1993; Jan Philipp Reemtsma: Die Memoiren Überlebender. Eine Literaturgattung des 20. Jahrhunderts, in: Mittelweg 36, Heft 4, 1997, S. 20 – 29; Enzo Traverso: Auschwitz denken, Hamburg 2000.*

2 *Claude Lanzman: Shoah, Düsseldorf 1986.*

3 *Victor Klemperer: Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten, Tagebücher 1933 – 1941, 2 Bde., Darmstadt 1998.*

4 *Walter Lacqueur: Geboren in Deutschland. Der Exodus der jüdischen Jugend 1933 – 1939, Berlin und München 2000.*

In Saarbrücker Hefte Nr. 84 haben wir im Übereifer des Redigierens die Überschrift von Hans Horchs Buchbesprechung (S. 108) entstellt. Sie muß korrekt „Die ständige Furcht ist die Aufdeckung des Kaisers neue Kleider“ lauten. Es ist ein wörtliches Zitat (S. 63) aus dem von Horch besprochenen Buch August-Wilhelm Scheers *Unternehmen gründen ist nicht schwer ...*, das den Stil des gesamten Buches kennzeichnet und Scheers eigene Furcht meint.

Harigs kretisches Drama

Ludwig Harig: *Kreter und Pleter, Tagebuch einer Reise nach Kreta, mit Photos von Alfred Diwersy, Gollenstein Verlag, Blieskastel 2001, 176 S.*

Es muß davor gewarnt werden, in Gesellschaft von Pauschaltouristen schriftstellern zu wollen. Zur Personage: Herr Pauschal aus Hannover („Ich habe jedes Ortsschild aufgenommen, mir kann keiner nachsagen, ich sei nicht dagewesen.“) nebst Gattin („Kazantzakis, wer ist Kazantzakis?“), Frau Radix („War dies das letzte Kloster?, oder kommt noch eins?“) nebst promoviertem Dentisten („Erika, du mußt dich wieder fassen.“).

Unbedeutende Statistenrollen spielen Herr Bökenkamp, Johannes der Täufer nebst Gattin Brunhilde sowie Fräulein Rehbein vom Donnersberg, „Schneewittchen in seiner Unschuld, mit Spangen und Klämmerchen im Haar und zierlichen Schühchen an den Füßen“, insgesamt eine Reisegruppe von 18 Leuten aus Wilhelmshaven, Berlin oder Mainz oder sogar aus dem Saarland, wie der Autor Ludwig Harig mit seinem Bruder Hermann nebst Gattinnen Gertrud und Brigitte.

Das Ziel der Reise: Ein Buch über Kreta, beginnend mit dem Landeanflug. „... der Com-mander trug, unsichtbar für jeden, die geflügelten Schuhe des Hermes an den Füßen, die ihn heil über Länder und Meere tragen –, und so setzte die Boeing sachte auf der Landepiste von Heraklion auf und kam zum Stehen“.

Der eigentliche Star der Truppe ist der griechische Reiseleiter. „Er führte uns zwischen minoische Mauern und vor byzantinische Bilder, wollte uns über steinige Hänge hinaufschleppen ins Licht der Erkenntnis und durch unwegsame Schluchten hinabtreiben ins Dunkel der Mythen ...“, ein „Freund der Theorien“ und der Skepsis in des Wortes urgriechischer Bedeutung, zweifellos eine Kunstfigur, getreu dem Harigschen Motto: Zwischen den wahren Begebenheiten und den erzählten Geschichten gibt es keinen Unterschied.

Ein vierzehntägiges, pauschaltouristisches, griechisches Drama also: Wer die Bösen sind, ist klar. Sie tragen keine schwarzen Mäntel, aber dafür eindeutige Namen. Die Guten verstecken sich hinter dem Autor und seiner Clique und

haben das große Problem, daß sie nicht wirklich die Guten sein wollen, damit die anderen nicht automatisch zu den ganz Bösen werden.

So ein verdammter Konflikt. Der alleinige Held, die gekünstelte Kunstreiseleiterfigur, muß furchtbar leiden und tut das gerne, stellvertretend für die Guten, Evangelos (sei) ist sein Name. „Dann schloß er die Augen für einen Moment, als wollte er, sich rasch besinnend, gegen seinen Unmut auflehnen, den Frau Pauschal in ihm entfacht hatte. Er öffnete den Mund wieder, biß auf die Zähne, schluckte ein paarmal und hielt seinen Mißmut gewaltsam zurück. Ein heftiger Kampf, dessen äußere Zeichen er nicht vor aller Augen bekunden wollte, schien in ihm entbrannt, doch es fiel ihm schwer, sie zu unterdrücken. Es war ihm anzumerken, daß er nicht gewillt war, vor unverschämter Dummheit zu kapitulieren, doch ebenso offensichtlich war sein Entschluß, sich nicht in sinnlose Konflikte einzulassen.“

Die Katastrophe bleibt aus. Die Katharsis ebenso. Ein modernes Drama eben. Der Autor bleibt dem leidenden Helden, dem alle vierzehn Tage die Leber von Lufthansler-Touristen zerhackt werden muß, ein stiller, teilnehmender Freund. „In diesem Augenblick hätte ihn die Kühnheit des kretischen Löwen beseelen müssen, energisch vor Frau Pauschal zu treten, mit Zorn in den Augen und einem tadelnden Wort auf der Zunge. Doch rücksichtslose Einfältigkeit triumphierte über Courage und feine Art: Evangelos schloß die Augen und kniff die Lippen zusammen –, und niemand war bereit, ihm beizustehen“.

Evangelos, dieser arme griechische Reiseleiter mit den feinen Manieren und seiner wissenden Skepsis – ach, immer wieder muß er die Augen schließen. Wie gut, daß der Autor wenigstens die Augen offen halten kann: „Evangelos versuchte nicht zu erklären, warum diese Bilder so schön sind. Er weiß, daß man das Schöne nicht erklären kann, doch er weiß: man kann die Erscheinungen beschreiben, ihre Formen beschwören, ihre Geschichten erzählen. Und so erzählt er die Geschichte dieser Bilder nach, setzt seine Worte wie Edelsteine in die Fassung und während er spricht, wird das Gelb noch gelber, das Rot noch röter, und das Blau im Hintergrund weitet sich zur dunklen Himmelswiese, auf der sich Schafe und Löwen friedlich in den Armen liegen.“

Ob das die Botschaft sein soll? Autor, Held und Frau Pauschal ineinander verknäult in der

Himmelswiese? Oder doch eher das: „... Schneewittchen schwebte einher, es trug einen griechischen Rock mit Mäanderbändern und einem Fries dorischer Vasen als Bund ...“. Oder ganz anders: „Evangelos ist einzigartig, nie wieder werde ich solche Hände schauen können! Er hat die Gabe, seine langen, schlanken Finger nach außen zu biegen wie der heilige Johannes seinen Zeigefinger im Isenheimer Altar.“

Alles ist möglich. Ich glaube, daß dieses wunderbar gedruckte Buch gar keine Botschaft enthält, schon gar nicht über Kreta. Wenn Frau Pauschal es in die Finger kriegen sollte, würde die es wahrscheinlich kaufen, weil wenigstens ein paar Bilder drin sind (Photograph: Alfred Diversy).

Ludwig Harig sieht es ganz anders. Im Mittelteil schreibt er: „Es muß davor gewarnt werden, in Gesellschaft eines Schriftstellers zu reisen. Ein Schriftsteller ist ein hinterhältiger Mensch, vor dem sich niemand verbergen kann. Im Gegenteil, man kann machen, was man will, irgendwann sieht man sein Konterfei von einem Schriftsteller in scharfen Strichen gezeichnet oder findet in einem seiner Bücher einen Satz wieder, den man unbedacht oder in aller Unschuld einmal gesagt hat, entweder schrecklich entstellt oder in einem Zusammenhang, den der Schriftsteller in böswilliger Absicht ganz in seinem Sinne ausgetüfelt hat.“

Aus meiner Sicht möchte ich hinzufügen: Es muß davor gewarnt werden, in Gesellschaft eines Lesers ein unnötiges Buch zu veröffentlichen. Ein Leser ist nämlich ein hinterhältiger Mensch, vor dem sich auch der Autor niemals verbergen kann. Im Gegenteil, man kann machen was man will, irgendwann sieht man sein Konterfei von einem Leser in scharfen Strichen gezeichnet oder findet in einer seiner Rezensionen einen Satz wieder, den man unbedacht oder in aller Unschuld in seinem Buch einmal niedergeschrieben hat, entweder schrecklich entstellt oder in einem Zusammenhang, den der Leser in böswilliger Absicht ganz in seinem Sinne ausgetüfelt hat.

Zum Schluß noch was Positives: Das Buch hat durchaus einige wenige selbstironische Qualitäten. Dem Herrn Harig und dem Herrn Pauschal seien ein gemeinsames *Conclusio* gestattet: „Der Berg, mit Schneeflecken in den Schrunnen und einem Wölkchen über dem Gipfel, erschien mir scharf in den Konturen und hell in den Farben, als hätte Segantini ihn gemalt. Ich öffnete das Notizbuch, das vor mir auf dem Tisch lag, und schrieb es hinein. Herr Pauschal sah meine zerfurchte Stirn, ich hörte, wie er zu Hermann sagte: 'Ihr Bruder hat wohl einen schweren Beruf. Da fällt einem nicht immer was Passendes ein.'“

Dirk Bubel

Der Japaner an sich und einer seiner Beobachter

Ludwig Harig: *Reise mit Yoshimi. Japanische Reportagen*, zu Klampen Verlag, Lüneburg 2000, 107 S.

Japan fasziniert. Wer zum ersten Mal – so berichtet ein Japanologe – das „Sonnensprungsland“ besucht, sei es aus beruflichen oder aus touristischen Gründen, was im Durchschnitt etwa acht bis vierzehn Tage dauert, der wolle sofort ein Buch über das Unbekannte, das Neue schreiben. Bleibe er ein paar Monate im Land oder besuche er es zum wiederholten Mal, so sei das geplante Buch schon auf den Umfang eines Essays geschrumpft. Bei noch längerem Aufenthalt gebe der Fremde dann sein Vorha-

ben meist ganz auf. Gemessen an Umfang und Konstruktion der schmalen Publikation *Reise mit Yoshimi* (das vorgegebene Lineal im Hinterkopf) müßte sich Ludwig Harig, der vor zwei oder drei Jahren erstmals nach Japan gereist ist, gut drei Monate dort aufgehalten haben.

Allerdings läßt die Lektüre der sieben „Japanischen Reportagen“, wie Harig sein Büchlein im Untertitel bezeichnet, einen weitaus kürzeren Aufenthalt vermuten. Der Autor dokumentiert nämlich eine Reiseroute durch Nippon, die der gewöhnliche Tourist, der Harig im übrigen nicht ist, mehr oder minder auch nimmt. Harig, in Begleitung seines Freundes, des Bildhauers Leo Kornbrust, der ihn auch zu dieser Reise eingeladen hat, lernt viele Japaner kennen, zumeist ehemalige Schüler des in München lehrenden Künstlers – so auch den steten Begleiter und Titelgeber Yoshimi. Das ist für uns, die Leser sehr schön, da in der Stimme Harigs etliche, teils gar

landeskritische Originaltöne mitgeteilt werden, die dem normalen Japan-Visiteur gemeinhin verborgen bleiben.

Denn anders als andere Weltgegenden sind die Inseln nicht in erster Linie das Land, in dem dieses oder die Leute kennenzulernen wären. Dies zu behaupten ist ohnehin meist touristische Hybris, in Japan ist es ungleich schwieriger. Aktives Englisch etwa ist keineswegs so verbreitet, wie bei der führenden Weltwirtschaftsmacht zu vermuten wäre, selbst unter den Jugendlichen nicht. Ebenso selten trifft man auf des japanischen Idioms mächtige Europäer oder Amerikaner. Allenfalls lernen die sich untereinander kennen, fraternisieren gerne in den Straßen, wenn sie einander überschwenglich zunicken, als ob der eine des andern Nachbar wäre im „Global Village“. Solche Phänomene berichtet Harig nicht, etliche andere, die sofort in Japan ins Auge springen, allerdings ebensowenig.

Freilich ist niemals alles zu erfassen, auch bei Reportagen über Sachsen oder das Oldenburger Land bleibt manches ungesehen, unverstanden,

oben: Ryonaji-Zengarten in Kyoto

unten: Europäischer Volkstanz in japanischer Aneignung beim Blumenfest in Hiroshima, April 2001

Photos: © Stefan Fricke



wird der Erzählung nicht für Wert befunden. Für Harig, dessen Reise ihm einen langgehegten Wunsch erfüllte, scheint es wichtig gewesen zu sein, alles, was er im Vorfeld – von der Kindheit bis ins hohe Mannesalter – vom Traumland vermutet oder sich erarbeitet hat, bestätigt zu sehen, zu erfüllen. Zwar meint er im Buch, er habe nicht viel von Japan gelesen, allenfalls literarische Texte, etwa Max Dauthendneys Novellen *Acht Gesichter am Biwasee* (1911) oder den berühmten Geisha-Bericht, *das Kopfkissenbuch der Dame Sei Shônagon* aus dem 11. Jahrhundert, und doch wirken seine „Reportagen“, als sei in ihnen das literarisch neu fixiert, was jeder aus einem Reiseführer kennt: Topoi und Klischees. Zwar räumt Harig mit der hierzulande weit verbreiteten Meinung auf, der Japaner esse stets Sushi, indem er die Komestibilien seiner Mahlzeiten überaus detailreich erzählt. Darunter befinden sich aber viele Exotika, die auch in der japanischen Küche eher Seltenheitswert besitzen. Brauchbare Informationen, staunendes Hinterfragen oder gar Schweigen angesichts des Anderen, das längst auch gewisse Ähnlichkeiten mit europäischen Lebensweisen aufweist, ohne dabei das Eigene ganz preiszugeben, sondern jene oft auf äußerst geschickte Weise assimiliert, das Zwischen-sich-selbst-Stehen des Beobachteten und des Beobachters selbst, finden sich nicht.

Solches ist freilich auch eine Kunst des Zulassens, eines Eingeständnisses an sich selbst, nach einem kurzen Japanaufenthalt noch weniger zu wissen als zuvor. Denn obwohl übervoll mit Erlebnissen und Anekdoten, bleiben die gesammelten Erfahrungen unverbunden. Darüber wäre vieles zu sagen, das wäre wohl auch der adäquate literarische Gegenstand. Harig hat sich zu einer anderen Darstellung seines Japan-Bildes entschlossen, einer siebenteiligen Reportage, adressiert an sich selbst. Das ist nicht zu kritisieren, sondern diese Reportagen sind genau so zu lesen, gewinnbringend vielleicht sogar auf dem ersten Flug nach Japan, um anfangs so zu gucken wie der Autor, um sich dann schnell anders zu orientieren, anders zu fragen oder nur zu sehen, möglicherweise Dinge von sich selbst, die man vorher nicht kannte. Für zuhause bleiben der *Merian* (die Ausgabe Februar 2001), Roland Barthes' bereits 1970 geschriebene Japan-Studie *Das Reich der Zeichen* (deutsch 1981) und vieles mehr.

Stefan Fricke

Im Galopp gegen Windmühlen

Dirk von Petersdorff: *Verlorene Kämpfe*, S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 2001, 187 S.

Dirk von Petersdorff ist der *shooting star* der Lyrikerzene. Als solcher hat er Eingang gefunden in Frauenzeitschriften wie in die Feuilletons der großen deutschen Tageszeitungen. Er ist – zumindest eine Zeitlang – in aller Munde gewesen. Als er 1998 den renommierten *Kleist-Preis* in Empfang nahm, hielt er mit seiner Preisrede Einzug auch in die Debatten um die Bedeutung und Funktion der Literatur der Moderne, seinem Generalthema als Literaturwissenschaftler, seiner Profession neben der Lyrikproduktion.

Der vorliegende Band enthält sieben Essays und eine aphorismenartige Sammlung (Petersdorff nennt diese ‚postmoderne Häppchen‘) die zum Teil bereits in literaturwissenschaftlichen Fachzeitschriften, zum Teil in der *NEUEN RUNDSCHAU* veröffentlicht wurden, drei Beiträge waren bis dato unveröffentlicht.

Petersdorff hat es mit seinen oft scharfen, oft provozierenden Angriffen auf einen Gegner abgesehen, der schnell ausgemacht ist, denn er hält nicht lange hinter dem Berg. In der Einleitung zu seinen Essays schreibt er, „das Denken über Kunst [finde nach wie vor] im Bannkreis der ästhetischen Moderne statt.“ Mit diesem Begriff verbindet er neben dem Hinweis auf deren Entstehung um 1800 sogleich Namen wie Gottfried Benn und Theodor W. Adorno. Hinter diesem Ausdruck verstecken sich aber mehr als nur die Konzepte einiger Schriftsteller und Autoren. Dahinter verbirgt sich, so von Petersdorff, der mit dem Impetus eines späten Aufklärers Licht ins Dunkel der ästhetischen Bemühungen bringen will, die Verbrüderung deutscher Autoren mit der Politik und das Konglomerat aus politischer Ideologie und ästhetischem Sendungsbewußtsein beginnend ab der Sattelzeit um 1800 und bis ins Heute hineinreichend.

In seinem 1997 erstmals veröffentlichten Essay *200 Jahre deutsche Kunstreligion!* (das Ausrufezeichen hinter der Überschrift mag wohl den Entdeckungscharakter unterstreichen, den diese Arbeit für den Autor selbst hat) rechnet der damals Einunddreißigjährige mit den ästhetischen Theorien kurzerhand ab. In der Form eines Ganges (das Stilbewußtsein wird allfällig

deutlich) durch die Literaturgeschichte verwirft er hier, d.h. auf der politisch konservativ bis reaktionären Seite, Autoren wie Rudolf Borchardt, Stefan George oder Hugo von Hofmannsthal, und dort, politisch eher links stehend, Autoren wie Kurt Tucholsky und Alfred Andersch, um schließlich, einen Bogen in die Endzeit der DDR schlagend, auch am Prenzlauer Berg das Vokabular der politischen Romantik auszumachen. Der Ahnherr all dieser von Petersdorff kritisierten Äußerungen ist Friedrich von Hardenberg. Bei dem Frühromantiker, bekannter unter dem Namen Novalis, über den von Petersdorff sich promovierte, fänden sich schon all die Annäherungen und Überkreuzungen von politischen und ästhetischen Vorstellungen, wie sie dann vor allem im deutschen Kulturkreis beinahe über 200 Jahre hinweg dominant gewesen seien: Forderungen nach politischer Mit- oder Alleinherrschaft der Intellektuellen bis hin zu einer regressiven Sehnsucht nach Einheit und Gemeinsamkeit.

In den Beiträgen *Wie modern ist die Moderne?*, *Woher hat Adorno den Zaubertrank?* und *Was die Achtundsechziger mit dem „Tod der Literatur“ eigentlich gemeint haben* finden sich weitgehend die gleichen Argumentationsmuster wie im *Kunstreligion*-Essay. Petersdorff entdeckt eine Reihe immer gleicher antidemokratischer und antiwestlicher Begrifflichkeiten in den Schriften politisch rechter wie linker Autoren. Er vergleicht diese miteinander und kommt zu dem Schluß, daß beide politische Lager Resentiments gegen die Moderne, d.h. die demokratische Verfaßtheit und ein von vielerlei Gruppierungen und Mächtekonstellationen ausbalanciertes System, geradezu züchteten und als Gegner dieses Pluralismus die Nähe von totalitären Regimen nicht mieden, sondern im Gegenteil suchten. Literarisch sei damit eine von Gewaltverherrlichung durchgezogene aggressive Sprache einhergegangen, die sich und ihre Eigner an entscheidenden historischen Wendemarken, beispielsweise zu Kriegsbeginn 1914, selbst desavouierte.

Sein Hauptvorwurf gegen die ästhetische Moderne und ihr Bestehen auf der Idee der absoluten Wahrheit, das sich in den Werken der Kunst ausdrücke, fußt auf dem Axiom, die ästhetische Moderne sei politisch gewesen (was ihr nicht zustehe), sie habe sich nicht an die ihr sozusagen *post mortem* von Seiten der in den Essays häufig zitierten Luhmannschen Systemtheorie zugewiesenen Grenzen gehalten, son-

dern sei in das Teilsystem Politik eingebrochen, habe sich aus den Teilsystemen Religion, Geschichte und Philosophie passende Kommunikationselemente herausgebrochen und damit den Führungsanspruch gegenüber den anderen, prinzipiell gleichberechtigten Funktionssystemen erhoben. An dieser Feststellung stört allein schon die Dominanz der literaturzentrischen Betrachtung, das Verabsolutieren deren – das sei zugestanden – elaborierter Thesen und Theorien, die der Autor damit wiederum nur perpetuiert. Ein Blick auf die unterschiedlichsten Gebiete der Wissenschaften hätte den Autor eines besseren belehrt. Wie sehr in der Schulmedizin, den Ingenieurwissenschaften oder der Physik als der Paradedisziplin über Jahrzehnte hinweg ein Stil der Heils- und Erlösungslehren gepflegt worden ist und die Welt- oder Menschheitsrätsel immer schon kurz vor der Lösung standen, wird zwangsläufig unterschlagen. Dies nimmt den vom Verfasser aber mit großer Verve geführten Streichen die Wucht und stutzt das Buch unfreiwillig auf Maße zurück, denen der Ton des wutschnaubenden Aufbegehrens gegen die Väter wenig steht. Gegen die 68er-Generation, in der er jenes „gegenmoderne Denken aufklackern“ (S. 149) sieht, „das für die deutsche Intelligenz des 19. und 20. Jahrhunderts charakteristisch war“, holt von Petersdorff schließlich zum rhetorischen Tiefschlag aus: „der Ur-mensch [...] Alle Vernunft hat er fahren gelassen und trägt lila Strickpullover.“ (S. 124)

Wie sehr der Autor aber selbst einer Tradition verpflichtet ist, die er teilweise verwerfen möchte, das zeigt sich bereits im Schlußteil seiner Einleitung, wenn er dort schreibt, daß „der Geist [aber noch] damit beschäftigt [ist], sich zu entfesseln, die Glieder zu reiben. Erst dann kann er seine Schein-Heimat, die Moderne verlassen.“ (S. 13) Soll der Leser hier annehmen, der Essayist, in der postmodernen Verkleidung des Ironikers, faßt auch sich selbst an die Nase, sich und seine leicht dahergeschriebenen Konstrukte wie Geist und Entfesselung nicht ernst nehmend? Allein daß diese Passage schon am Ende der Einleitung steht, läßt diese Annahme unwahrscheinlich erscheinen.

Welche Funktion erfüllt aber die Kunst in der Moderne? Welches ist ihr Zweck, ihr Sinn? Worum liegt ihre Bedeutung für den Autor, der zugleich Lyriker ist? Auf diese Fragen gibt der Autor nur zögerlich Antwort. Er verschanzt sich hinter der Analyse dessen, was die Kunst, speziell die Literatur der Postmoderne nicht mehr

Buchhandlung am St. Johanner Markt



- *Literatur*
- *Architektur*
- *Kunst*

Inh. L. Hofstätter · Telefon/Fax (0681)33825
Sankt Johanner Markt 9 · 66111 Saarbrücken

soll oder sein soll, oder gar vor der Autorität der eben noch Destruierten: „Sie behindern die Entstehung von ästhetisch Neuem.“ (S. 165) „Hier stehen die Mauern noch und verstellen den Blick auf das, was ist.“ (S. 166) Gegen die zitierte Übermacht der ehemaligen Avantgarde gibt er sich und den Gleichgesinnten den Rat „Aufstehen und Gehen. Etwas Besseres finden wir überall.“ (S. 165)

Dieses Bessere ist zuallererst die Form. Literatur sei unterscheidbar durch den gebundenen Gebrauch der Sprache: Reim und Rhythmus, Assonanzen und Dissonanzen. Petersdorff schlägt in *Reim und Kleid*, einem Vortrag im Rahmen der Liliencron-Dozentur an der Kieler Universität, einen lockeren, spielerischen Umgang mit dem Reim vor, verhehlt aber auch nicht die Gefahren: die mögliche Lächerlichkeit und Peinlichkeit beim Hinhören, das Konstruierte oder Gesuchte vieler Reime.

Dann erst kommt der Inhalt. Petersdorff will auch hier Befreiung: „Gedichte redeten nur noch über manches, über Teile der Wirklichkeit, über das meiste nicht mehr, weil es zur Masse gehörte, zur ‚Warenwelt‘, zur ‚Kulturindustrie‘, wie man sagte [...]“ (S. 176) Stattdessen will er von der Fülle dessen sprechen dürfen, was ist:

„der Menschengestalt, dem nichts mehr fremd ist, [...] seine Kunst kann über alles reden.“ (S. 177)

In der Ideengeschichte werden gerne auf die unruhigen Phasen ruhigere Zeiten angeführt, die Revolutionen machen gemäßigeren Perioden Platz. Daran hat wohl auch Petersdorff gedacht, der nach dem stattgehabten Aufbruch in die Moderne empfiehlt, „alte Formen – haben Formen überhaupt ein Alter? – mit Gegenwart zu verwandeln“ (S. 167), und der auch die alten, vormodernen Figuren gerne wiederbeleben möchte, den Pilger und den Wanderer, hier – wie mir scheint – auf der Suche nach dem Eldorado der Ästhetik, das er postmodern widerspruchsvoll zu erreichen sucht: „Dieser Geist [gemeint ist Hans Magnus Enzensberger, Rez.] läßt sich einatmen, um frischer fortzukommen – ein Aufbruch ohne Gruppenbildung und mit nicht allzu viel Theorie im Gepäck. Und dabei stimmen wir [sic!] folgendes Liedchen an.“

Dirk von Petersdorff hat streitbare Essays in diesem Band zusammengefaßt, die anregen und zum Widerspruch herausfordern: Das ist gut so. Seinem selbstgesteckten Ziel, dem eigenen Alb „ästhetische Moderne“ den Garaus zu machen, konnte er leicht genügen, reduzierte er ihn doch auf wenige Repräsentanten und deren wiederum ausgesucht ähnliche Diskursbeiträge. Anders hingegen steht es mit seinen konstruktiven Vorschlägen, seiner Poetik. Hier beruft er sich auf Althergebrachtes, auf die Tradition (un-

ter Schmerzen wissend, daß auch die von ihm verworfene „ästhetische Moderne“ zu dieser Tradition gehört) und macht sich für einen freien Umgang mit ihr stark. Ob Lieder aus dem christlichen Kanon, ob Renaissance- oder Barocklyrik, ob griechische oder lateinische Rhetorik, er orientiert sich neben seinem ausgeprägten Formbewußtsein und seinem Eintreten für eine Wiederkehr derselben mit seiner Forderung nach einer Beschreibung dessen, was ist, allerdings an einem vordergründig primitiven Realismus, der letztlich auch jede Perversion für zulässig und mitteilenswert halten muß („[...] der Menschengestalt, dem nichts mehr fremd ist, [...] seine Kunst kann über alles reden“.)

Mit seinen Essays redet Petersdorff aber nicht nur einer Affirmation des Bestehenden das Wort, sondern errichtet auch eine neue Zensur, indem er mit der Systemtheorie den gesellschaftlichen Teilsystemen mehr als nur hypothetischen Charakter einräumt: Halte dich an das, was dort, wo du bist, gilt! Halte Maß! Hinter der gut codierten Rede der Systemtheorie steht, wenn sie absolut gesetzt wird, ein das Individuum einschnürendes, seine Freiheiten der Selbst- und Fremderkundung einschränkendes Gedankengebilde: die Vernachlässigung der Emotionen, menschlicher Identifizierungsbedürfnisse und schließlich eine kommunikative Autistifizierung des Menschen.

Herbert Temmes

Das Saarland entdeckt seine Musik

Musik in Saarbrücken. Nachklänge einer wechselvollen Geschichte, hrsg. von Nike Keisinger und Ricarda Wackers, Staden Verlag, Saarbrücken 2000, 248 S.

„Ein paar Tambours und Pfeiffer ausgenommen, kennt man wenig von Musik hier ..., ein langer, steiniger Weg Thalias und der edlen Musika in Saarbrücken. Er gleicht einem Marsch durch die Wüste mit einigen Oasen und reichlicher Täuschung der Fata Morgana ...“, so Albert Zühlke 1927 im *Saarkalender*. Man möchte hinzufü-

gen, auch die regionale Musikgeschichtsschreibung hatte es bisher nicht leicht. Bis auf wenige verstreute Artikel hat sich in neuerer Zeit niemand ernsthaft dieser Aufgabe gewidmet. Ein interessierter Forscher müßte sich zunächst durch zahllose Archive wühlen, denn eine zentrale Sammelstelle für Dokumente des regionalen Musiklebens gibt es nicht (vgl. Stefan Fricke, *Gedanken zur Musica Sarabrucca*, in: SAARBRÜCKER HEFTE 81, S. 126f). Letztlich muß man das Land verlassen, um darüber etwas zu erfahren – z.B. via Speyer oder Trier –, was auch nicht gerade für großen saarländischen Enthusiasmus in Sachen eigener Geschichtsschreibung spricht.

So entwickelte auch die hiesige universitäre Musikwissenschaft nur punktuell Interesse, immerhin gab es hier und da einige Artikel von

Josef Müller-Blattau und Christoph-Hellmuth Mahling, auch Forschungen zur Musik im Saarkampf wurden betrieben. Eine der ergiebigsten Quellen, in den Räumen der Musikwissenschaft untergebracht, nämlich das von dem Musiklehrer und -historiker Robert Hahn hinterlassene Archiv wurde hingegen sträflich vernachlässigt. Seine Bestände sind bis heute weder geordnet noch verzeichnet, geschweige denn ausgewertet worden. Dabei finden sich gerade hier viele Dokumente zum saarländischen Musikleben, zur Theater- und Orchestergeschichte, zu Komponisten u.v.m.

Den steinigen Weg haben nun nicht Forscher, sondern freie Journalisten zum ersten Mal konsequent beschritten, indem sie seit 1997 Beiträge zu der Sendereihe *1000 Jahre Musik in Saarbrücken* des SAARLÄNDISCHEN RUNDFUNKS beisteuerten. Diese wurden im letzten Jahr in der rund 250seitigen Publikation *Musik in Saarbrücken. Nachklänge einer wechselvollen Geschichte* versammelt. Damit ist nicht nur erstmals eine umfangreiche Dokumentation, sondern auch eine sehr facettenreiche Darstellung des musikalischen Lebens in Saarbrücken gelungen.

Freilich, 1000 Jahre sind bei dieser Geschichtsschreibung nicht zusammengekommen. Die ersten sechs Jahrhunderte seit Stadtgründung bilden auch jetzt kaum mehr als einen weißen Fleck auf der musikalischen Landkarte. Doch obwohl die Beiträge fast alle die schwierige Quellenlage beklagen oder von früheren, gescheiterten Rekonstruktionsversuchen berichten, konnte doch allerhand erstaunliches zusammengetragen werden. Joachim Fontaine und Ricarda Wackers berichten von einer ersten Blüte der Kirchenmusik mit eigenen Gesangbüchern in der Reformationszeit. Das Konzertwesen kommt im 19. Jahrhundert in Gang, es bilden sich diverse Vereine, die zu Abonnementveranstaltungen laden, welche dann unter teils abenteuerlichen Bedingungen stattfinden. Konzertierte wird mangels geeigneter Räume schon einmal in einer Reithalle. Private Initiative machte es möglich, große Namen nach Saarbrücken zu holen, und 1906 begab man sich mit einer Festveranstaltung gar in Konkurrenz zum Kölner *Mittelrheinischen Musikfest*. Es folgte – wieder auf private Initiative – die Anstellung eines ersten Berufsorchesters. Überhaupt schienen sich neben den Kirchen und dem aufstrebenden Bürgertum bis ins 20. Jahrhundert hinein öffentliche Stellen wenig für die Musik zu interessie-

ren. Schon von den Nassauischen Fürsten ist nur die Vorliebe für Militärmusik und Sprechtheater bekannt. Und doch konnte Nike Keisinger nachweisen, daß man am Hof durchaus Sinn für die hohe Kunst hatte.

Ganz im Sinne des Untertitels der Publikation scheint das Saarbrücker Musikleben ein stetiges Wechselbad zu sein: Kaum blühte die Kirchenmusik auf, fällt sie mangels Sängern Mitte des 18. Jahrhunderts in eine tiefe Krise. Viele erfolgreiche Initiativen mußten entweder wegen des Ablebens der Mäzene wieder eingestellt werden oder fielen der politischen Propaganda (ob französischer oder deutscher) zum Opfer. Erst im 20. Jahrhundert entwickelt die Stadt eine kulturelle Verantwortung und übernimmt die Kosten für das Berufsorchester. Trotz regen Interesses der Bürger an Oper und Operette war sie zuvor nicht in der Lage, geeignete Räume zur Verfügung zu stellen. 1897 werden dafür von Privatpersonen gleich zwei Theaterbauten finanziert.

Neben diesen Schmäckerln gibt es aber auch wirkliche Entdeckungen. So fand Stefan Fricke heraus, daß der saarländische Komponist Julius Schloß (1902-1973) als Schüler von Alban Berg der *Zweiten Wiener Schule* angehörte. Ein Beitrag von Ricarda Wackers informiert über die Musik der jüdischen Gemeinde. Hier konnte die Autorin der desaströsen Quellenlage aufgrund der tumben Vernichtungswut der Deutschen einige wertvolle Hinweise auf eine reiche und in Saarbrücken einzigartige Musikpflege abringen. Erst vor kurzem wurde Théodore Gouvy (1819-1898), Komponist aus Saarbrücken, wiederentdeckt und seine Arbeit nun von Joachim Fontaine gewürdigt. Als Dirigent war Victor Cormann (1871-1963) in Saarbrücken durchaus ein Begriff, Nike Keisinger stellt den Komponisten Cormann vor.

Tobias Widmaier beschreibt frustrierende Erlebnisse des Dadaisten Erwin Schulhoff (1894-1942), der sich zwei Jahre lang in Saarbrücken aufhielt. Und natürlich finden auch andere wichtige Persönlichkeiten des saarländischen Musiklebens ihre Porträtierung in diesem Buch: Fritz Neumeyer (1900-1983), der Begründer der historischen Aufführungspraxis im Saarland (um dessen Nachlaß sich die gleichnamige Akademie kümmert), Heinrich Konietzny (u.a. durch das *Saarländische Zupforchester* wieder in Erinnerung gerufen) und Gerd Boder (dessen Werke beim SR archiviert sind). Selbstverständlich wird auch die Arbeit der Bergkapellen und Bergmannschöre gewürdigt. Aber auch ein Stück

brauner Geschichte findet sich mit einer Darstellung zur musikalischen Propaganda bei der Saarbstimmung 1935.

Mit dieser Publikation haben die AutorInnen und Herausgeberinnen einen ersten wichtigen Schritt für die saarländische Musikgeschichtsschreibung gemacht. Aus den ursprünglichen Rundfunkmanuskripten sind handfeste Forschungsbeiträge geworden, die trotzdem alles

andere als staubtrocken daherkommen. Dazu passend, zieht sich der instruktive Anmerkungsapparat vornehm in den Anhang zurück. Schließlich sorgt die ausgezeichnete und reiche Bebilderung, bei der der (von Historikern gegründete) junge saarländische Verlag wichtige Quellen erschloß, für eine sehr lebendige Skizze des Saarbrücker Musiklebens.

Sigrid Konrad

Kathedralen der Gegenwart

Ina Nottrot (Text), Marc Theis (Photos): *Luxembourg – Banken und Architektur*, dreisprachig englisch, französisch, deutsch, Editions Guy Binsfeld, Luxembourg, 2000, zahlreiche Farbabbildungen, 128 S., in Deutschland Vertrieb über Gollenstein Verlag, Blieskastel

Die Antike hatte ihre Pyramiden, das Mittelalter seine Burgen, die Renaissance ihre Schlösser und das Industriezeitalter seine Fabrikbauten. Das ist Vergangenheit. Inzwischen sind wir in der Dienstleistungsgesellschaft angekommen, Pyramiden, Schlösser und Stahlhütten sind zu Geschichtsstoff geworden, aber immer noch ist die Architektur Symbolträger und kann für Macht und Geld stehen. VW hat in Wolfsburg eine ganze „Autostadt“ gebaut, in deren perfekt durchgestylten Gebäuden schicke, in blau gehüllte, junge Dienstleister das Autofahren zum Wellness-Faktor erklären; Sony glänzt auf dem Potsdamer Platz in Berlin mit einem grandiosen *Sony-Center*, in dem jedermann jede Videokamera dieser Firma in die Hand nehmen darf. Das sind Unternehmen, die den Service erst jetzt so richtig entdecken – der Adel der Dienstleistungsgesellschaft jedoch, das sind seit jeher die Banken und dafür stehen die Bankgebäude der Gegenwart, für die sie auch das nötige Kleingeld haben.

Solche „Tempel des Geldes“ finden sich in besonderer Dichte im kleinen Luxemburg, das doch der achtgrößte Finanzplatz der Welt ist. 1960 gab es hier gerade mal 17, heute sind es über 200 Kreditinstitute, wie das Buch *Luxem-*

burg – Banken und Architektur zeigt. Der Fotograf Marc Theis mußte nicht lange suchen, um seine Motive zu finden. Daß Ansehen auch immer eine Frage des Aussehens ist, und daß der Werbeeffect eines Gebäudes stärker sein kann als der eines jeden Plakats, das sind Weisheiten aus der Betriebswirtschaftslehre, um die die Banker wissen. Deshalb engagieren sie Architekten, die dem Bank-Bau Symbolkraft verleihen. Wenn etwa das Gebäude der HypoVereinsbank auf dem Luxemburger Kirchberg außen fast nur aus Glas besteht und innen pure Betonwände zeigt, dann transportiert das Architekturbüro „Atelier 5“ damit etwa folgende Botschaft: Hier wird mit Ihrem Geld vernünftig umgegangen, wir legen Wert auf Transparenz. Wir benutzen einfache Materialien und signalisieren: Leistung ist uns wichtiger, als das Repräsentieren.

Das erfährt man in dem Fotoband – und damit ist auch schon eine der wenigen wirklich guten Stellen daraus beschrieben. Sie findet sich im Kapitel „Urbane Strategien“, in dem die Autorin und Architektur-Journalistin Ina Nottrott – nach immerhin gut 80 von insgesamt 120 Seiten – den Kirchberg, der sich in den vergangenen Jahren in ein unbedingt sehenswertes Freilichtmuseum für Architektur verwandelt hat, endlich einmal genauer beschreibt. Obwohl natürlich schon in den vorangehenden Kapiteln mehrfach von Bankgebäuden auf dem Kirchberg die Rede ist.

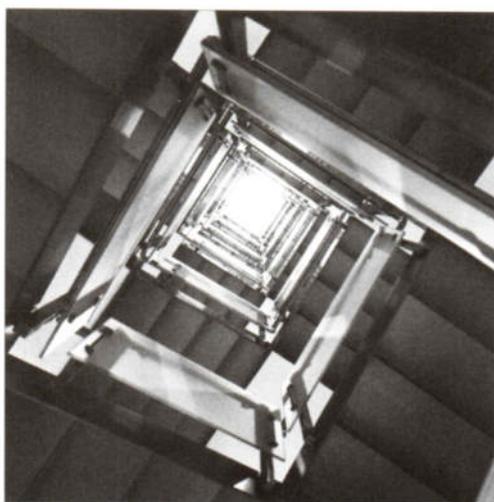
Die Reihenfolge dieser Kapitel ist nicht recht nachvollziehbar. Wer Luxemburg nicht kennt, der wird nach der Lektüre des Buches viele Mosaiksteine vor Augen haben, die zwar bunt leuchten, aber kein Ganzes vermitteln. (Vom Guy Binsfeld Verlag hört man: Das hat System! Denn so will man Diskretion wahren. Der Leser

soll gar nicht unbedingt wissen, wo, in welcher Bank er sich befindet ...) Ein Stadtplan hätte trotzdem vielleicht helfen können und, wichtiger noch, die Angabe, auf welcher Seite sich das Foto findet, von dem im Text gerade die Rede ist. Denn zu oft bezieht sich der Text gerade nicht auf das Bild daneben. Fast könnte man manchmal den Eindruck haben, Fotograf und Autorin hätten völlig unabhängig voneinander gearbeitet.

Doch: Die Fotos von Marc Theis sind gut, sie spielen mit Farben und Lichteffekten, mit Formen, die wiederkehren, mit dem Zusammenspiel von Baumaterial und Natur. Sie machen das Buch zu einer Bereicherung im Bücherregal.

Wo die Fotos mit Bedacht einander gegenübergestellt werden, und das ist zum Glück auf vielen Seiten des Buches der Fall, sind sie in ihrer Aussagekraft am stärksten. Da sieht man dann, wie die gleichen baulichen Strukturen in verschiedenen Bank-Häusern wiederkehren und jeweils ganz anders ausgeführt sind. Beispiel: Drei Fotos untereinander zeigen die Wendeltreppen in der DG Bank, im Crédit Européen und in der Dresdner Bank (S. 13). Die erste ist modern, licht und rund, fast fließend, die zweite ist auch modern, dabei aber eckig, scharf und kantig, eher kraftstrotzend als fließend, und die dritte Wendeltreppe, in der Dresdner Bank, scheint altherrwürdig, wie in einem französischen Renaissance-Schloß. Zufall? Sicher nicht... Noch symbolträchtiger wäre die Gegenüberstellung der Empfangsräume. Es findet sich der (sicher richtige) Satz in dem Buch: „Der Empfangsraum verrät den Banker“. Da wird doch der Vergleich richtig spannend! Doch man muß ihn selbst anstellen. Ob es nun um die Entschlüsselung der Symbolik der Wendeltreppen oder die der Empfangsräume geht – Ina Nottrott liefert uns nur an sehr wenigen Stellen Interpretationen.

Ein bißchen ärgerlich wird es dort, wo die Architektur-Journalistin völlig kritiklos über Gestaltungen hinweg geht, die sichtlich nicht gelungen sind. (Was aber nicht weiter verwundert, wenn man weiß, daß dieses Buch nach Angaben des Verlages das Ziel hat, „den Bankplatz Luxemburg zu präsentieren“.) Trotzdem: Wer das Buch als interessierter Leser aufschlägt, würde sicherlich z.B. in dem Kapitel, das den Gärten gewidmet ist, etwas differenziertere Informationen schätzen. Zwei Banken, die Banque de Luxembourg und die Banque Générale du Luxembourg haben den berühmten belgi-



von oben nach unten: Treppenhaus der DG Bank, der Crédit Européen Luxembourg und der Dresdner Bank aus: *Luxembourg – Banken und Architektur*
Photos: © Marc Theis

schen Landschaftsgärtner Jacques Wirtz engagiert, der jeweils sehr unterschiedliche Wunderwerke der Gartenkunst vollbracht hat – was die Banque de Luxembourg betrifft, ergeben Gebäude und Garten (auf dem Boulevard Royale) eine harmonisches Ganzes von großer Eleganz. Betrachtet man hingegen die Banque Générale du Luxembourg auf dem Kirchberg, so sieht man einen seelenlosen Koloß, der in dem kunstvollen Wirtzschen Garten steht, wie ein riesenhafter, unangenehmer Eindringling. Da haben verantwortliche Herren einen Garten gewollt, – warum? Vielleicht gar, weil sie das Kolossale, das fast schon Geschmacklose des Hauses zu kaschieren suchten?

Und warum lassen sich Banker überhaupt Gärten anlegen? Sind Gärten immer noch Symbol für Macht und Herrschaft? Spiegelt sich das hier in den luxemburger Bank-Beeten? Oder

geht es nur darum, den Mitarbeitern ein angenehmes Ambiente zu schaffen? Wenn ja, nehmen sie es an?

Solche Fragen beantwortet weder der Text, noch sagen es die Fotos (auf denen aus Gründen der Diskretion leider nie Menschen zu sehen sind – als sei die Architektur Selbstzweck). Letztlich ist das Buch nicht mehr, als ein schönes Bilderbuch, das die Banken von ihrer besten Seite zeigt (zwei Banker durften auch das Vorwort schreiben).

Schade. Wenn Ina Nottrott und Marc Theis sich zusammen daran gemacht hätten, die Symbole zu entschlüsseln, mit denen sich der „Adel der Dienstleistungsgesellschaft“ so gekonnt umgibt, anstatt sie zu oft nur zu beschreiben, dann hätte das interessant werden können. Doch diese Gelegenheit haben sie verschenkt.

Anke Schaefer-Schwarz

Kaiserliche Luxemburger

Jörg K. Hoensch: *Die Luxemburger. Eine spätmittelalterliche Dynastie gesamteuropäischer Bedeutung 1308-1437*, Kohlhammer Verlag, Stuttgart 2000.

Eine Besprechung zu diesem Buch zu schreiben, ist nicht einfach. Sein Autor, Jörg K. Hoensch (1935-2001), der sowohl den Kommilitonen an der Saarbrücker Universität als auch der gesamten internationalen Historikerschaft bekannte Fachmann für die Geschichte Osteuropas, verstarb vor wenigen Wochen, kurz nachdem er mit seiner Abschiedsvorlesung „Mitteleuropa – Zur konzeptuellen Karriere eines kulturpolitischen Begriffs“ seine Amtszeit als Lehrstuhlinhaber für Osteuropäische Geschichte beendet hatte. Stets war der gebürtige Sudetendeutsche seiner Heimat über die Bande wissenschaftlicher Reflexion verbunden. Gerade indem er versuchte, die europäische Dimension seines Faches herauszustellen, leistete er seinen Beitrag zur Konstituierung eines differenzierten europäischen Bewußtseins, das kaum auf die Beschäftigung mit den Ländern des ehemaligen Ostblocks zu verzichten vermag. Eine besondere Tragik erhält sein Tod nicht allein durch die zeitliche Nähe zu seinem letzten universitären Vor-

trag, sondern durch die Tatsache, daß sein Ausscheiden aus dem Lehrbetrieb und der persönliche Abschluß seiner akademischen Laufbahn zugleich das – vor wenigen Jahren im Zuge der Strukturreform der Universität beschlossene – Ende desselben Fachbereichs bedeutet. Somit beklagt das Saarland, wie es der Dekan der Philosophischen Fakultät Klaus Martin Girardet im entsprechenden Nachruf in der Saarbrücker Zeitung vom 20. März zutreffend formulierte, einen schmerzlichen „doppelten Verlust“.

Mit seinem letzten Buch *Die Luxemburger. Eine spätmittelalterliche Dynastie gesamteuropäischer Bedeutung 1308-1437* bekundet Hoensch zum wiederholten Mal sein Interesse für das Mittelalter. Auf mehr als dreihundert Seiten, denen ein ausführlicher Anhang mit einer thematisch geordneten Auswahlbibliographie, genealogischen Tafeln sowie einem ausführlichen Personenregister folgt, setzt er sich im wesentlichen mit der Historie der „kleinen“ Grafenfamilie der Luxemburger auseinander. Beginnend mit der ersten urkundlichen Erwähnung eines gewissen Grafen Siegfried, dem im Rahmen eines territorialen Tauschgeschäfts im Jahre 963 die *Lucilinburhuc* zugesprochen wurde, über Karl IV. (1346-1378) bis zum Tode des letzten Vertreters Sigismund (1410-1437), handelt Hoensch die einzelnen Machthaber chronologisch ab. Der Überblick über die politischen Ereignisse sowie deren Verflechtung mit dem

Geschick der Familie stehen dabei im Mittelpunkt, was dem Band insgesamt den Charakter einer klassischen Dynastiegeschichte gibt. Diese wird nicht zuletzt vor dem Hintergrund der für die mittelalterliche Geschichte charakteristischen latenten Spannung von Hausmacht- und Reichspolitik entfaltet.

Hinzu tritt die Italienpolitik, die im Fall der behandelten Familie erstmals für den Luxemburger und deutschen König Heinrich VII. (1308-1313) Bedeutung erhielt. Hierbei wurzelte – so Hoensch – der für den Monarchen obligatorische Zug in die ewige Stadt gerade auch in der persönlichen Verpflichtung, der universalen Verantwortung eines *Rex Romanorum* gerecht zu werden. In dieser Funktion oblag es dem Regenten, die administrative Ordnung jenseits der Alpen sicherzustellen und für den Frieden im gesamten Heiligen Römischen Reich Sorge zu tragen. Wenn auch Heinrichs Bemühungen aufgrund einer unzureichenden Einschätzung der italienischen Machtkonstellationen scheiterten, den seit den Staufern ins Hintertreffen geratenen Kaisergedanken im traditionellen Verständnis einer „kaiserlichen Universalmonarchie“ (S. 49) zu reaktivieren, so wurde auf diese Weise doch der dem amtierenden Regenten zufallende Aufgabenbereich wieder ins Bewußtsein gehoben. Seinem Sohn Johann dem Blinden (1310-1346) blieb zwar das deutsche Königtum verwehrt, nach dem Aussterben der Przemysliden im Agnatenstamm fiel ihm aber das Verdienst zu, durch Heirat der vierten Tochter Wenzels II. Elisabeth den luxemburgischen Machtbereich um das böhmische Königreich zu erweitern. Somit verschob sich das Engagement der Dynastie zugunsten des mitteleuropäischen Raums. Zugleich blieben aber sowohl die italienischen Besitzungen Johanns als auch das Stammland nicht unberücksichtigt. Diese Gebiete wurden durch eine geschickt durchgeführte Heiratspolitik zum einen Teil arrondiert, zum anderen Teil konsolidiert und auf diese Weise der weitere Ausbau der luxemburgischen Hausmacht vorangetrieben. Zudem legte Johann mit seinem Vorgehen nicht zuletzt den Grundstein für das politische Wirken seines Sohnes, den späteren Kaiser Karl IV., der schon im Jahre 1341 nach der vollständigen Erblindung Johanns die administrative Leitung Böhmens übernahm. Das gesamte luxemburgische Erbe trat Karl aber erst nach dem Tode seines Vaters an. Zudem konnte Karl, nachdem der aus dem Hause Wittelbach stammende deutsche König Ludwig IV. (1314-

1347) verstorben war, wieder die Reichskrone erlangen. Auch seine Italienpolitik gestaltete er äußerst erfolgreich, so daß ihm nach Heinrich VII. als zweiter Vertreter der Familie die Würde eines *Imperator Romanorum* zufiel. Zusätzlich vermochte Karl IV. durch eine Urkundensammlung, die heute unter dem Namen „Goldene Bulle“ bekannt ist, verfassungsgeschichtliche Marken zu setzen. Als herausragende Leistung seiner Regierungszeit muß jedoch – so die These Hoenschs – die Integration Böhmens in einen internationalen Rahmen angesehen werden, so daß sich „dadurch das Gesichtsfeld der europäischen Politik“ (S. 106) nach Osten hin öffnete.

Trotz allem war Karl IV. nicht imstande, die tiefgreifenden sozialen sowie ökonomischen Transformationsprozesse aufzuhalten, die nicht nur aus der Retrospektive das 14. Jahrhundert als eine Krisenzeit erscheinen lassen. Auch die Zeitgenossen empfanden dieses Säkulum als eine Phase des Umbruchs, in der die rasanten kulturellen Innovationen – wie die Ausweitung der Schriftlichkeit, die bildungspolitischen Reformen usw. – in Zusammenschau mit den gesamtgesellschaftlichen Veränderungen als Schwellenphänomene gedeutet wurden. Diesen Entwicklungen, welche den fließenden Übergang zur Frühen Neuzeit kennzeichnen, räumt Hoensch ein – wenn auch kurz gehaltenes – Teilkapitel ein, ohne jedoch den Bezug zu den Luxemburgern zu verlieren. So interpretiert Hoensch das Bedürfnis Karls, Konflikte auf diplomatischem Wege zu lösen, als eine pragmatische Handlungsnotwendigkeit, die von frühkapitalistischen Tendenzen gespeist war, da nun das Geld als Machtfaktor das traditionelle Verständnis des Königtums überformte (S. 186).

An die Erfolge dieses wohl bekanntesten Luxemburgers konnten seine Nachfolger in keiner Weise anknüpfen. König Wenzel IV. (1378-1419) brauchte über zehn Jahre, bis er endlich die aufbrechenden Konflikte zwischen Adel, Ritterschaft und Städten durch einen Landfrieden kurzfristig beilegen konnte. Zu keinem Zeitpunkt war er allerdings wirklich fähig, die Lage im Reich hinreichend zu konsolidieren, was ihn durchaus als schwachen Regenten auswies. Angesichts eines Schismas und der von Südosten vorstoßenden Osmanen kündigten sich scheinbar nicht zu bewältigende Herausforderungen für das Reich und die Christenheit an. Unter diesen Vorzeichen bedurfte es nur weniger Jahre, bis sich eine Opposition formierte, die letztlich in der Absetzung Wenzels und der Wahl des

Pfalzgrafen Ruprecht III. (1400-1410) durchsetzte. Somit waren die Luxemburger – insbesondere Wenzels eigensinniger Bruder Sigismund (1410/11-1437), der seit 1387 die Königskrone von Ungarn innehatte – nun vorrangig mit der Wiedergewinnung der einstigen Machtposition beschäftigt, während neue soziale Umwälzungen in Form einer religiösen Reformbewegung in Gang kamen. Als 1415 ihr Anführer Johann Hus hingerichtet wurde, eskalierte schließlich die Situation im Hussitenkrieg. Neben diesem Problem sah sich Sigismund bis zum Ende seiner Herrschaft mit der Herstellung der Kirchenunion sowie der Zurückdrängung der Türken konfrontiert. Doch die Erosion der königlichen Macht

konnte auch er nicht aufhalten – weder als König noch als Kaiser.

Insgesamt handelt es sich bei diesem Buch um eine gut verständliche Überblicksdarstellung, die vor allem in die Geschichte der luxemburgischen Familie einführt. Zuweilen behindern die immense Informationsdichte sowie die überdurchschnittlich hohe Zahl der in Erscheinung tretenden Handlungsträger den Lesefluß. Wissenschaftliche Leser müssen zudem leider auf einen Anmerkungsapparat verzichten. Dies wird aber teilweise durch die Bibliographie im Anhang ausgeglichen und mindert den Nutzwert des Bandes als Handbuch nicht.

Alexander König

In der Redaktion eingetroffen:

Marie-Louise Roth Zimmermann: *Denk' ich an Schelkingen ..., Erinnerungen einer Elsässerin an die Zeit im SS-Umerziehungslager (1942–1945)*, Annales Universitatis Saraviensis Band 16, Röhrig Universitätsverlag, St. Ingbert 2001, 174 S. Die SAARBRÜCKER HEFTE besprachen in Nr. 82 die französische Originalausgabe des Buches. Es liegt nun in deutscher Übersetzung vor.

Arbeitsgruppe Saarbrücker Literaturtage (Hg.): *Randwort Faktor; Saarbrücker Literaturtage in Otzenhausen '99. Eine Dokumentation*, Pocul Verlag, Saarbrücken 2001, 209 S. Der Band bietet neben Vorträgen, die während der Tagung gehalten wurden, und Reden auch Textbeispiele der 40 anwesenden AutorInnen aus Saar-Lor-Lux, Ostbelgien und Rheinland-Pfalz.

Landkreis St. Wendel, Georg Fox und Günter Schmitt (Hg.): *Bosener Augenblicke. Die Ergebnisse des 7. Mundart-Symposiums 1999*, PVS-Edition, Heusweiler-Holz 2001, 88 S. Was den E-Literaten Otzenhausen ist den U-Literaten ihr Bosen. Auch in diesem Buch sind Textbeispiele einiger Tagungsteilnehmer versammelt. Damit läßt sich jetzt der Vergleich ziehen, ob sich die Vertreter beider literarischen Gruppen so nahe kommen, wie ihre Tagungsorte beieinanderliegen.

Roland Marti (Hg.): *Grenzkultur – Mischkultur?*, Veröffentlichungen der Kommission für Saarländische Landesgeschichte und Volksforschung Bd. 35, SDV Saarbrücker Druckerei und Verlag, Saarbrücken 2000, 404 S. Das Jahr 1999 muß das saarländische Jahr der Tagungen gewesen sein. Auch dieser schwergewichtige Band versammelt die Vorträge eines Symposiums. Ihre kulturwissenschaftlichen Themen reichen von der Römer- bis in die Jetztzeit, von Phänomenen der Sprachvermischung über Synkretismus an Grenzen bis hin zu Aspekten kultureller Grenzüberschreitung in der Kulturwissenschaft.

Der Makel von Lug und Trug

Anfang Dezember 2000 kündigte die Stadt Saarbrücken aufgrund der Empfehlung ihres Finanzausschusses zum Ende des Jahres 2001 den Vertrag dem Verein Saarbrücker Hefte e.V. und damit auch den gewährten Druckkostenzuschuß. Ende Januar bat der Verein um Gespräche mit dem Kulturdezernat, der Stadtverwaltung und den Fraktionen im Saarbrücker Stadtrat. Dazu erreichte die Redaktion folgender Brief.

Betr.: Kündigung des Subventionsvertrages gegenüber dem Verein Saarbrücker Hefte seitens der Landeshauptstadt Saarbrücken mit Wirkung vom 1.1.2001.

Ihr Schreiben vom 29.01.2001 unter anderem an die Stadtrats-Fraktionen.

Sehr geehrter Herr Dr. Wender, sehr geehrter Herr Loebens,

durch Zufall ist mir Ihr o.g. Schreiben bekannt geworden.

Im Jahre 1989 war ich auf Seiten der CDU-Stadtratsfraktion an den Überleitungsverhandlungen sowohl im Kulturausschuß als auch bei den Einzelgesprächen zwischen Wortführern der damaligen Übernahme-Initiative und meiner damaligen Fraktion beteiligt.

Nachdem der langjährige Schriftleiter der Saarbrücker Hefte, Herr Dipl.Ing. – inzwischen Professor – Dieter Heinz, in den Ruhestand verabschiedet worden war, hatte eine Gruppe sich als linksliberale Avantgardisten empfindender Dynamiker/innen die Chance erkannt, sich dieses bisher im unpolitischsten Sinne konservativ,

stadthistorisch orientierten Periodikums zu bemächtigen, um ein Sprachrohr zu finden.

Die beabsichtigte Aktualisierung und eventuelle Zuspitzung künftiger Inhalte wurde auch nicht verheimlicht, aber der in die Oppositionsrolle gestoßenen CDU-Fraktion dadurch als interessant und zumutbar vorgestellt, daß ein Beirat gebildet werden sollte, der die Redaktionsarbeit beratend, unterstützend und kritisch begleiten und so den Zufluß unterschiedlicher Meinungen gewährleisten sollte.

Hierzu ist es späterhin nie gekommen. Der CDU-Fraktion ist ihre Zustimmung zum damaligen Vertrag mit vorgegaukelten Versprechungen abgelockt worden. Gewiß, wir waren gutgläubig, anstatt knochentrockene Vertragspflichten mit Minderheitenschutz als Vorbedingung zu verlangen – wobei uns die damalige Mehrheit wahrscheinlich nicht unterstützt hätte.

Daher betrachte ich die ganze seitherige Subvention und Arbeit als mit dem Makel von Lug und Trug behaftet!

Außerdem sind die Rufe der „linksliberalen Avantgardisten“ ohnehin im engen Hinterhof der kleinen Auflage und seltenen Erscheinungsweise der neuen SAARBRÜCKER HEFTE erstickt – während vorne auf der Straße Lafontaine, Koenig, Niedner und andere linke Tatmenschen Realitäten geschaffen haben, deren finanzielle und sonstige Folgen die Saarbrücker und sonstigen Restdeutschen noch lange belasten.

Den heutigen SAARBRÜCKER HEFTEN werde ich nicht nachtrauern.

Mit besten Grüßen

Stefan Weszkalnys

Saarbrücken, den 22. Februar 2001

Vorschau:

Für die Saarbrücker Hefte Nr. 86 sind u.a. Artikel zu folgenden Themen in Vorbereitung: Die im Bundestag vertretenen Parteien und ihre eingesetzten Kommissionen haben inzwischen ihre Konzepte zur zukünftigen Einwanderungspolitik vorgelegt. Sie werden auf ihre Tauglichkeit geprüft. In Saarbrücken wird derzeit über die geplante Gründung eines islamischen Kulturzentrums am Beethovenplatz gestritten; wir nehmen es zum Anlaß, die Situation der islamischen Gemeinden im Saarland zu untersuchen. Inzwischen verstummt die leidige Debatte um die Entschädigungszahlungen an die Zwangsarbeiter im „Dritten Reich“ – mit dem Beginn der Zahlungen scheint alles im Lot. Daß dieser Schein trügt und die Probleme erst begonnen haben, wird Gegenstand eines Artikels sein. Außerdem wird die Geschichte des Zwangsarbeiterlagers Etzenhofen aufgearbeitet.

Pfau-Verlag
Postfach 102314
D 66023 Saarbrücken
Fon +49 681 4163394
Fax +49 681 4163395
e-mail: info@pfau-verlag.de

Frank Sielecki

*Das Politische in den Kompositionen
von Helmut Lachenmann und
Nicolaus A. Huber*
Vorwort von Lothar Quandt
187 Seiten, Notenbeispiele, broschiert
ISBN 3-89727-033-1, DM 48,-

Musik im Dialog III

Klangkunst – Musiktheater
(Jahrbuch der Berliner
Gesellschaft für Neue Musik 1999)
hrsg. von Sabine Sanio,
Bettina Wackernagel
und Jutta Ravenna
Beiträge von U. Eller, M. Hirsch,
R. Julius, D. Ott, Ch. Seither u.a.
112 Seiten, Abbildungen, broschiert
ISBN 3-89727-107-9, DM 28,-

Thomas M. Maier

*Ausdruck der Zeit
Ein Weg zu John Cages
stillem Stück 4'33"*
198 Seiten, Notenbeispiele,
brochert
ISBN 3-89727-102-8, DM 38,-

Suzanne Josek

*The New York School
Earle Brown, John Cage,
Morton Feldman, Christian Wolff*
110 Seiten, Notenbeispiele,
Abbildungen, broschiert
ISBN 3-89727-036-6, DM 34,-

Luigi Nono

Aufbruch in Grenzbereiche
hrsg. von Thomas Schäfer
Beiträge von F. Breuning, St. Drees,
C. Henius, L. Jeschke, D. Krömer,
A. von Massow, M. Nanni, J. Stenzl
und M. Zenck
125 Seiten, Notenbeispiele,
Abbildungen, broschiert
ISBN 3-89727-079-X, DM 32,-

Sabine Sanio

*Alternativen zur Werkästhetik
John Cage und Helmut
Heißenbüttel*
275 Seiten, broschiert
ISBN 3-89727-029-3, DM 48,-

Werner Klüppelholz

*Sprache als Musik
Studien zur Vokalkomposition bei
Karlheinz Stockhausen, Hans G Helms,
Mauricio Kagel, Dieter Schnebel und
György Ligeti*
152 Seiten, Notenbeispiele, broschiert
ISBN 3-930735-18-0, DM 36,-

Stefan Fricke

Musik mit Ei
ein Guckheft über Fluxus und anderes
64 Seiten, Notenbeispiele,
Abbildungen, broschiert
ISBN 3-89727-067-6, DM 20,-

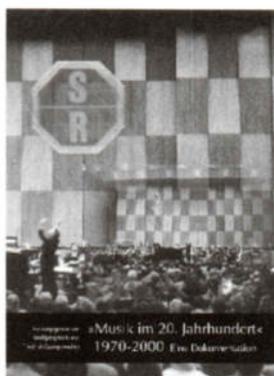
Adriana Hölszky

hrsg. von Eva-Maria Houben
Beiträge von B. Borchard,
A. Hölszky, W. Gruhn, J.P. Hiekel,
E.M. Houben, H. Möller und P. Petersen
107 Seiten, Notenbeispiele, broschiert
ISBN 3-89727-087-0, DM 20,-



www.pfau-verlag.de

Pfau-Verlag
Postfach 102314
D 66023 Saarbrücken
Fon +49 681 4163394
Fax +49 681 4163395
e-mail: info@pfau-verlag.de



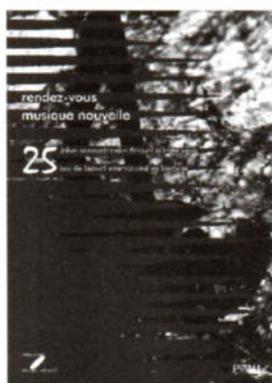
»Musik im 20. Jahrhundert« 1970-2000

Eine Dokumentation

herausgegeben von
Wolfgang Korb und
Friedrich Spangemacher

mit Beiträgen von Stefan Fricke, Nike Keisinger,
Wolfgang Korb und Friedrich Spangemacher

215 Seiten, zahlreiche Abbildungen, kartoniert
ISBN 3-89727-144-3, DM 39,80



rendez-vous musique nouvelle

25 Jahre internationales Festival in Lothringen
25 ans de festival international en Lorraine

mit Beiträgen von Gerhard R. Koch und Andreas Wagner
und einem Vorwort von Pierre Boulez
Übersetzung: Martin Kaltenecker

zweisprachige Ausgabe (deutsch/französisch)
111 Seiten, zahlreiche Abbildungen, broschiert
ISBN 3-89727-129-X, DM 35,-/FFr 120

www.pfau-verlag.de

Autorinnen und Autoren

- Werner Brill**, Dr. phil., geb. 1956, Erziehungswissenschaftler, Lehrtätigkeit mit Schwerpunkt u.a. auf Nationalsozialismus und Sonderpädagogik, Geschäftsführer des Adolf-Bender-Zentrums, St. Wendel.
- Dirk Bubel**, geb. 1955, Studium der Soziologie und Sozialpsychologie, wechselnde Tätigkeiten im In- und Ausland als Autor, Journalist und Kleinbauer, Mitarbeiter an verschiedenen Zeitschriften- und Verlagsprojekten, seit 1989 Projektberater bei der Arbeit und Kultur Saarland GmbH.
- Wilfried Busemann**, Historiker, im Ruhrgebiet aufgewachsen, Veröffentlichungen zur Geschichte rheinischer und saarländischer Arbeiterbewegungen, zur Alltagsgeschichte und zur Entschädigung saarländischer NS-Opfer.
- Bernhard Dahm**, geb. 1953, Rechtsanwalt mit Schwerpunkt Asyl- und Ausländerrecht.
- Stefan Fricke**, geb. 1966, Musikwissenschaftler, lebt in Köln.
- Christian Frobenius**, Student der Germanistik und Anglistik an der Ludwig-Maximilian-Universität München.
- Eugen Helmlé**, 1927-2000, Schriftsteller und Übersetzer, Herausgeber von Anthologien.
- Hans Horch**, Dr., geb. 1949, Ausbildung als Deutschlehrer und Sozialwissenschaftler, in der außerschulischen Jugendbildung beschäftigt.
- Achim Huber**, geb. 1956, Studium der Soziologie und Philosophie, arbeitet als Sozialwissenschaftler in Saarbrücken.
- Alexander Jansen**, geb. 1967, Theaterarbeit seit 1988, Engagements als Dramaturg in Eisenach und Hildesheim, seit 1996 Dramaturg für Musiktheater und Konzert am Saarländischen Staatstheater, Mitwirkung bei Festivals, Ausstellungsbeteiligungen, schriftstellerische Tätigkeit für das Theater, zahlreiche Aufsätze und Rundfunksendungen.
- Anke Jungfleisch**, geb. 1969 in Saarbrücken, Diplom-Soziologin, lebt in Berlin.
- Alexander König**, geb. 1974, Studium der Geschichte, Katholischen Theologie, Germanistik, studentische Hilfskraft am Historischen Institut / Lehrstuhl für Neuere und Neueste Geschichte, Prof. R. Hudemann.
- Sigrid Konrad**, geb. 1966, Musikwissenschaftlerin.
- Hans Leo Krämer**, Prof. Dr., geb. 1936, Professor für Soziologie und Leiter der Kooperationsstelle Hochschule und Arbeitswelt an der Universität des Saarlandes, Vorstandsvorsitzender des Instituts für praxisorientierte Forschung und Bildung e.V. (ifb), Saarbrücken.
- Uwe Loebens**, geb. 1958, Bildender Künstler, journalistische Tätigkeit.
- Sven Rech**, geb. 1965, Studium der Literaturwissenschaft in Saarbrücken, seit 1991 als Hörfunk- und Fernsehjournalist beim Saarländischen Rundfunk tätig.
- Anke Schaefer-Schwarz**, geb. 1970, Studium Diplomstudiengang Kulturwirt, Sprachen-, Wirtschafts- und Kulturraumstudien an der Universität Passau, Schwerpunkt französischer Kulturraum, Volontariat beim Bayerischen Rundfunk, seit 1998 als Rundfunkjournalistin und Moderatorin beim Saarländischen Rundfunk tätig.
- Dietmar Schmitz**, Dr., Studium der Politikwissenschaft und Germanistik u.a. in Wien, Bern und Berlin, tätig als Gymnasiallehrer, in der Privatwirtschaft, im saarländischen Umweltministerium, seit 1988 in der kommunalen Kultur- und Umweltverwaltung beschäftigt, journalistische Tätigkeit.
- Erich Später**, geb. 1959, lebt in Saarbrücken und arbeitet als Geschäftsführer der Heinrich-Böll-Stiftung.
- Herbert Temmes**, geb. 1969, Studium der Geschichte und Germanistik, arbeitet bei der Multiple Sklerose Gesellschaft Saarbrücken.
- Wiebke Trapp**, Politologin und Zeithistorikerin, freie Schreiberin, Tätigkeit in einer Werbeagentur.
- Nathalie Weber**, geb. 1969, Studium der Romanistik und Slawistik in Saarbrücken und Warschau, wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität des Saarlandes, freie Mitarbeit beim Verbindungsbüro des Saarlandes bei der EU in Brüssel, als Hörfunkjournalistin beim Saarländischen Rundfunk tätig.
- Reinhard Wilhelm**, Prof. Dr., Studium der Mathematik und Informatik in München, Münster und Stanford/USA, seit 1978 Hochschullehrer für Informatik an der Universität des Saarlandes, seit 1990 wissenschaftlicher Direktor des Internationalen Begegnungs- und Forschungszentrums für Informatik in Schloß Dagstuhl/Wadern.

Bevor es die **alten** Hefte der
neuen Saarbrücker hefte nicht mehr gibt ...
... erwerben Sie noch **Anteile** an den
schönsten Seiten des *Saarlandes*

Diese Saarbrücker Hefte können Sie noch bestellen.

Veränderung der Stadtlandschaft

Nr. 61/62, Dez. '89 / Das allererste der neuen Hefte, Doppelheft für nur DM 7,-

Saarlanditis

Nr. 63, Juni '90 / Das ultimative Saarland-Brevier, nur DM 7,-

Industriekultur und Industriearchäologie

Nr. 64, Nov. '90 / Das Heft zur Hütte, vergriffen!

Künstliche Intelligenz

Nr. 65, Mai '91 / Das KI-Heft - lange vor dem Internet, nur DM 7,-

Mitten im Abseits

Nr. 66, Dez. '91 / Das Armutsheft - lange vor der Globalisierung, nur DM 7,-

Die Vergangenheit bringt sich in Erinnerung

Nr. 67, Juni '92 / Das Heft zum Gerz-Denkmal, nur DM 7,-

Das Gute Leben

Nr. 68, Dez. '92 / Das Heft zum Gutmenschentum?, nur DM 7,-

Die Krise als Dauerbeschäftigung

Nr. 69, Juni '93 / Das legendäre Heft zur Wirtschaftspolitik im Saarland, nur DM 7,-

Stadtkörper Saarbrücken

Nr. 70, Dez. '93 / Das Stadtplanungs-Heft - lange vor der Saarbahn, nur DM 7,-

Politische Kultur?

Nr. 71/72, Sept. '94 / Das Heft zur Gegendarstellung, Doppelheft für nur DM 7,-

Melange

Nr. 73, März '95 / Kein Heft zum clash of cultures, nur DM 7,-

Jugend

Nr. 74, Sept. '95 / Das erste Heft der 89er-Generation, nur DM 7,-

Kunst und Chaos im Saarland

Nr. 75, März '96 / Das Heft zum Kunst-Kartell, nur DM 7,-

Internet im Saarland

Nr. 76, Sept. '96 / Das Heft zum Einstieg: Wir waren schon drin, nur DM 7,-

Stadt der Superlative: Völklingen

Nr. 77, Frühjahr '97 / Das zweite Völklingen-Heft - ganz ohne Herrn Z., nur DM 7,-

Bildung: Ballast oder Bereicherung?

Nr. 78, Herbst '97 / Das Heft zur Katastrophe?, nur DM 7,-

Zerbrochene Utopien - Verlorene Illusionen?

Nr. 79/80, Herbst '98 / Das Heft zum Abschied von 68, Doppelheft für DM 18,-

Erinnern, Mahnen, Gedenken

Nr. 81, Sommer '99 / Das Heft zur Wehrmachtausstellung, DM 14,50

10 von 1000 Jahren

Nr. 82, Winter '99 / Kein Heft zum Millenium DM 14,50

Nr. 83, Sommer 2000 / Die Hefte im neuen Gewand, DM 14,50

Nr. 84, Winter 2000 / Es geht voran, DM 14,50

Die Preise verstehen sich zgl. Porto, bei Abnahme von drei und mehr Exemplaren erfolgt die Lieferung frei Haus.

Bestellungen bitte an den Pfau-Verlag, Postfach 10 23 14, 66023 Saarbrücken,
Tel. 0681-4163394 / Fax -95 / e-mail: pfau-verlag@t-online.de

Bei Bestellung von zwei und mehr Heften erhalten Sie als kleines Geschenk ein Exemplar von Heft Nr. 63: Saarlanditis - das ultimative Saarland-Brevier. Erhältlich sind auch noch Restexemplare der „alten“ Saarbrücker Hefte (Nr. 1-60), die von 1955 bis 1988 erschienen sind. Restlos vergriffen sind die Nummern 1-15, 18, 20, 22, 24, 49 und 51.